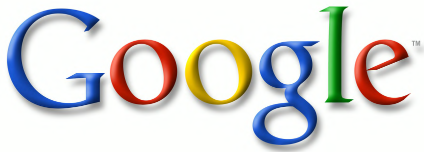
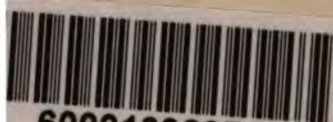







600010929R

Heinrich und Antonio,

oder

die Proſelyten

der

römiſchen und der evangeliſchen Kirche;

von

Dr. Karl Gottlieb Bretſchneider,
Oberconſiſtorialrathe und Generalſuperint. zu Gotha.

„Mag auch immerhin noch ſo viele Spreu der [illegible] Glauben bei jedem Hauche der Verſuchung [illegible] deſto reinere Maſſe des Getreides wird dadurch [illegible] des Herrn geſammelt.“ (Avolent, quantum [illegible] levis fidei quocunque afflatu tentationum; [illegible] frumenti in horrea domini reponetur.) [illegible]
Tertullian, de praescript. Kap. 3.

Zweite, verbeſſerte [illegible]

...ich
... Ver=
...ſtel, und
...die römiſche
... Synode zu
...s feſtgeſtellt hat.
...üſſe jener Synode,
...der unter dem Papſt

* 2

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Zweck dieser Schrift spricht sich am besten durch ihren Inhalt aus. — Sie soll nicht dem Angriff, sondern der Vertheidigung dienen, und mußte nur da polemisch werden, wo die Vertheidigung nicht anders geführt werden konnte als so, daß man die Waffe des Gegners auf ihn selbst zurückwendete. Die Vertheidigung sollte hauptsächlich geführt werden durch Nebeneinanderstellung und Vergleichung der Aussprüche Jesu und der Apostel, und der Lehren und Einrichtungen, welche die römische Priesterschaft als ewig gültig auf der Synode zu Trient und im römischen Katechismus festgestellt hat. Dieser Katechismus und die Beschlüsse jener Synode, als die Hauptbekenntnißschriften der unter dem Papst

zu Rom vereinigten Christen, sind daher oft angeführt worden, um nicht dem Vorwurf ausgesetzt zu seyn, als ob man die Lehre der römischen Kirche entstelle. (Für den Unkundigen sey hier bemerkt, daß die Synode zu Trient in den Jahren 1545 bis 1563, jedoch mit Unterbrechung gehalten wurde, daß die daselbst versammelten katholischen Priester das in Lehren und Gebräuchen, was als Mißbrauch von den Evangelischen war abgethan worden, und noch der öffentlichen Bestätigung ermangelte, mit dieser versahen, sich gegen die evangelische Kirche streng abschlossen, und dieser für immer den Scheidebrief gaben. Was den römischen Katechismus betrifft, so ist er auf Befehl des Papstes Pius des 5ten gemacht, zuerst im Jahr 1566 zu Rom, und dann öfters herausgegeben, und darin noch manches, was man zu Trient übergangen oder nur kurz berühret hatte, näher bestimmt worden.) — Das hierdurch bestimmte Evangelium von Rom neben das Evangelium von Nazareth zu stellen, war Hauptabsicht dieser Schrift, daher den Gründen der Geschichte nur eine untergeordnete Stimme vergönnt worden ist.

Die Vertheidigung des Evangeliums von Nazareth gegen das Evangelium von Rom findet aber ihre volle Rechtfertigung im Angriff. Die evangelische Kirche sieht sich in Schriften, Flugblättern, Zeitungen, sowohl in französischen als deutschen, fortwährend angegriffen. Nicht dunkle Scribler, die man verachten könnte, weil sie niemand hört, sind es allein, die eine immer fortgehende Anklage gegen die Kirche, die sich allein an das Evangelium von Nazarareth hält, erheben; sondern dasselbe thun mit besonderem Nachdruck auch Zeitschriften, die, wegen anderer Umstände, in die Lesezimmer der höhern Welt kommen, und neue und alte Anklagen gegen die evangelischen Christen, gleich Brandraketen, ohne Ende dahin schleudern, wo sie am ersten zünden, und, wenn sie zünden, am ersten schaden können. Auch leben die Jesuiten wieder, — der Orden, der sich die Bekämpfung und Ausrottung der evangelischen Kirche zum besondern Ziel gesetzt hat; sie wirken in verschiedenen Gestalten, sie errichten ihre Lager, stellen ihre Posten aus, und suchen sich der Ohren der höhern Stände zu bemächtigen. Eifrig und offen wird das Werk der Proselytenmacherei

betrieben; und nicht ohne Erfolg. Manche werden gewonnen durch unedle Mittel, und vertauschen das Evangelium von Nazareth mit dem von Rom, weil sie die Welt und die Ehre vor Menschen mehr lieben, als Gott und die Wahrheit. An ihnen ist nichts verloren. Andre aber werden durch Trugschlüsse, durch scheinbare Beweise, denen sie nicht zu begegnen wissen, gewonnen, und durch scheinbare Anklage mit Mißtrauen gegen das evangelische Christenthum erfüllt. Diesen eine leitende Hand zu reichen, die Getäuschten zu enttäuschen, die Wankenden zu befestigen, fordert die Pflicht von jedem, dem die evangelische Wahrheit noch etwas gilt. Schweigen zu rechter Zeit ist löblich, zur Unzeit, thöricht; doch schweigen, wo die Pflicht zu reden gebiethet, wo die Wahrheit gleichsam herumwandert, und ihre Freunde auffordert, sie zu vertheidigen, wo manches beunruhigende und wankende Herz nach Licht und Stärke verlangt, — da zu schweigen, ist gewissenlos. Wer hätte aber mehr Beruf, hier zu reden, als die, welche nach ihrer Amtspflicht vor Andern die evangelische Wahrheit kennen, ehren und vertheidigen sollen?

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Zweck dieser Schrift spricht sich am besten durch ihren Inhalt aus. — Sie soll nicht dem Angriff, sondern der Vertheidigung dienen, und mußte nur da polemisch werden, wo die Vertheidigung nicht anders geführt werden konnte als so, daß man die Waffe des Gegners auf ihn selbst zurückwendete. Die Vertheidigung sollte hauptsächlich geführt werden durch Nebeneinanderstellung und Vergleichung der Aussprüche Jesu und der Apostel, und der Lehren und Einrichtungen, welche die römische Priesterschaft als ewig gültig auf der Synode zu Trient und im römischen Katechismus festgestellt hat. Dieser Katechismus und die Beschlüsse jener Synode, als die Hauptbekenntnißschriften der unter dem Papst

gelische und römische, wünscht und hofft, das ist am Schlusse ausgesprochen. Möge es in Erfüllung gehen! Uebrigens hat der Verfasser gedacht, daß es nicht nutzlos seyn würde, wenn man den Confirmanden aus den höhern und gebildeten Ständen eine solche Schrift, wie die gegenwärtige, an ihrem Confirmationstage als ein Hülfsbuch gegen die Nebelkünste der Proselytenmacherei mit auf den Weg des Lebens gäbe.

Gotha, den 7. April 1826.

B.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift trat zu früh ein, als daß ich hätte Veranlassung finden können, an dem Plan und Wesen des Ganzen etwas zu verändern. Auch hat das Urtheil des Publikums beides gebilligt. Hätte ich das hinzufügen wollen, wozu der Beurtheiler dieser Schrift in der Leipziger Literaturzeitung rieth, so würde ich dieses Buch zu einem wirklichen Roman haben machen und ihm noch einen Theil haben geben müssen. Dieß wäre aber ganz gegen meinen Zweck gewesen, obgleich die am Schlusse des Ganzen eingeflochtene Person des katholischen Arztes dazu würde Stoff dargebothen haben. Ich fand aus diesem Grunde auch Bedenken, Heinrich, — wie manche wünschten — noch einen Beistand in Vertheidigung

betrieben; und nicht ohne Erfolg. Manche werden gewonnen durch unedle Mittel, und vertauschen das Evangelium von Nazareth mit dem von Rom, weil sie die Welt und die Ehre vor Menschen mehr lieben, als Gott und die Wahrheit. An ihnen ist nichts verloren. Andre aber werden durch Trugschlüsse, durch scheinbare Beweise, denen sie nicht zu begegnen wissen, gewonnen, und durch scheinbare Anklage mit Mißtrauen gegen das evangelische Christenthum erfüllt. Diesen eine leitende Hand zu reichen, die Getäuschten zu enttäuschen, die Wankenden zu befestigen, fordert die Pflicht von jedem, dem die evangelische Wahrheit noch etwas gilt. Schweigen zu rechter Zeit ist löblich, zur Unzeit, thöricht; doch schweigen, wo die Pflicht zu reden gebiethet, wo die Wahrheit gleichsam herumwandert, und ihre Freunde auffordert, sie zu vertheidigen, wo manches beunruhigende und wankende Herz nach Licht und Stärke verlangt, — da zu schweigen, ist gewissenlos. Wer hätte aber mehr Beruf, hier zu reden, als die, welche nach ihrer Amtspflicht vor Andern die evangelische Wahrheit kennen, ehren und vertheidigen sollen?

Die Form dieser Schrift bedarf hoffentlich keiner Rechtfertigung. Sie ist nicht die, in welcher der Verfasser sich jemals versucht hätte, daher er dießfalls die billige Nachsicht der Kunstrichter in Anspruch nimmt. Sie ist nach mehrern Versuchen und reiflicher Ueberlegung gewählt worden, theils für den Zweck einer bessern Verständigung, theils und hauptsächlich für einen willigern und ausgebreitetern Gebrauch derselben, besonders bei der gebildeten Welt, welche sich zum Lesen wissenschaftlicher Werke nicht so leicht entschließt. Ob daher gleich bei dieser Form der strenge systematische Zusammenhang des Einzelnen verloren gehen mußte; so schien doch jener Zweck dieses Opfers werth zu seyn. Auch ist wohl nicht zu fürchten, daß man diese Form der Würde des Gegenstandes nicht für angemessen halten sollte, da auch der Stifter unsrer Religion sich der Form der Erzählung und des Dialogs so häufig bediente, und wohl keinem Bibelleser die Geschichte des verlornen Sohnes unbekannt ist, der nach manchen sittlichen Verirrungen gebessert zurückkehrt ins Vaterhaus.

Was der Verfasser für beide Kirchen, die evan-

Seite

Zehntes Kapitel. Antonio und das 23ste Kapitel des Matthäus. — Das Geständniß 118

Eilftes Kapitel. Die Erblehre und die Unfehlbarkeit der Kirche 141

Zwölftes Kapitel. Die Nothwendigkeit eines unfehlbaren Richters zur Einheit des Glaubens. — Die Willkühr der Lehrmeinungen unter den Protestanten . 153

Dreizehntes Kapitel. Das Priesterthum und die Weihe 178

Vierzehntes Kapitel. Der römische und der evangelische Gottesdienst. — Die Messe 191

Funfzehntes Kapitel. Antonio und das Fegefeuer . 203

Sechszehntes Kapitel. Die Heiligen und Märtyrer. 209

Siebenzehntes Kapitel. Die Sittenlehre der römischen Kirche; — die christliche Vollkommenheit; — der Ablaß und die guten Werke 220

Achtzehntes Kapitel. Fortsetzung. — Die Lossprechung von Eiden. — Die Jesuiten. — Die Päpste. — Die Ehe. — Der blinde Gehorsam. — Die Obrigkeit 229

Neunzehntes Kapitel. Der Kelch im Abendmahle; die letzte Oelung. — Antonio's Entschluß . . . 242

Zwanzigstes Kapitel. Heinrich in Verlegenheit. — Man kann als Katholik ein guter Christ sein . . 251

Ein und zwanzigstes Kapitel. Heinrich und Antonio. — Die Empfehlungsbriefe. Schluß . . . 259

Anhang 279

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift trat zu früh ein, als daß ich hätte Veranlassung finden können, an dem Plan und Wesen des Ganzen etwas zu verändern. Auch hat das Urtheil des Publikums beides gebilligt. Hätte ich das hinzufügen wollen, wozu der Beurtheiler dieser Schrift in der Leipziger Literaturzeitung rieth, so würde ich dieses Buch zu einem wirklichen Roman haben machen und ihm noch einen Theil haben geben müssen. Dieß wäre aber ganz gegen meinen Zweck gewesen, obgleich die am Schlusse des Ganzen eingeflochtene Person des katholischen Arztes dazu würde Stoff dargebothen haben. Ich fand aus diesem Grunde auch Bedenken, Heinrich, — wie manche wünschten — noch einen Beistand in Vertheidigung

seines Katholicismus beyzugeben. Es schien mir nicht darauf anzukommen, wie Viele etwas sagten, sondern was gesagt würde, und es konnte gleichgültig seyn, ob die Anklage gegen unsre Kirche von einem oder von mehrern erhoben würden. Die Einmischung einer zweiten Person schien mir zu einer für meinen Zweck zu weitläuftigen Polemik zu führen. Ob aber gleich der Plan des Ganzen geblieben ist, so sind doch im Einzelnen viele Verbesserungen und mehrere Vermehrungen gegeben worden.

Die im Anhange befindliche Zugabe aus den Schriften der ältesten Kirchenväter wird hoffentlich kein Leser ungern sehen.

Uebrigens freue ich mich innigst, daß diese Schrift nicht unbeachtet geblieben ist, sondern mich hoffen läßt, daß sie Einiges beitragen werde, die Erkenntniß und Verehrung des Wahren und Guten in der großen Gemeinde des Herrn zu befördern.

Gotha, den 20. Mai 1827.

B.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Heinrich, und seine Jugendbildung .	1
Zweites Kapitel. Sein Aufenthalt in Rom, und Uebertritt zur römischen Kirche	11
Drittes Kapitel. Seine Rückreise in die Heimath. — Antonio. — Gott und die Ketzer. — Der wahre Christ	19
Viertes Kapitel. Heinrichs Ankunft in der Heimath. — Das Recht des Confessionswechsels	32
Fünftes Kapitel. Der Kirchgang. — Die lateinische Liturgie	41
Sechstes Kapitel. Das Verhältniß der katholischen Kirche zum Zwecke des Christenthums, und der versöhnenden Sacramente zur christlichen Tugend. — Die priesterliche Absolution. Joh. 20, 23. Matth. 18, 18.	49
Siebentes Kapitel. Die gemischte Ehe. Die Verdammniß der Ketzer. — Was zu Erlangung des ewigen Lebens gefordert wird	64
Achtes Kapitel. Antonio. — Matth. 19, 16 — 19. — Einfluß der katholischen Sakramente auf Beruhigung des Gemüths	74
Neuntes Kapitel. Die allein wahre, katholische und apostolische Kirche, und die Päpste als Oberhäupter derselben	88

Seite

Zehntes Kapitel. Antonio und das 23ste Kapitel des Matthäus. — Das Geständniß 118

Eilftes Kapitel. Die Erblehre und die Unfehlbarkeit der Kirche 141

Zwölftes Kapitel. Die Nothwendigkeit eines unfehlbaren Richters zur Einheit des Glaubens. — Die Willkühr der Lehrmeinungen unter den Protestanten . 153

Dreizehntes Kapitel. Das Priesterthum und die Weihe 178

Vierzehntes Kapitel. Der römische und der evangelische Gottesdienst. — Die Messe 191

Funfzehntes Kapitel. Antonio und das Fegefeuer . 203

Sechszehntes Kapitel. Die Heiligen und Märtyrer. 209

Siebenzehntes Kapitel. Die Sittenlehre der römischen Kirche; — die christliche Vollkommenheit; — der Ablaß und die guten Werke 220

Achtzehntes Kapitel. Fortsetzung. — Die Losspre-chung von Eiden. — Die Jesuiten. — Die Päpste. — Die Ehe. — Der blinde Gehorsam. — Die Obrigkeit 229

Neunzehntes Kapitel. Der Kelch im Abendmahle; die letzte Oelung. — Antonio's Entschluß 242

Zwanzigstes Kapitel. Heinrich in Verlegenheit. — Man kann als Katholik ein guter Christ sein . . 251

Ein und zwanzigstes Kapitel. Heinrich und Antonio. — Die Empfehlungsbriefe. Schluß . . . 259

Anhang 279

»Und ich, — sprach Wilhelmine, — kann nicht glau„ben, daß die katholische Kirche etwas so unchristliches „von ihren Proselyten fordert.“

„Man sollte dieses freilich denken, versetzte der Va„ter. Aber eine Kirche, die uns alle ohne Unterschied als „Ketzer verdammt und verflucht, handelt wenigstens folge„richtig, wenn sie von dem Proselyten verlangt, nun auch „die Seinigen von dieser Verfluchung nicht auszunehmen. „Gewiß ist es wenigstens, daß die Jesuiten den von ihnen „gemachten Proselyten solche Verfluchungen angemuthet „haben, wie nur kürzlich durch den Abdruck solcher Be„kenntnisse und die Prüfung ihrer Aechtheit erwiesen wor„den ist. *) Daß aber auch andere katholische Priester von

*) Die vorzüglichste Schrift hierüber ist: Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei Tridentinae und einiger andern römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse von G. C. F. Mohnike. Greifswalde 1822. 8. — In dem Glaubensbekenntnisse, das in Ungarn beim Uebertritte Evangelischer zum römischen Glauben gebraucht wurde, und das sehr wahrscheinlich von Jesuiten herrührt, heißt es am Schlusse:

»Wir bekennen, daß die römische Lehre die katholische, reine, »göttliche, seligmachende, alte und wahre, die evangelische aber »eine falsche, irrige, gotteslästerliche, verfluchte, ketzerische, ver»dammliche, aufrührerische, gottlose, ausgedachte und ersonnene »sey. —— Wir verfluchen daher (Maledictos pronuntiamus) »unsre Aeltern, die uns in jenem ketzerischen Glauben erzogen haben; »wir verfluchen auch diejenigen, die uns am römisch-katholischen »Glauben zweifelhaft machten. —— Wir verfluchen die Bücher, die »wir gelesen haben, und welche jene ketzerische und gotteslästerliche »Lehre enthalten. Wir verfluchen auch alle unsre Werke, die wir »während wir im ketzerischen Glauben waren, begangen haben, da»mit sie uns nicht am jüngsten Tage vor Gott verantwortlich ma»chen. — Wir schwören überdieses, so lange ein Blutstropfen in »unserm Körper seyn wird, jene verfluchte evangelische Lehre auf

seines Gewissens Katholik geworden sey; er hatte dringend gebethen, ihn nicht in die Reihe jener unwürdigen Ueberläufer zu setzen, welche um einer Pfründe oder eines Gnadengehaltes, um einer Gönnerschaft oder vortheilhaften Heirath willen den Glauben wechseln, wie ein Kleid: aber dieses alles vermochte nicht den Kummer des Vaters zu lindern, der es tief fühlte, daß ihn nun eine große Scheidewand von dem Herzen seines Sohnes trenne.

„Wie kann Heinrich, — rief er schmerzlich aus, — „noch Vertrauen zu uns haben, und uns noch achten, da „er nach den Grundsätzen seiner Kirche uns für Ketzer, „Teufelskinder und der ewigen Verdammniß Geweihte „halten muß? — Ich wenigstens wüßte nicht, wie ich die „achten oder ihnen vertrauen könnte, von denen ich glau„ben müßte, daß sie voll seelenverderblicher Irrthümer „seyen, daß sie Satan regiere, und Gott sie der ewigen „Verdammniß geweiht habe! — Und sollte er gar, — setz„te er heftig hinzu, — ein jesuitisches Glaubensbekennt„niß abgelegt, und darin Vater, Mutter und Lehrer ver„flucht haben, weil sie ihn in der Ketzerei erzogen hät„ten, dann — o dann möchte ich mein Kind nimmer „wieder sehen!"

„Das, — versetzte mit Lebhaftigkeit die Mutter, — „das hat Heinrich gewiß nicht gethan. Darauf kenne ich „meinen Sohn! Wie? — die Mutter zu verfluchen, die „ihn unter ihrem Herzen getragen und ihm ihre Brust ge„reicht hat, — das wäre zu schrecklich! das hat mein „Sohn nicht gethan! Er hat gewiß das Wort der Schrift „(Sprüchw. 20, 20.) nicht vergessen: wer seinem Va„ter und seiner Mutter fluchet, deß Leuchte „wird verlöschen mitten in Finsterniß!"

„Ich will, — erwiederte der Vater, — auch so schreck„liches von ihm nicht glauben!"

»Und ich, — sprach Wilhelmine, — kann nicht glau„ben, daß die katholische Kirche etwas so unchristliches „von ihren Proselyten fordert."

„Man sollte dieses freilich denken, versetzte der Va„ter. Aber eine Kirche, die uns alle ohne Unterschied als „Ketzer verdammt und verflucht, handelt wenigstens folge„richtig, wenn sie von dem Proselyten verlangt, nun auch „die Seinigen von dieser Verfluchung nicht auszunehmen. „Gewiß ist es wenigstens, daß die Jesuiten den von ihnen „gemachten Proselyten solche Verfluchungen angemuthet „haben, wie nur kürzlich durch den Abdruck solcher Be„kenntnisse und die Prüfung ihrer Aechtheit erwiesen wor„den ist. *) Daß aber auch andere katholische Priester von

*) Die vorzüglichste Schrift hierüber ist: Urkundliche Geschichte der sogenannten professio fidei Tridentinae und einiger andern römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse von G. C. F. Mohnike. Greifswalde 1822. 8. — In dem Glaubensbekenntnisse, das in Ungarn beim Uebertritte Evangelischer zum römischen Glauben gebraucht wurde, und das sehr wahrscheinlich von Jesuiten herrührt, heißt es am Schlusse:

»Wir bekennen, daß die römische Lehre die katholische, reine, »göttliche, seligmachende, alte und wahre, die evangelische aber »eine falsche, irrige, gotteslästerliche, verfluchte, ketzerische, ver»dammliche, aufrührerische, gottlose, ausgedachte und ersonnene »sey. —— Wir verfluchen daher (Maledictos pronuntiamus) »unsre Aeltern, die uns in jenem ketzerischen Glauben erzogen haben; »wir verfluchen auch diejenigen, die uns am römisch-katholischen »Glauben zweifelhaft machten. —— Wir verfluchen die Bücher, die »wir gelesen haben, und welche jene ketzerische und gotteslästerliche »Lehre enthalten. Wir verfluchen auch alle unsre Werke, die wir »während wir im ketzerischen Glauben waren, begangen haben, da»mit sie uns nicht am jüngsten Tage vor Gott verantwortlich ma»chen. — Wir schwören überdieses, so lange ein Blutstropfen in »unserm Körper seyn wird, jene verfluchte evangelische Lehre auf

„besserer Art als die Jesuiten, eben dasselbe thun soll„ten, oder daß es gar Regel sey, glaube ich auf keine „Weise. Indessen mag doch jedes katholische Glaubensbe„kenntniß, das die Proselyten ablegen müssen, etwas ent„halten, wodurch sie sich von der geistigen Gemeinschaft „ihrer Aeltern lossagen müssen. Wenigstens enthielt das „Glaubensbekenntniß, das Karl Biester noch im Jahre „1812, als er in Wien katholisch wurde, nach Vorschrift „des päpstlichen Nuntius ablegen mußte, die ausdrücklichen „Worte:

ich schwöre, nicht in die abgeschwornen Irrthümer zurück fallen, und nicht Hülfe, Rath, Gunst oder Beistand gewähren zu wollen denen, welche jenen Irrthümern anhängen. *)

„Wie könnte daher Heinrich, wenn er dieses auch geschwo„ren hätte, seinen ketzerischen Aeltern noch Freundschaft be„zeigen, oder Hülfe, Gunst und Beistand leisten wollen? — „Ach! — ich habe meinen Sohn verloren! — verloren für „immer!"

»jede Weise, heimlich und öffentlich, mit Gewalt und Hin»terlist (clam et aperte, violenter et fraudulenter), mit »Wort und That, selbst durch das Schwert, zu verfolgen.» S. Mohnike S. 91.

*) Die Worte der Urkunde des päpstlichen Nuntius lauten: testamur — Carolum Biester, Lutheranae sectae, in qua natus et educatus fuerat, errores omnes impietatesque ejurasse, nec non in manibus nostris fidei promissionem emisisse, cum juramento, de non relabendo in abjuratos errores, et non praestando opem, favorem, auxilium vel consilium eorum adhaerentibus." Der Aechtheit dieser Urkunde ist von katholischer Seite nicht widersprochen worden.

Die Thränen der Mutter, welche hier ausbrachen, und mit welchen Wilhelmine die ihrigen mischte, unterbrachen die Unterhaltung, und waren, wie gewöhnlich, der Anfang zu einem langen, aber traurigen Schweigen, in welchem man nichts vernahm, als die stillen Seufzer der Mutter und den starken Tritt des heftigen Vaters, der rasch von einer Ecke des Zimmers zur andern schritt. — Wie war es nur möglich, dachte er bei sich, daß Heinrich als wohl unterrichteter evangelischer Christ sich von den Finsterlingen verblenden lassen konnte! Welches Gift des Irrthums muß man ihm eingehaucht, durch welches Blendwerk ihn getäuscht haben!

Was dem Vater unerklärlich schien, das war auf eine sehr einfache, gewöhnliche Weise zugegangen. Heinrich war als Knabe von einem sehr rechtgläubigen lutherischen Lehrer unterrichtet worden. Er hatte den lutherischen Katechismus vollkommen inne. Ueber die Geheimnisse der Dreieinigkeit und der zwei Naturen in Christo blieb er kaum eine Frage schuldig; denn er hatte das athanasianische Glaubensbekenntniß auswendig lernen müssen. Besonders war ihm die Lehre von der Erbsünde und der Erlösung nach dem lutherischen Lehrbegriffe nachdrücklich eingeprägt worden, nämlich daß durch Adams Fall alle Menschen an Vernunft und Willen ganz und gar sündig und verderbt, zu allem Guten untüchtig geworden und der ewigen Verdammniß verfallen seyen, und daß diese Verdammniß nur durch das Blut des Sohnes Gottes, als eines Sühnopfers, der für die Menschen handelnd und leidend genug gethan habe, abgewendet worden sey; daß aber das einzige Mittel der Versöhnung der feste Glaube an die Kraft dieser Versöhnung sey, und daß aus diesem Glauben allein Reue und wahre christliche Tugend hervorgehen könne. Durch solchen ächt lutherischen Unterricht

glaubte der Vater seinen Sohn im evangelischen Glauben recht fest gegründet zu haben. In dem Unterrichte über die Pflichten war aber der Lehrer nicht über die zehen Gebote hinaus gekommen. Von den Reden Jesu und den Lehren der Apostel hatte Heinrich wenig mehr erfahren, als was die im Landeskatechismus befindlichen Sprüche enthielten. Auf die Geschichte der christlichen Kirche hatte man gar keine Rücksicht genommen, und des Unterschiedes der katholischen Confession von der lutherischen war nur in der Lehre von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle gedacht worden, sonst nirgends. Auch als Heinrich confirmirt wurde, füllte man diese großen Lücken seines Religionsunterrichts nicht aus. Der Pfarrer, der ihn zur Confirmation vorbereitete, bezog gutmüthiger, aber thörichter Weise die Pflicht der Liebe, die man der Person der Irrenden schuldig ist, auf ihre Irrthümer selbst, erklärte es daher für inhuman und intolerant, sich um die Unterschiede zwischen der katholischen und evangelischen Confession zu bekümmern, und prägte den Kindern ein, daß auf den Unterschied der Kirchen gar nichts ankomme, und der Katholik ein eben so vortrefflicher Christ seyn könne, als der Lutheraner. Noch weniger war bei der Confirmation selbst, ohnerachtet sie erst den Beitritt zur evangelischen Kirchengemeinschaft entscheidet, von einer Verpflichtung zur Treue gegen die evangelische Kirche und einem Bekenntnisse zu ihren unterscheidenden Grundlehren die Rede. Der Pfarrer betrachtete diese Handlung ganz unter dem mangelhaften Gesichtspunkte eines Angelöbnisses zur Tugend, dessen es doch gar nicht bedarf, da jeder Mensch schon durch sein Gewissen dazu verpflichtet ist. Der Gedanke, daß man der religiösen Gemeinschaft, der man angehöre, auch Pflichten schuldig sey, und daß man sich nicht ohne triftige Gründe

von ihr losreißen dürfe, betrat daher Heinrichs Seele gar nicht.

Er kam nun auf eine gelehrte Schule, wo man zwar auch Religionsunterricht ertheilte, wo aber keine Gelegenheit war, die Mängel seines Jugendunterrichts zu verbessern. Der Rector, der diesen Unterricht in den obern Klassen ertheilte, glaubte alles Erforderliche zu thun, wenn er das neue Testament mit seinen Schülern läse. Da er aber bloß Sprachgelehrter war, so zog ihn die Gewohnheit auch hier dahin, daß er das neue Testament blos in Hinsicht auf Grammatik und Sprachgebrauch behandelte, worüber er selbst ein gelehrtes dickes Buch geschrieben hatte. Er war da ganz in seinem Elemente und breitete sich so weitläuftig aus, daß er in den vier Jahren, welche Heinrich seinen Unterricht gehört hatte, glücklich vom ersten bis zum achten Kapitel des Matthäus gekommen war. Vom Eigenthümlichen des Christenthums oder der evangelischen Kirche hatte Heinrich überall nichts dabei erfahren. Er kam nun auf die Universität. Sie war berühmt, geachtet, und man konnte alles auf ihr lernen, nur nicht — Religionslehre, wie sie der braucht, der nicht gerade Theologie studirt. Eine Vorlesung, welche dem Juristen, Mediciner, Philologen und andern das religiöse Auge aufgeschlossen hätte, war nie, so lange diese Hochschule stand, gehalten worden. Heinrich hörte daher nur, was er als Philolog hören konnte, Philosophie. Berühmt war der Mann, der diese Wissenschaft der Wissenschaften vortrug, und rechtgläubig dazu, daher er von den frommen Curatoren der Universität vor vielen andern mit der Professur der Philosophie begnadigt worden war. Er gehörte zu der Schule Schellings. Heinrich war daher nicht wenig verwundert, als er hier alles, was ihm der Lehrer seiner Kindheit von der Dreieinigkeit, den beiden Naturen in

Christo, der Erbsünde, wodurch das ganze Menschengeschlecht einen, ewiger Verdammniß schuldigen, Abfall von Gott gemacht habe, von der Nothwendigkeit der Versöhnung durch einen Gottmenschen, und wie das Christenthum gar nichts anders sey, als eine Sühnanstalt, gesagt hatte, auf philosophische Weise aus der Natur des Absoluten demonstriren hörte. Zwar meinte das der Herr Professor nicht so, wie es in die Ohren klang. Wenn er von Gott sprach, so meinte er nur das Absolute; wenn er von der Vereinigung der Gottheit und Menschheit redete, den Gedanken des Absoluten in einem menschlichen Gehirn; wenn er den großen Abfall der Erbsünde beklagte, den Abfall vom absoluten Seyn, der durch die stolze Anmaßung des Menschen geschehe, ein Individuum, eine Person im Absoluten seyn zu wollen; und wenn er die Erlösung pries, meinte er nur die Verzichtleistung des Menschen auf seine Persönlichkeit. Aber dieses alles blieb dem Schüler verborgen. Heinrich dachte, wenn der Herr Professor von Gott, der Ur- und Erbsünde, der Versöhnung und dergleichen redete, er könne gar nichts anders damit meinen, als was sein alter Lehrer mit diesen Worten gemeint habe. Zwar verstand er nicht, wie dieses alles mit der Philosophie zusammen hange; aber darum bewunderte er es nur desto mehr, und glaubte nur gewisser, daß in der Nuß ein recht tüchtiger Kern verborgen liegen müsse, dessen Schale nur für einen jugendlichen Zahn zu hart sey. Und je mehr ihm sein alter Lehrer die falsch übersetzten Worte der lutherischen Bibel, daß wir die Vernunft gefangen nehmen sollen unter den Gehorsam des Glaubens *), eingeprägt hatte,

---

*) 2. Kor. 10, 5. wo die Uebersetzung von van Eß richtiger als Luther hat: »meine Waffen sind göttlich stark, alle Anschläge gefangen zu nehmen, daß sie sich Christo unterwerfen müssen.«

desto erhabener erschien ihm in seinem Lehrer die menschliche Vernunft, daß sie doch, ihrer Verdorbenheit ohnerachtet, noch hinter die göttlichen Geheimnisse zu kommen, und die Nothwendigkeit derselben so gründlich zu demonstriren vermöge.

Der Unterricht blieb nicht ohne Frucht. Heinrich war schon früher sittlich gewesen, was er mit aus der Aeltern Haus gebracht hatte, aber er wurde nun auch ein strenger Eiferer für den lutherischen Lehrbegriff von Erbsünde, Genugthuung und Glauben, und meinte, daß keiner ein Christ seyn, und Religion haben könne, der nicht an diesen Lehren fest halte.

Da die Prediger der Stadt auf das System seines Lehrers nicht eingingen, in ihren Vorträgen von „der Ursünde vor allem Bewußtseyn" und der „Schuld des großen Abfalls", und was damit zusammen hing, nicht predigten, oder doch darüber nicht nach Heinrichs Sinne sprachen; so besuchte er lieber den in der Universitätsstadt befindlichen Bethsaal der Brüdergemeinde, deren sanfter Gesang und äußerliche Devotion ihn sehr anzog.

Hier waren die Vorstellungen von Sünde, Versöhnung und seligmachenden Glauben der Grundton alles dessen, was er sah und hörte. Daß man dabey an etwas anderes dachte, als was die Philosophie des Absoluten in diese Worte hineinlegte, wurde ihm nicht klar, oder von ihm gutwillig übersehen. Er sprach von der Befriedigung, die er hier finde, öfters in seinen Briefen an seine Aeltern. Den Vater hatte zwar manches gegen die Brüdergemeinde zu erinnern, was er auch dem Sohne nicht verhielt; aber er freute sich doch des religiösen Geistes seines Sohnes, und glaubte ihn durch die Hinneigung zur Brüdergemeinde am besten gegen die Gefahren einer Denkungsart gesichert, die ihm unter dem Namen des Rationalismus durch einen geist-

vollen Eiferer für die kirchliche Rechtgläubigkeit verdächtig geworden war, als könne sie das biblische Christenthum, an dem er als guter evangelischer Christ unerschütterlich festhielt, untergraben und zerstören.

Die natürliche Folge dieser Geistesrichtung Heinrichs war, daß sein Gemüth mehr zum Trübsinn und zu einer religiösen Aengstlichkeit gestimmt wurde, als zur Freudigkeit eines tugendhaften Lebens. Der ihn immer begleitende Gedanke, daß das ganze menschliche Geschlecht, als ein von Gott abtrünniges, immerdar nur durch die Vermittelung eines Gottmenschen über den Abgrund der Verdammniß empor gehalten werden müsse, und daß jeder in diesen Abgrund unrettbar versinke, der sich nicht mit festem Glauben an diesen Mittler anklammre, machte ihn ängstlich und verzagt; das Gefühl, daß die Welt nichts sey als ein sündlicher Gegensatz gegen Gott, warf einen düstern Schatten auf die ganze Natur, und machte ihm selbst die schuldlosen Regungen natürlicher Triebe verdächtig.

Bei dieser Gemüthsstimmung mußte er endlich wohl eine Abneigung gegen das Studium der Sprache und Wissenschaft der alten heidnischen Welt empfinden, aus welcher ihm, besonders aus den Denkmälern des griechischen Volks, ein heiterer und lebensfroher Geist entgegen wehte, der ihm eben als der Geist der sündlichen Welt erschien, dem man absterben müsse, wenn man der Gnade Gottes und des ewigen Lebens gewürdigt werden wolle.

Dieses bewog ihn, am Schlusse seiner akademischen Jahre, der Wissenschaft des heidnischen Alterthums den Abschied zu geben, und sich ausschließlich der Malerei zu widmen, die er bis dahin als Nebensache betrieben hatte. — Der Vater legte ihm darin keinen Zwang an, und so geschah

es, daß Heinrich in seinem 25sten Jahre nach Italien reisete, um dort in der Kunst, der er sich nun ergeben hatte, einen tiefern Grund zu legen.

Zweites Kapitel.

Eine neue Welt that sich vor seinen Blicken auf, die er bis dahin fast nur dem Namen nach gekannt hatte, — die katholische Welt. Er hörte Messen, Hochämter, sah Bischofsweihen, Wallfahrten, Gnadenbilder, Bischöfe in fürstlicher Pracht, Cardinäle, den Papst, wie er der knieenden Menge den Segen spendete; er verwunderte sich sehr über alles: aber er verstand nichts davon, weil er nie gehört hatte, was alles dieses für Bedeutung haben solle, und welche religiöse Vorstellungen dabei zu Grunde liegen. Die Neugierde, es zu erforschen, trieb ihn oft in die katholischen Kirchen. Die Menge der Gläubigen, die da oft versammelt war, ihre stillen Gebethe, ihre andachtsvollen Blicke zogen sein Gemüth an, und er fühlte sich durch solchen Anblick oft erbauet. Um nicht als Fremdling aufzufallen, that er mit, was andere thaten; er kniete mit, er schlug das Kreuz, und war bald mit dem Aeußerlichen so bekannt, daß man ihn von einem Katholiken nicht mehr unterschied. Die Kunst, der er sich gewidmet hatte, fand er hier überall mit der äußerlichen Uebung der Religion im engsten Bunde. In allen Kirchen prangte der Schmuck schöner Gemälde, und die Krone unter ihnen waren immer die Bilder der Mutter Gottes, in welchen der Pinsel der Künstler alles Ideale keuscher Lieblichkeit darzustellen versucht hatte.

Dieses alles war aber noch ungefährlich für seinen Glauben, nach welchem er zu seiner Verwunderung fast noch nicht gefragt worden war. So blieb es indessen nicht. Da ihm in den Gemälden, die er beschaute und copirte, das, was sich auf die Geschichte der Heiligen und die Legenden bezog, fast noch ganz unverständlich war, so mußte er sich darüber Aufschlüsse erbitten, die man ihm sehr willfährig und eifrig ertheilte. Hierdurch bekam er die erste genauere Kenntniß der historischen Ueberlieferungen der katholischen Kirche, und des Zusammenhangs derselben mit den Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen. So unglaublich und sonderbar ihm auch vieles vorkam, was man ihm zum Verständnisse der Gemälde und Bildwerke erzählte, und so vieles davon, besonders in den Legenden der Heiligen, auch seinem noch weniger befangenen Sinn anstößig war; so fing er doch an, sich allmählig auch damit zu befreunden. Die feste Zuversicht, mit der man ihm das Unglaubliche erzählte, und immer wieder erzählte, und davon sprach als von einer Sache, an welcher kein Mensch zweifelte, verfehlte nicht, den gewöhnlichen Eindruck auch in Heinrich hervorzubringen. Der Glaube steckt an, wie der Unglaube. Wenn man einen Satz immer hört, und immer fort mit vollem Glauben aussprechen hört, so wird man geneigt ihn für wahr zu halten, und dem eigenen Urtheile zu mißtrauen.

Dazu kam die künstlerische Stimmung Heinrichs, schon in Deutschland in ihm geweckt und genährt, durch die unerschöpflichen Ergießungen über Gemälde und Kunstproducte, womit die Zeitschriften überschwemmt sind. Die Kunst gab auch dem, was seine Vernunft innerlich zurückstieß, eine Verklärung, durch welche es sich vermittelst der Einbildungskraft und des Gefühls in sein Gemüth einschmeichelte. Heinrich wurde immer fertiger, auch der

wunderlichsten Geschichte einen erhabenen Sinn unterzulegen, oder sie auf „ein unnennbares Gefühl“ zu beziehen.

Indem er sich in Sachen der Religion einem dichterischen Gefühle hingab, das jeden Stoff nicht nach seiner innern Wahrheit, sondern nach seinem Gebrauch für die Einbildungskraft würdigte, so entwickelte sich in ihm zu gleicher Zeit eine Gemüthsstimmung, die ihn, mehr als alles andere, für den Schritt vorbereitete, den er thun sollte. Jener Trübsinn und jene religiöse Aengstlichkeit, die ihn aus den heitern Kreisen des griechischen und römischen Alterthums verscheucht hatte, wich auch in Italien nicht von ihm, sondern wurde durch seine künstlerischen Studien nur genährt. Denn was waren die Kämpfe der Heiligen, welche er copirte, anders als Kämpfe mit dem, was er die Welt nannte, und Siege über sie? — Er fühlte dabei, wie viel ihm fehle zu einer solchen Stärke des Glaubens, zu solcher Verachtung der Welt. Er wurde ängstlich wegen seiner Begnadigung bei Gott und wegen seines ewigen Heils. Zwar konnte ihn sein Gewissen keiner Uebelthat zeihen; aber er wußte doch, daß er ein mit der Erbsünde behafteter, von der Sünde vergifteter Mensch sey; daß alle seine guten Werke, wenn sie nicht aus dem Glauben an den Versöhnungstod Jesu hervorgingen, bloß versteckte Laster seyen, und Gotte nicht wohlgefallen könnten; er wußte, daß der Mensch bloß gerechtfertiget werde vor Gott durch den Glauben an das Verdienst Christi und daß von diesem Glauben allein alle Seligkeit abhange. Ueber diesen Glauben aber eben wurde er allmählich zweifelhaft. Es schien ihm, als ob seine Zuversicht auf das Verdienst Christi nicht mehr den gehörigen Grad der Glaubensstärke habe, für welche er aber freilich auch kein Maaß kannte, das er als Normalmaaß an den Beifall, den er dieser Lehre schenkte, hätte anlegen können. Er war nicht

Dieses alles war aber noch ungefährlich für seinen Glauben, nach welchem er zu seiner Verwunderung fast noch nicht gefragt worden war. So blieb es indessen nicht. Da ihm in den Gemälden, die er beschaute und copirte, das, was sich auf die Geschichte der Heiligen und die Legenden bezog, fast noch ganz unverständlich war, so mußte er sich darüber Aufschlüsse erbitten, die man ihm sehr willfährig und eifrig ertheilte. Hierdurch bekam er die erste genauere Kenntniß der historischen Ueberlieferungen der katholischen Kirche, und des Zusammenhangs derselben mit den Lehren, Gebräuchen und Einrichtungen. So unglaublich und sonderbar ihm auch vieles vorkam, was man ihm zum Verständnisse der Gemälde und Bildwerke erzählte, und so vieles davon, besonders in den Legenden der Heiligen, auch seinem noch weniger befangenen Sinn anstößig war; so fing er doch an, sich allmählig auch damit zu befreunden. Die feste Zuversicht, mit der man ihm das Unglaubliche erzählte, und immer wieder erzählte, und davon sprach als von einer Sache, an welcher kein Mensch zweifelte, verfehlte nicht, den gewöhnlichen Eindruck auch in Heinrich hervorzubringen. Der Glaube steckt an, wie der Unglaube. Wenn man einen Satz immer hört, und immer fort mit vollem Glauben aussprechen hört, so wird man geneigt ihn für wahr zu halten, und dem eigenen Urtheile zu mißtrauen.

Dazu kam die künstlerische Stimmung Heinrichs, schon in Deutschland in ihm geweckt und genährt, durch die unerschöpflichen Ergießungen über Gemälde und Kunstproducte, womit die Zeitschriften überschwemmt sind. Die Kunst gab auch dem, was seine Vernunft innerlich zurückstieß, eine Verklärung, durch welche es sich vermittelst der Einbildungskraft und des Gefühls in sein Gemüth einschmeichelte. Heinrich wurde immer fertiger, auch der

wunderlichsten Geschichte einen erhabenen Sinn unterzulegen, oder sie auf „ein unnennbares Gefühl“ zu beziehen.

Indem er sich in Sachen der Religion einem dichterischen Gefühle hingab, das jeden Stoff nicht nach seiner innern Wahrheit, sondern nach seinem Gebrauch für die Einbildungskraft würdigte, so entwickelte sich in ihm zu gleicher Zeit eine Gemüthsstimmung, die ihn, mehr als alles andere, für den Schritt vorbereitete, den er thun sollte. Jener Trübsinn und jene religiöse Aengstlichkeit, die ihn aus den heitern Kreisen des griechischen und römischen Alterthums verscheucht hatte, wich auch in Italien nicht von ihm, sondern wurde durch seine künstlerischen Studien nur genährt. Denn was waren die Kämpfe der Heiligen, welche er copirte, anders als Kämpfe mit dem, was er die Welt nannte, und Siege über sie? — Er fühlte dabei, wie viel ihm fehle zu einer solchen Stärke des Glaubens, zu solcher Verachtung der Welt. Er wurde ängstlich wegen seiner Begnadigung bei Gott und wegen seines ewigen Heils. Zwar konnte ihn sein Gewissen keiner Uebelthat zeihen; aber er wußte doch, daß er ein mit der Erbsünde behafteter, von der Sünde vergifteter Mensch sey; daß alle seine guten Werke, wenn sie nicht aus dem Glauben an den Versöhnungstod Jesu hervorgingen, bloß versteckte Laster seyen, und Gotte nicht wohlgefallen könnten; er wußte, daß der Mensch bloß gerechtfertiget werde vor Gott durch den Glauben an das Verdienst Christi und daß von diesem Glauben allein alle Seligkeit abhange. Ueber diesen Glauben aber eben wurde er allmählich zweifelhaft. Es schien ihm, als ob seine Zuversicht auf das Verdienst Christi nicht mehr den gehörigen Grad der Glaubensstärke habe, für welche er aber freilich auch kein Maaß kannte, das er als Normalmaaß an den Beifall, den er dieser Lehre schenkte, hätte anlegen können. Er war nicht

etwa an der Wahrheit dieser Lehre zweifelhaft, vielmehr hielt er sie fester als jemals; aber er wurde zweifelhaft, ob er auch das rechte Vertrauen, die rechte Glaubensstärke habe. Denn es vergingen oft Tage, ja Wochen, wo dieser allein seligmachende Glaube in seinem Innern schlummerte; leicht wurde er, wenn er auch erwachte, durch das Leben und dessen Zerstreuungen geschwächt und wieder verdrängt, und oft wollte es ihm auch bedünken, als könne der Glaube an die Versöhnung nur dann in ihm rechter Art seyn, wenn er den ganzen Proceß der Gnade begriffe, das heißt, wenn er einsähe, wie das freiwillige Opfer eines Gottmenschen eine vollgültige Genugthuung für die Sünden der Menschen und die Erbsünde seyn müsse. Mit dieser Einsicht wollte es aber immer nicht gelingen. In solchem Zustande befiel ihn eine unbeschreibliche Angst wegen seiner Seligkeit, und er beklagte es oft bitter, daß solches Elend und solche Verdammniß durch Adam und Eva über die Menschen gekommen sey. Er sprach zwar darüber mit einigen Kunstverwandten seines Glaubensbekenntnisses, die in Rom lebten; aber diese hatten überhaupt keinen Glauben an Erbsünde und deren Verdammlichkeit, und er konnte daher aus ihnen, die ihm als Ungläubige erschienen, keinen Trost nehmen. Ein Geistlicher seiner Confession war aber weit und breit nicht vorhanden. Er blieb daher allein und verlassen mit seiner Bekümmerniß und seinen Zweifeln.

Doch nicht lange. Er war mit einem Weltgeistlichen bekannt geworden, der früher auch in Sachsen gewesen war. Sie wurden leicht Freunde, da Rossi (dieses war sein Name) mit ihm von dem geliebten Vaterlande sprechen konnte. Rossi hatte ihm häufig die Legenden erklärt, auf welche sich dieses oder jenes Bild bezog, und es war ganz in der Natur der Sache, daß der katholische Priester

die Legenden der Heiligen und Märtyrer als wahre Geschichte vortrug. Heinrich konnte daran billig keinen Anstoß nehmen. Des evangelischen Glaubens hatte Rossi noch nie mit einem Worte erwähnt, ja er schien es gar nicht zu wissen, daß Heinrich ein evangelischer Christ sey, ohnerachtet es ihm recht wohl bekannt war. Nur allmählig und sehr vorsichtig mischte er in seine Gespräche die Religion ein, und hob in einzelnen Aeußerungen, auf die er nicht einmal ein Gewicht zu legen schien, die vortheilhaftesten Seiten des Katholicismus heraus. Heinrich widersprach Anfangs nicht, weil er seinem Freunde weh zu thun vermeinte; aber allmählig schwand diese Furcht, und Heinrich setzte seinen Behauptungen entgegen, was er eben wußte, welches herzlich wenig war, weil er nie einen Unterricht über die Verschiedenheiten beider Confessionen erhalten hatte. Bei diesem Widerspruche hatte ihn Rossi erwartet; denn nun hatte er Gelegenheit, ohne zudringlich zu scheinen, seinen unerfahrnen Freund mit allen Ansichten des Katholicismus vertraut zu machen, und ihm alle Gründe vorzuhalten, welche auf Heinrichs mangelhafte Kenntniß am kräftigsten einwirken konnten. Der Saame blieb nicht ohne Frucht. Heinrich fühlte immer mehr und mehr, daß seine Weisheit gegen die klugen Gründe seines Freundes nicht Stich halten könne. Er mußte eins nach dem andern zugeben, und es gedieh am Ende dahin, daß ihn wirklich der Gedanke betrat, er habe in Rom erst die wahre Kirche gefunden. Der Priester durchschaute den der Verstellung unfähigen bald, und ließ nun erst einige Worte über den Wechsel der kirchlichen Confession fallen, wozu ein so eben erfolgter Uebertritt eines evangelischen Künstlers zu Rom, der die Protection eines Kardinals gewinnen wollte, die ungesuchte Veranlassung gab. Es war nicht schwer, Heinrich zu überzeugen, daß der Wechsel

der Confession Gewissenssache sey, wenn man sich zeither in grobem Irrthume befunden habe; und damit war der Grund gelegt, auf welchem Rossi eifrig fortbauete. Er wagte es nun, seinen Freund zu beklagen, daß er von der wahren Kirche entfernt sey, ihm das Entzücken blicken zu lassen, das ihn der mögliche Gedanke, daß Heinrich wieder umkehren könne zur wahren Kirche, einflößete, — und endlich diesen Gedanken als den liebsten Wunsch seines Herzens auszusprechen.

So wenig auch Heinrich seinem Freunde in ihren Zweigesprächen über die Vorzüge der katholischen Kirche den Sieg streitig zu machen wußte, so hielt ihn doch noch ein gewisses etwas, ein dunkles Gefühl der großen Bedenklichkeit des Schrittes, zu dem ihn Rossi einlud, zurück. Aber auch dieses etwas verschwand, je länger er dem Gedanken eines Confessionswechsels nachhing. Er hatte einst seinem Freunde vertraut, wie ihn der Zweifel bekümmere, ob er auch Glauben genug habe an das Verdienst Christi, um seiner Rechtfertigung und seiner Seligkeit gewiß zu seyn. Rossi, weit entfernt diesen Zweifel ihm zu benehmen, vergrößerte ihn nur, indem er bemerkte: es sey allerdings um die stets gleiche Stärke dieses Glaubens eine mißliche Sache, da das menschliche Gemüth nicht jeden Tag dasselbe sey, auch leicht ein Zweifel, dem man ja bei dem besten Willen nicht entgehen könne, die ganze Zuversicht, und folglich auch die seligmachende Kraft des Glaubens zu zerstören vermöge. „Wir Katholiken freilich, — setzte er, wie zufällig, hinzu, — können von solchen Zweifeln nicht beunruhiget werden; wir sind auch bei den entschiedensten Zweifeln unsrer Seligkeit doch vollkommen gewiß." — Ueber das Wie erklärte er sich nicht, bis des folgenden Tages ihn Heinrich selbst um Erklärung bat.

„Der Katholik, — ließ sich Rossi vernehmen, — hat alles Gute und Christliche, was die Evangelischen haben; denn diese haben es erst von uns bekommen und mit hinüber genommen in ihre Kirche. Wir haben, wie ihr, die heilige Schrift, und ehren in ihr die erste Quelle aller christlichen Erkenntniß, und es ist die katholische Kirche, auf deren Zeugniß ihr die heilige Schrift, besonders das neue Testament, für ächt haltet. Ihr habt das apostolische, nicänische und athanasianische Glaubensbekenntniß; wir auch, und ihr habt es von uns. Ihr habt Taufe und Abendmahl; wir auch. Ihr lehrt das Geheimniß der Dreieinigkeit, der Menschwerdung des Sohnes Gottes, ihr glaubt an die Erbsünde und die daher entstehende Verdammniß aller Menschen, und an die Aufhebung dieser Verdammniß durch das vollgültige Opfer des Gottmenschen; und alles dieses ist auch unsre Lehre. Alles also, was ihr habt, das haben wir auch; aber wir haben mehr, was euch fehlt, und weßhalb ihr eurer Seligkeit nicht gewiß seyd, weil ihr es verworfen habt. Die katholische Kirche, als eine gute Mutter der Gläubigen, und der Schwachheit des Menschen eingedenk, hat die Wirksamkeit der versöhnenden Handlungen nicht von dem Glauben des Laien abhängig gemacht (der, wie Sie selbst klagen, nichts Zuverlässiges ist), sondern von der Kraft des Priesters und der Natur der versöhnenden Handlung selbst, welche zur Seligkeit wirkt ex opere operato, wie wir zu sagen pflegen, das ist: schon dadurch, daß sie verrichtet wird, gleichviel, ob der Christ mit rechtem Glauben sie begleitet oder nicht. Der Katholik braucht sich daher gar nicht mit der Frage zu quälen, ob er auch genug Glauben und den rechten Glauben habe, um Begnadigung bei Gott zu erlangen. Es ist genug, daß der Priester ihn absolvirt, daß er das Opfer der Messe für ihn darbringt. Auch hat

aus demselben Grunde die katholische Kirche die Versöhnung mit Gott nicht an den innern Actus des Glaubens gebunden, sondern an äußerliche Handlungen, die, wenn sie nur vollbracht werden, den armen Sünder seiner Begnadigung versichern. Ihr Evangelischen habt bloß das Abendmahl, das ihr etwa zwei- oder dreimal des Jahres genießt; wir haben das tägliche Opfer der Messe für alle Sünden, die Beichte und Absolution, den Ablaß, und die ganze Menge der guten Werke, als das Fasten, den englischen Gruß, die Wallfahrten, die besondern mit Ablaß versehenen Gnadenorte, und dergleichen. Der katholische Christ lebt daher in einer seligen Ruhe und Sicherheit wegen seiner ewigen Seligkeit. Was ihm auch für Glaubensscrupel beifallen, was er auch für Sünden begeht; wenn er nur sich der Beichte, der Messe, des Ablasses bedient, so ist jenes alles für seine Seligkeit ganz ungefährlich. Das menschliche Herz ist schwach und wankelmüthig im Glauben und in der Tugend; es ist daher nöthig, seine Seligkeit auf etwas festeres und unveränderlicheres, als der innere Glaube ist, zu gründen, und seiner Schwachheit zu Hülfe zu kommen. Für diese Schwachheit haben die Evangelischen nichts, wir aber alles."

In dieser Art suchte Rossi seinem Freunde begreiflich zu machen, daß er ein recht glücklicher und beruhigter Mensch werden würde, wenn er sich der reichen Sühnmittel, welche die katholische Kirche dem Christen darbiethe, bedienen wollte. Nachdem dieser Gedanke in Heinrichs Seele Wurzel gefaßt hatte, so ging Rossi weiter und begann nun für seinen Freund den Beweis zu führen, daß in der evangelischen Kirche nichts sey als Verwirrung, Unsicherheit, Unglaube und Irrthum; daß sie keine wahre Kirche sey, keinen rechten Priesterstand und keine wirksamen Sacramente habe. Dieses dem Fremdling einzureden

war leicht, nachdem er einmal schon das Entgegengesetzte, nämlich die alleinige Wahrheit der katholischen Kirche zu glauben angefangen hatte. Es war nur die Folge, die sich daraus ergab, welcher Heinrich um so weniger widerstehen konnte, je weniger er früher etwas von diesen Gegenständen gehört, und die entscheidenden Gegengründe gegen diese Behauptungen, welche die ältern evangelischen Theologen recht gelehrt gegeben hatten, kennen gelernt hatte.

Endlich überzeugt, daß die katholische Kirche allein die wahre sey, und durch die Kraft ihrer versöhnenden Handlungen allein seine Begnadigung bei Gott sichern könne, legte Heinrich ein halbes Jahr vor seiner Rückkehr nach Sachsen das katholische Glaubensbekenntniß in Rossi's Hände ab.

Drittes Kapitel.

Er schrieb dieses sogleich mit allem Feuer eines Neubekehrten an seinen Vater, und äußerte, daß dieser gewiß diesen Schritt billigen werde, wenn er die Gründe seines Uebertritts ihm mündlich darlegen würde. Billig hätte er wohl früher das Urtheil seines Vaters oder das eines verständigen Freundes über einen so wichtigen Schritt einholen sollen. Rossi aber widerrieth es dringend und stellte ihm vor, daß es nur zu Widersprüchen von Seiten seiner Aeltern führen würde, welche ihm den Zutritt zur wahren, allein seligmachenden Kirche erschweren dürften. Heinrich ließ sich bereden. Er that, was so viele thun, die von uns abtreten; er fragte bei diesem wichtigen Schritte kei-

nen Verständigen um Rath. Er hatte so großes Vertrauen zu seiner eigenen Einsicht, daß er fremden Rathes nicht zu bedürfen glaubte. Rossi hatte ihm die Gründe des Uebertritts so geschickt erläutert, daß er sich getraute, die Rechtmäßigkeit derselben gegen Jeden zu vertheidigen, ja selbst der heimlichen Hoffnung sich hingab, es könne ihm vielleicht gelingen, auch seine Aeltern zur wahren Kirche zu führen.

Dieser kühnen Hoffnung überließ er sich um so leichter, je weniger mißbilligend ihm sein Vater geantwortet hatte. Er drang in seinem Briefe nur auf schleunige Rückkunft, die zwar Rossi dringend, und mit der Hinweisung widerrieth, daß der Ungehorsam, wenn er das ewige Heil betreffe, verdienstlich sey, zu der sich aber Heinrich doch aus kindlichem Gehorsam entschloß. Ueber seinen Uebertritt hatte der Vater nur die kurze Aeußerung hingeworfen, daß man darüber nur mündlich im väterlichen Hause sprechen wolle, und daß er hoffe, Heinrich sey nicht aus unlautern Bewegungsgründen katholisch geworden. Da sich nun Heinrich dessen nicht bewußt war, so trat er die Rückreise getrosten Muthes an.

Diese muthige Stimmung hielt ganz gut aus, so lange ihn Italiens Luft umwehete. Als er aber von der Spitze der Alpen zum ersten Male wieder den Himmel Deutschlands erblickte, da war es doch, als wolle ihm der Muth etwas entfallen, und dieses geschah wirklich immer mehr und mehr, je weiter er nach Deutschland herein kam. Unwillig über sich selbst, daß ihn sein Herz verzagt machte, wo er doch in seinem Verstande kein Unrecht finden konnte, ging er in Gedanken noch einmal alles durch, wodurch ihn Rossi zum überzeugten Katholiken gemacht hatte, und suchte dadurch die nöthige Zuversicht des Geistes zu gewinnen, durch welche er die wunderliche Bewegung des Her-

zens beschwichtigen könnte, die ihn demüthigte. Dieses half etwas, aber nicht genug. Das Herzklopfen stellte sich wieder ein, je näher er der Heimath kam, und er fand endlich doch den wirksamsten Beruhigungsgrund nur in dem Bewußtseyn, daß er von seinen Aeltern zu aufrichtig geliebt werde, um nicht auf ihre Nachsicht hoffen zu dürfen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie von der Rechtmäßigkeit seines Confessionswechsels zu überzeugen. Um aber den Einwürfen, die er erwarten mußte, desto eher gewachsen zu seyn, blieb er eine Woche in Frankfurt am Mayn, und benutzte diese Ruhe, die Gründe seines Uebertritts, die eben so viele Anklagen gegen die evangelische Kirche waren, schriftlich aufzusetzen, um sie in ihrem Zusammenhange zu übersehen, und desto sicherer gegenwärtig zu haben.

Auch in dem älterlichen Hause sah man der Ankunft des Sohnes mit einer unangenehmen Spannung entgegen. Da kämpfte man zwar nicht mit dem Schaamgefühle über eine Schwäche oder Uebereilung, die man sich hätte zu Schulden kommen lassen, wohl aber mit dem Gefühle des Mißtrauens gegen den Proselyten, und der peinlichen Ungewißheit, ob nicht sein innerer Mensch sich mit dem Glaubensbekenntnisse verändert habe, und ob sich wohl je das alte vertraute Verhältniß mit seinem Herzen wieder werde anknüpfen lassen.

Während Heinrich in Frankfurt an seiner Beruhigung arbeitete, erwuchs ihm ein anderer Feind in seiner Nähe, auf den er gar nicht gerechnet hatte. Er hatte in Rom kurz vor seinem Abgange einen jungen Menschen von 24 Jahren in seine Dienste genommen, der sich ihm durch ein sehr vortheilhaftes Aeußere, einen hellen gesunden Verstand und den beglaubigten Ruf großer Redlichkeit empfohlen hatte. Antonio — dieses war sein Name, war von

Geburt ein Neapolitaner und dort als Waise in einem Kloster erzogen worden. Weil er fähig und fleißig war, so hatte er sich für seine Verhältnisse viele Kenntnisse erworben, die ihn nebst seiner glücklichen Figur in seinem 15ten Jahre als Bedienten zu einem baierischen Baron gebracht hatten, mit dem er mehrere Reisen machte, und endlich nach Rom kam. Hier lernte ihn Heinrich kennen, und nahm ihn, nach dem Tode seines Herrn, in seine Dienste, mit dem Entschlusse, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, da er der Sprache dieses Landes ziemlich mächtig geworden war. Heinrich gewann ihn bald sehr lieb, und es machte ihm Freude, an der Bildung des Jünglings, so viel es die Umstände erlaubten, weiter zu arbeiten. Er erlaubte ihm daher, Bücher aus dem kleinen Vorrath seiner Bibliothek zu lesen, und Antonio wählte vorzugsweise deutsche Schriften, um in dieser Sprache fertiger zu werden. Da ihm sein Herr hierin gern nachhalf, so brachte es der Jüngling bald dahin, ein deutsches Buch mit Leichtigkeit zu verstehen. Besonders liebte er die historischen und geographischen Schriften, und machte sich bei einem glücklichen Gedächtnisse den Inhalt derselben bald zu eigen. Was Heinrich mit ihm eigentlich in Deutschland anfangen wollte, wußte er selbst noch nicht. Er hoffte aber auf ein Unterkommen für ihn, da er mehrere bedeutende Empfehlungen an katholische Geistliche in Deutschland mit bekam.

In Hinsicht der Religion war Antonio nicht weiter, als ihn seine Lehrer, die Patres in Neapel, gebracht hatten. Für sich hatte er den römischen Katechismus, und auch eine italienische Uebersetzung der Dekrete der Synode von Trient gelesen, und war dadurch für einen Laien ein gelehrter Katholik. Seine Lehrer hatten in ihrer Art alles gethan, um ihn zu einem guten Katholiken zu machen. Ohne die Messe zu hören, die Fasten gewissenhaft

zu halten, das Paternoster zu bethen, die priesterliche Absolution zu erholen, und alles demuthsvoll zu glauben, was die Kirche zu glauben befiehlt, glaubte er, könne man kein Christ seyn. Besonders hatten ihm seine Patres ein so lebhaftes Grauen vor aller Ketzerei beigebracht, daß ihm immer bänglich wurde, wenn er in Rom mit einem zusammentraf. Daß Gott die Ketzer nur mit Zorn und Abscheu ansehe, daß sie unter der Herrschaft des Bösen stehen, und mit diesem der ewigen Verdammniß geweiht seyen, war ihm die entschiedenste aller Wahrheiten. Seine Einbildungskraft hatte sich daher eine sonderbare Vorstellung von den Ketzerländern gebildet, wo nach seinem Ausdrucke, „der Glaube aufhöre, und das Reich des Teufels beginne.“ Er war daher Anfangs auch bedenklich, ob er mit nach dem ketzerischen Sachsen gehen solle, und faßte nur Muth zu dieser Reise, als er hörte, daß es dort auch katholische Gemeinden und Priester gebe, welche sich die Ausbreitung des wahren Glaubens angelegen seyn ließen. Ja er faßte aus manchen Aeußerungen seines Herrn die Hoffnung, daß er vielleicht dort sein Glück machen werde.

So lange man in den Alpen reisete, hatte Antonio nur Augen für die ihn umgebende wundervolle Natur, und es war ihm entgangen, daß er schon in Zürich ketzerischen Boden betreten hatte. Auch verstand er das dortige Deutsch fast gar nicht. Er rühmte nur, daß das Land so schön und so wohl gebaut sey, und fand dieses noch mehr bei der Reise durch das Neckarthal herab nach Stuttgard, Karlsruhe und Heidelberg. Doch war ihm aufgefallen, daß er in diesen schönen Ländern noch gar keinen Mönch und selten einen Priester gesehen hatte, da man in Rom und Neapel ihnen fast auf jedem Schritte begegnet. Er äußerte sein Befremden gegen Heinrich, gerieth aber in

sichtbare Verwirrung, als er hörte, daß diese gesegneten Länder Ketzerländer seyen. Heinrich war zu beschäftigt mit sich selbst, um die Verwirrung seines Dieners zu bemerken. Doch als sie auf der Reise von Heidelberg nach Frankfurt immer wieder schöne Länder und glückliche und gesittete Menschen trafen, und doch nirgends Priester, Mönche, Heiligenbilder und Klöster gewahr wurden; da war Antonio's Theologie dieser auffallenden Erscheinung nicht mehr gewachsen, und er wußte durchaus nicht mehr, wie er sich das Verhältniß Gottes zu diesen verworfenen Ketzern denken sollte. Er faßte sich ein Herz, seinen Herrn aus seiner stummen Verdrießlichkeit, die er an ihm nicht gewohnt war, zu wecken, und ihm sein Herz zu offenbaren.

„Sie sind ein guter Katholik, sagte er, und können daher auch gewiß nicht zweifeln, daß nur die katholischen Christen selig werden, die Ketzer aber verdammt sind. Denn diese haben den wahren Glauben nicht; sie haben keine rechte Buße, keine rechten Sacramente, keinen rechten Gottesdienst, ihre Prediger können nicht kräftig absolviren; sie verwerfen den Statthalter Gottes und Christi, den heiligen Vater, und sind daher Rebellen gegen Christus und Gott; sie sind dem Teufel verfallen und werden von ihm zu allen Irrthümern und Bosheiten verleitet; die Ketzerei ist die Mutter aller Laster. Dieses alles ist ganz gewiß; denn die heilige Kirche lehrt es, die nicht irren kann. Und doch sehe ich diese Ketzerländer von Gott so gesegnet, viel schöner angebaut und bevölkert als das Gebieth des heiligen Vaters. Wie kann doch Gott diesen Verworfenen so wohl thun? — Noch befremdlicher aber ist es mir, daß ich in diesen Ländern, wo die Ketzerei hauset, so gute Ordnung, gute Sitten, öffentliche Sicherheit, Fleiß und Gewerbsamkeit finde. Hier sieht man fast keinen

Bettler, während sie bei uns alle Straßen belagern, hier weiß man nichts von Räubern und Dolchstichen, während sie bei uns etwas ganz gewöhnliches sind. O sagen Sie mir, wie ist das möglich? — So viel sehe ich wohl, daß in diesen Ländern ein falscher und schlechter Glaube herrscht, daß aber die Leute gut sind, während bei uns der gute Glaube ist, die Leute aber nicht sonderlich sind. Wäre ich nicht ein so guter Katholik, so könnte ich versucht werden zu glauben, daß diese Leute auch Religion hätten und daß sie eben nicht schlechter als die unsrige seyn könne."

Heinrich sah seinen Diener mit großem Erstaunen an. Die Rede desselben kam ihn ganz unerwartet, da Antonio seine Gedanken bisher vor ihm verschlossen hatte. Sie berührte aber einen Punkt, über den er bisher selbst nicht nachgedacht hatte, und über welchen er daher auch auf der Stelle keine Antwort wußte. „Gott thut auch den Verirrten wohl, — stotterte er endlich ziemlich verlegen, — um ihnen Zeit und Raum zur Buße zu geben." Er fühlte aber sehr gut, wie nichtssagend diese Antwort sey, und er erschrack beinahe vor dem Gedanken, was er wohl seinem Vater antworten würde, wenn dieser ihn in gleicher Art fragen sollte. Er zog diese Fragen in den Kreis seiner gegenwärtigen Untersuchungen, fand aber, je mehr er über die Sache nachdachte, nur desto weniger genügende Antwort.

Antonio hatte sich zwar mit der Antwort abweisen lassen, aber befriedigt war er nicht. Immer blieb ihm der doppelte Widerspruch in der Seele haften: die Ketzerei ist vor Gott ein Greuel und die Ketzer sind verdammt, und doch segnet sie Gott; sie sind Kinder des Teufels und voll seelenverderblicher Irrthümer, und doch sind sie gesittet, rechtschaffen und ehrbar. — Indem Antonio, von diesen Zweifeln getrieben, eben an einer der Kirchen Frankfurts

Grunde liegenden Worte des biblischen Textes. Es war das Evangelium am 8ten Sonntage nach Trinitatis, Matth. Kap. 7, V. 15—23. — „Die Worte der Weisen, sagt der Prediger Salomo, Kap. 12, 11. sind Spieße und Nägel;" und so fühlte Antonio die Worte des Textes in seinem Innern, und er glaubte endlich hier die volle Auflösung seines neulichen Scrupels finden zu können, warum doch in den Ketzerlanden auch ein so großer Segen Gottes und christliche Rechtschaffenheit gefunden werde.

Der Heiland sagt, — (so war der sich allmählig bildende Gedankengang in Antonio's Kopfe) — das äußerliche Schaafsgewand mache den wahren Propheten nicht, folglich wohl auch das Pallium noch nicht den wahren Bischof, und der Rosenkranz, das Fasten und Messehören nicht den wahren Christen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln?" Wenn schon die rechten Priester an der guten Frucht des christlichen Lebens zu erkennen sind, wie viel mehr die christlichen Laien? Vom wahren christlichen Glauben können daher nicht Untugenden kommen, und von der Ketzerei kann keine Tugend entspringen. „Denn ein guter Baum kann nicht arge und ein fauler Baum nicht gute Früchte bringen." Hierbei erinnerte sich Antonio eines seiner Bekannten, des Bedienten eines neapolitanischen Grafen, der ihm vertraute, daß er in Auftrag seines Herrn einen andern neapolitanischen Edelmann durch einen Dolchstich aus der Welt schaffen sollte, den Antonio davon abmahnte, und der ihm zur Antwort gab: „Narr, von solcher Schuld hat mich der Priester schon zwei Mal absolvirt, und wenn er es nicht zum dritten Male thun wollte, so thut es ein anderer." Das schien Antonio so eine faule Frucht zu seyn, die auf einen faulen

Baum hinweise, der sie getragen habe. Indem er darüber nachdachte, ob wohl der Priester auch die Macht habe, eine Blutschuld durch die Absolution zu vertilgen; donnerten ihm die Worte des 19. Verses entgegen: „ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“ Steht denn, dachte Antonio, nicht die Ausnahme dabei: es sei denn, daß der Priester oder ein päpstlicher Ablaß ihn absolvire? Er dachte, dieses müßte dabei stehen; aber er hörte nichts davon. Der Prediger schärfte vielmehr aus diesem Ausspruche die unbedingte Nothwendigkeit eines christlichen Lebens zur Erlangung der Seligkeit ein.

Viel mehr aber trafen ihn die folgenden Textesworte: „es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr! Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweißagt? haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!“ Also, sagte Antonio zu sich selbst, ist es nicht genug, daß man Jesum für den Herrn öffentlich bekennt, und das christliche Glaubensbekenntniß hat; nicht genug, daß man Wunder thut, um ein rechter Christ zu seyn? — Wenn das nicht genug ist, bei allen Heiligen! so ist es auch für die katholische Kirche nicht genug, um die wahre Kirche zu seyn, daß sie allein das rechte Glaubensbekenntniß hat, daß in ihr noch die Wunder fortdauern, daß ihre Priester durchs Weihwasser und Segenssprüche die bösen Geister verbannen können! Wenn das

anderer Zeit, wo das Neue, was er gesehen, gehört, gelesen hatte, sich bei ihm geltend machte, erkannte er mit einem Gefühle der Freude, daß er ein ganz anderer geistiger Mensch werden könne, wenn er dem Neuen trauen und sich ihm hingeben dürfe. Da er nichts weniger als verschlossen war, so würde er nach seiner Lebendigkeit und Sprachseligkeit seinem Herrn alle seine Gedanken mitgetheilt haben; aber die Einsilbigkeit desselben, die kurzen, bisweilen barschen Antworten, die er gab, schreckten Antonio, und schlossen ihm den Mund. Sie erfüllten ihn aber auch mit Unruhe. So viel sah er wohl, daß seinen Herrn ein Kummer drückte. Er wurde darüber auch mit betrübt, und fragte endlich seinen Herrn mit Theilnahme, was ihn denn so stumm und verdrüßlich mache, da ihn eher die Annäherung an die Heimath erheitern sollte. — Heinrich schwieg, — und Antonio fragte nicht wieder.

Viertes Kapitel.

Nur noch fünf Stunden war Heinrich von seiner Heimath L... entfernt, als ihm, da er zu Mittag in einem kleinen Städtchen einkehrte, seine Mutter und Schwester entgegentraten und ihn mit Thränen der Freude in ihre Arme schloßen. Der unzweideutige Erguß ihrer ungeschwächten Liebe verscheuchte bald die Beklemmung, die Heinrich zeither empfunden hatte. Er fühlte, daß sie in ihm nur den Sohn und Bruder sahen, und daß seine Glaubensveränderung ihre Herzen nicht erkältet hatte. Er faßte nun auch Muth zu dem Herzen seines Vaters, ob es ihm gleich auffiel, daß er nicht mitgekommen war. Die Entschuldi-

gung der gütigen Mutter, daß ihn Geschäfte abgehalten hätten, war nichts als ein Vorgeben. Er konnte sich des Sohnes nicht mehr recht erfreuen; er konnte einen Unwillen über ihn nicht ganz in seiner Seele dämpfen; er wollte den Sohn fühlen lassen, daß er sich dem väterlichen Herzen entfremdet habe: darum reisete er ihm nicht mit entgegen. Heinrich ahndete etwas davon, und diese Ahndung wurde ihm bald gewisser, als auch zwischen ihm und seiner Mutter, nachdem die ersten Ergüsse der Freude vorüber waren, eine Stille und Stockung der Unterhaltung eintrat, die beiden sehr drückend wurde. Man sah, es gab zwischen ihnen einen Punkt, über den man sich verständigen mußte, den aber jeder Theil zur Sprache zu bringen sich scheuete. Doch wahre Liebe duldet solche innere Spannung nicht; es kam zu Erklärungen, und Heinrich beruhigte die Mutter durch die Versicherung, daß er noch ganz der alte liebende und treue Sohn sey, und durch das Versprechen, dem Vater die ganzen Gründe seines Confessionswechsels treu und ehrlich vorzulegen, wodurch dieser überzeugt werden würde, daß weder Phantasterei, noch Hang zum Mysticismus, noch sonst ein anderer unedler Grund ihn zum Katholicismus gebracht habe, sondern allein wohl erwogene und vernünftige Gründe, denen hoffentlich der Vater selbst Gerechtigkeit werde widerfahren lassen. Die Mutter meinte zwar, das letztere sey schwerlich zu hoffen, tröstete aber doch den Sohn damit, daß schon viel gewonnen seyn würde, wenn der Vater nur überzeugt werde, er habe redlich gehandelt. Mit erleichtertem Herzen fuhr Heinrich mit den Seinen in L... ein, und sank seinem theuern Vater an die Brust, der ihn mit freundlichem Ernst empfing. Das Gespräch der ersten Stunden streifte über die Begebenheiten der Reise und die im Vaterlande indessen vorgegangenen Veränderungen hin; aber als dann Abends die Familie in trautem, stillen

Mutter: Wenn wir uns aber auf diesem Wege wohl befunden haben? wenn ihn Millionen andere gehen, und dabei glücklich sind? Wenn wir Aeltern und Freunde, deren Verständigkeit wir ehren, getrost auf diesem Wege wandeln sehen?

Heinrich: Du denkst: liebe Mutter, ich spreche von der Rechtmäßigkeit des Uebergangs von der evangelischen zur katholischen Kirche. Aber ich rede hier nicht von dem Austritte aus einer guten Kirche in eine andere, sondern von der Zulässigkeit eines Confessionswechsels überhaupt, und was ich sage, gilt auch von dem Katholiken, der zur evangelischen Kirche tritt.

Vater: So ist es, liebes Weib. Im allgemeinen kann der Uebertritt von einer Confession zur anderen durchaus nicht als unzulässig und unmoralisch angesehen werden, und jene Behauptung, jeder, wenn er ein ehrlicher Mann seyn wolle, müsse bei seiner Kirche bleiben, ist allerdings eine grundfalsche. Sollte sie gelten, so hätten auch Jesus und die Apostel sich nicht vom Judenthume lossagen, die ersten Christen das Heidenthum nicht verlassen, unsere deutschen Vorfahren von der Verehrung des Wodan sich nicht zur Anbetung des wahren Gottes wenden und unsere Väter vor 300 Jahren sich nicht von der römischen Kirche trennen dürfen. Abraham ging auch aus seinem abgöttischen Vaterlande, aus seines Vaters Hause, und diente dem Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, in fremdem Lande. Auch ist die Wahrheit eine so heilige Sache, daß man sie nie, am wenigsten in der Religion, den Umständen aufopfern soll.

Wilhelmine: Deine Beispiele, Vater, sind mit Ausnahme eines einzigen, nur von dem Uebertritte aus einer ganz falschen Religion, wie das Heidenthum oder einer verderbten, wie das Judenthum war, zur wahren

Religion oder dem Christenthume, hergenommen, und passen darum nicht recht, wie mir scheint, auf die Vertauschung einer christlichen Kirche mit der andern. Hier hat man doch in jeder Kirche, namentlich in der evangelischen und katholischen, Taufe und Abendmahl, dieselbe heilige Schrift, denselben Christus, denselben Gott. Wenn nun aber beide Kirchen das Wesentliche des Christenthums haben, so scheinen die übrigen Unterschiede keine Berechtigung zur Verlassung der einen oder der andern Kirche zu geben, sondern jeder muß bei der Kirche bleiben, der er einmal Treue gelobt hat. Du selbst gabst mir die Lehre, daß ein Weib, wenn es auch nicht alle Vollkommenheiten in dem Manne, den sie zum Gatten gewähl habe, finde, oder unerwartete Fehler entdecke, bei andern Männern aber größere Liebenswürdigkeit erblicke, doch nicht berechtigt sey zur Scheidung, sondern an ihrem Manne treu hangen, seine Fehler tragen und nur auf seine Tugenden sehen müsse. Ich sollte denken, jeder wäre mit seiner Kirche in demselben Falle, wie das Weib mit ihrem Gatten. Jede Kirche hat ihre Gebrechen, aber auch ihr Gutes. Sie kann also Treue fordern.

Vater: Ich wünschte, Wilhelmine, dein Bräutigam wäre zugegen; er würde Freude haben über deinen Einwurf. Was aber deine Vergleichung betrifft; so paßt sie nicht zur Sache, sondern hinkt wie die meisten Gleichnisse. Du hättest hinzusetzen sollen, daß die Verbindlichkeit der Ehegatten, ihre Fehler zu tragen, ihre Gränzen hat, nämlich wenn der eine Theil die gelobten Pflichten verletzt und den Zweck der Ehe nicht mehr erfüllt. So lange dir dein Gatte das Versprochene hält; so lange bist du verbunden, auch ihm als Gattin treu zu folgen, und deine Verbindlichkeiten zu halten, wenn dir auch ein anderer Mann besser gefiel. Verfehlt er sich aus Uebereilung

Versuchung zu fliehen und deinen bessern Willen zu stärken; also um dein selbst willen bist du verbunden, die verderbte Kirche zu verlassen und der bessern dich anzuschließen. Jener dritte sind aber endlich auch deine Mitchristen. Durch dein Verharren bei einer, mit dem Zwecke des Christenthums streitenden Kirche bestärkst du auch andere, welche der schädlichen Einwirkung nicht zu widerstehen wissen, in gleichem Verharren, trägst du bei zu Aufrechthaltung eines schädlichen Wesens, versündigst du dich an deiner Brüder Wohlfahrt, begehest du einen Verrath an dem wahren Christenthume.

Heinrich: Du hast mir ganz aus der Seele gesprochen, geliebter Vater! — O wie bin ich beruhigt durch diese Worte! — Ich hoffe, dir zeigen zu können, daß nur die römisch = katholische Kirche die wahre sey, und den Zweck des Christenthums fördere, die evangelische aber ihn hindere. Wenigstens ist dieses meine innerste Ueberzeugung, auf gute Gründe gestützt. Und wenn ich diese dir dargelegt habe, und du mußt ihre Stärke anerkennen, o dann — bester Vater — —

Vater: — — (ihn fixirend) soll ich wohl auch dir nachfolgen und katholisch werden?

Heinrich schwieg; — er fühlte das Treffende der Folgerung, wagte es aber nicht, sie zu bejahen, sondern sagte, er habe nur dann auf Verzeihung von seinem Vater gehofft.

Der Vater aber ließ ihn so leicht nicht los; vielmehr gab er der Sache eine Wendung, die den Sohn erschütterte. „Wenn du, — sprach er feierlich, — ein rechtschaffener Mann und Christ bist; so mußt du, wenn wir dir beweisen werden, daß die römische Kirche dem Zwecke des Christenthums widerstrebe, von ihr wieder abtreten zu der unsrigen. Willst du das?" —

Heinrich schwieg verlegen.

„Gib mir, fuhr der Vater fort, die Hand darauf, daß du es willst, wenn ich an die Aufrichtigkeit deines Katholicismus glauben, und dich nicht für einen Heuchler halten soll!"

Heinrich faßte sich ein Herz; — er schlug ein. Er war ja seiner Sache gewiß; er war Katholik aus Ueberzeugung. Was sollte er zögern?

„Mit diesem Frieden, — fiel die Mutter ein, — laßt uns heute die Unterhaltung über diesen Gegenstand schließen, und den Rest des ersten Abends der Freude weihen." Vater und Sohn willigten gern ein, der erste aber nur unter der Bedingung, daß Heinrich sich rüste, mit seinem Beweis für seine Kirche gegen die evangelische am nächsten Abend hervorzutreten. Die ersten Besuche jedoch, welche Heinrich gab und empfing, hinderten die Erfüllung dieses Versprechens bis zum dritten Abend.

Fünftes Kapitel.

Es war ein Sonntag, und die Aeltern und Wilhelmine schmückten sich, die Kirche zu besuchen. Heinrich that dasselbe, und die Mutter freute sich darüber im Stillen. Nicht so der Vater. Er schwieg zwar, aber sein ernster Blick verrieth, daß seine Seele in Unruhe war. Endlich als man aufbrechen wollte und auch Heinrich nach seinem Hut griff, fragte er bedenklich: „willst du uns begleiten? — mit zur Kirche gehen?"

Heinrich: Ja! — ich hoffe, du wirst es nicht mißbilligen.

lisch gewordene Herzog Adolph von Mecklenburg-Schwerin versichert habe, daß es viele heimliche Katholiken in Deutschland gebe, die auf erhaltene Erlaubniß äußerlich den Katholiken verbergen dürften.

Seinen Heinrich in der Nähe solcher Männer, deren Verhalten er für eine unwürdige Heuchelei oder doch für eine unredliche Schwachheit erklärte, zu finden, war ihm höchst schmerzlich, ob es ihm gleich eigentlich nicht hätte unerwartet kommen sollen, da er so viele Fälle der Art kannte. Er war so bewegt, daß er in der Kirche zu keiner Aufmerksamkeit kommen konnte. Als er jedoch unter der Predigt seine immer finster auf den Boden gehefteten Augen einmal aufschlug und auf die Kanzel richtete, sahe er Antonio unter der Kanzel stehen und mit größter Aufmerksamkeit dem Vortrage des Lehrers folgen. Dieser Anblick gab seinem Geiste eine andere Richtung. Vielleicht, dachte er, wird ein Saame des Lichts in die Seele dieses Jünglings ausgestreuet, der gute Frucht bringt, und er konnte sich nicht verbergen, daß es doch wohl besser gewesen wäre, er hätte seinem Sohne den Eintritt in die Kirche erlaubt. Er erinnerte sich, wie er selbst gegen die Seinigen den Uebertritt so manches Evangelischen in Rom davon hergeleitet habe, daß sie so lange ohne geistig-religiöse Nahrung in der Hauptstadt des Katholicismus hätten seyn müssen, wodurch sie von selbst genöthigt worden wären, die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in katholischen Kirchen zu suchen. Es fiel ihm bei, daß Wilhelmine den Schritt ihres Bruders durch die Behauptung entschuldigt hatte, daß Heinrich seiner Kirche nicht ungetreu geworden seyn würde, wenn er im Schooße der Familie und in Verbindung mit dem evangelischen Gottesdienste geblieben wäre. Er fühlte die Wahrheit dieser

Bemerkung so sehr, daß ihn seine Hitze reuete, und daß er mit beruhigtem Gemüthe zum Sohne zurück kam.

„Heinrich, — sprach er, — ich hatte Unrecht, dir den Besuch unsrer Kirche zu verbiethen. Man muß dem Kranken nicht wehren zum Arzte zu kommen. Ich habe nichts dagegen, daß du unsrer Gottesverehrung beiwohnst; vielmehr wünsche ich es. Aber — der Dispensation gedenke mir nicht! Gott auf eine würdige Weise verehren und sein Wort hören zu dürfen, kann von niemand erlaubt werden, weil es niemand zu verbiethen ein Recht hat. Wer solcher Erlaubniß zu bedürfen glaubt, giebt zu erkennen, daß er aus einem Diener Gottes ein Knecht der Menschen geworden ist. Und was will dein Papst mit seiner Dispensation? Entweder ist es recht und gut, daß du mit uns Gott verehrst; dann bedarfst du keiner Erlaubniß. Oder ist es unrecht und schädlich; dann darf sie dir der Papst nicht geben, und du darfst, hätte er sie dir gegeben, von ihr keinen Gebrauch machen."

Heinrich freute sich des geschlossenen Friedens, und führte nur zu seiner Entschuldigung an, daß er das Verboth, andere als katholische Kirchen zu besuchen, nicht für ein moralisches, sondern für ein disciplinarisches halte, das die katholische Kirche nur aus Vorsicht gegeben habe, damit ihre Mitglieder sich keinen Gefahren für ihren Glauben aussetzen möchten, wovon also eine Dispensation ihm nicht unschicklich geschienen habe. Der Vater aber meinte, Heinrich urtheile hier falsch, und nach den Grundsätzen der römischen Kirche über Ketzerei sey eine solche Erlaubniß immer nur der zu vergleichen, die ein General seinen Spionen gebe, einstweilen die feindliche Uniform anzuziehen, sich unter die Feinde als Freunde zu mischen, und sie zu belauschen oder zu verwirren. Indessen glaube er,

lisch gewordene Herzog Adolph von Mecklenburg=Schwerin versichert habe, daß es viele heimliche Katholiken in Deutschland gebe, die auf erhaltene Erlaubniß äußerlich den Katholiken verbergen dürften.

Seinen Heinrich in der Nähe solcher Männer, deren Verhalten er für eine unwürdige Heuchelei oder doch für eine unredliche Schwachheit erklärte, zu finden, war ihm höchst schmerzlich, ob es ihm gleich eigentlich nicht hätte unerwartet kommen sollen, da er so viele Fälle der Art kannte. Er war so bewegt, daß er in der Kirche zu keiner Aufmerksamkeit kommen konnte. Als er jedoch unter der Predigt seine immer finster auf den Boden gehefteten Augen einmal aufschlug und auf die Kanzel richtete, sahe er Antonio unter der Kanzel stehen und mit größter Aufmerksamkeit dem Vortrage des Lehrers folgen. Dieser Anblick gab seinem Geiste eine andere Richtung. Vielleicht, dachte er, wird ein Saame des Lichts in die Seele dieses Jünglings ausgestreuet, der gute Frucht bringt, und er konnte sich nicht verbergen, daß es doch wohl besser gewesen wäre, er hätte seinem Sohne den Eintritt in die Kirche erlaubt. Er erinnerte sich, wie er selbst gegen die Seinigen den Uebertritt so manches Evangelischen in Rom davon hergeleitet habe, daß sie so lange ohne geistig=religiöse Nahrung in der Hauptstadt des Katholicismus hätten seyn müssen, wodurch sie von selbst genöthigt worden wären, die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in katholischen Kirchen zu suchen. Es fiel ihm bei, daß Wilhelmine den Schritt ihres Bruders durch die Behauptung entschuldigt hatte, daß Heinrich seiner Kirche nicht ungetreu geworden seyn würde, wenn er im Schooße der Familie und in Verbindung mit dem evangelischen Gottesdienste geblieben wäre. Er fühlte die Wahrheit dieser

Bemerkung so sehr, daß ihn seine Hitze reuete, und daß er mit beruhigtem Gemüthe zum Sohne zurück kam.

„Heinrich, — sprach er, — ich hatte Unrecht, dir den Besuch unsrer Kirche zu verbiethen. Man muß dem Kranken nicht wehren zum Arzte zu kommen. Ich habe nichts dagegen, daß du unsrer Gottesverehrung beiwohnst; vielmehr wünsche ich es. Aber — der Dispensation gedenke mir nicht! Gott auf eine würdige Weise verehren und sein Wort hören zu dürfen, kann von niemand erlaubt werden, weil es niemand zu verbiethen ein Recht hat. Wer solcher Erlaubniß zu bedürfen glaubt, giebt zu erkennen, daß er aus einem Diener Gottes ein Knecht der Menschen geworden ist. Und was will dein Papst mit seiner Dispensation? Entweder ist es recht und gut, daß du mit uns Gott verehrst; dann bedarfst du keiner Erlaubniß. Oder ist es unrecht und schädlich; dann darf sie dir der Papst nicht geben, und du darfst, hätte er sie dir gegeben, von ihr keinen Gebrauch machen."

Heinrich freute sich des geschlossenen Friedens, und führte nur zu seiner Entschuldigung an, daß er das Verboth, andere als katholische Kirchen zu besuchen, nicht für ein moralisches, sondern für ein disciplinarisches halte, das die katholische Kirche nur aus Vorsicht gegeben habe, damit ihre Mitglieder sich keinen Gefahren für ihren Glauben aussetzen möchten, wovon also eine Dispensation ihm nicht unschicklich geschienen habe. Der Vater aber meinte, Heinrich urtheile hier falsch, und nach den Grundsätzen der römischen Kirche über Ketzerei sey eine solche Erlaubniß immer nur der zu vergleichen, die ein General seinen Spionen gebe, einstweilen die feindliche Uniform anzuziehen, sich unter die Feinde als Freunde zu mischen, und sie zu belauschen oder zu verwirren. Indessen glaube er,

geschieden würde. Das Unverständliche, sollte ich meinen, könnte die Andacht nicht wecken. Wer kein englisch versteht, würde der wohl, wenn man den Hamlet oder Macbeth englisch gäbe, mehr ergriffen werden, als wenn er jene Meisterwerke deutsch auf der vaterländischen Bühne hörte?

Indessen war Antonio, der sich schnell entfernt hatte, mit einem Buche zurückgekommen, in welchem er blätterte. Es war die deutsche Uebersetzung des neuen Testaments von van Eß. „Ich habe hier, sprach er zu Heinrich, eine Stelle gefunden, die mich ganz zweifelhaft macht, ob auch unsre Priester recht thun, wenn sie den Gottesdienst lateinisch halten. Paulus schreibt an die Christen zu Corinth in seinem ersten Briefe (Kap. 14, v. 2):

„Wer in fremder Sprache Vorträge [in der Gemeinde] hält, der redet nicht für Menschen, sondern vor Gott: denn niemand versteht ihn, sondern er spricht in der Begeisterung hohe unverständliche Dinge. Wer aber in verständlicher Sprache geistvolle Vorträge hält, der redet den Menschen zur Erbauung, zur Ermahnung und zum Troste." — V. 6. „Wenn ich zu euch käme, und in fremden Sprachen redete, was würde ich euch wohl nützen, wenn ich nicht für euch redete: sey es nun, daß ich euch besondere Offenbarungen oder höhere Erkenntnisse mittheilte, oder geistvolle Vorträge hielt, oder überhaupt euch belehrte?" — V. 9. „So denn auch ihr; wenn ihr in fremden Sprachen unverständliche Vorträge haltet, wie wird man verstehen, was ihr sprechet? In den Wind werdet ihr reden." — V. 13. „Wer demnach die Gaben der Sprache hat, der bethe so, daß er es auch erkläre." — V. 19. „Ich will lieber vor der Gemeinde fünf Worte sagen, die verständlich und

für andere belehrend sind, als zehntausend in einer fremden Sprache.»

Der Apostel, lieber Herr, hat doch wohl die Sache verstanden, und ich weiß wohl, daß er gar recht hat; denn der deutsche Gottesdienst hat mich viel besser erbaut als die lateinischen Messen, die ich nicht verstehe.

Heinrich war betroffen; — man fragte nach dem Buche; — Antonio erzählte alles; — die Aeltern, besonders der Vater, freuten sich über den gesunden Verstand des Jünglings, und ermahnten ihn, fleißig im Worte Gottes zu lesen, das nicht ohne Frucht für ihn seyn würde.

Sechstes Kapitel.

Der Abend gab Gelegenheit das Gespräch über Heinrichs Confessionswechsel wieder anzuknüpfen. Der Vater erinnerte, daß man beschlossen habe, gleich zur Hauptsache zu gehen, und die Frage zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die evangelische sowohl, als die katholische Kirche zum Zweck des Christenthums stehe. Man setzte sich traulich um den Tisch herum, und die Mutter vermittelte noch vor Beginn des Gesprächs dem Sohne sicheres Geleit vor den etwaigen Aufwallungen der väterlichen Heftigkeit. „Sieh deinen Sohn an (sprach sie) nicht als einen Abtrünnigen von unserer Kirche, sondern als einen Katholiken von Kindheit an, den du zur evangelischen Kirche bekehren willst!» Dieses Wort weckte eine Hoffnung in dem Herzen des Vaters, die ganz geeignet war, ihn zur Geduld und Sanftmuth zu stimmen, nämlich die Hoffnung, daß — wie er sich ausdrückte, — sein Heinrich den Ver-

stand im väterlichen Hause wieder finden würde, den er in Rom verloren habe. Er ließ sich daher auch gern den Vorschlag Wilhelminens gefallen, beim Gebrauche biblischer Aussprüche die Uebersetzung des neuen Testaments von dem katholischen Pfarrer van Eß zu gebrauchen, um gegen Heinrich alle Unpartheilichkeit zu beweisen.

Man kam bald darüber überein, daß Jesus die Absicht gehabt habe, der Heiland der Menschen zu seyn; denn dieses besagt ja sein Name Jesus. Auch war man darüber einverstanden, daß er dadurch ein Heiland der Menschen werden wollte, daß er sie von der Sünde erlöse und befreie. Denn so las man ja Matth. 1, 21. „Maria wird einen Sohn gebähren, den sollst du Jesus nennen, denn er wird sein Volk von seinen Sünden befreien." Als man aber nun erörterte, wodurch Jesus ein Heiland geworden sey, und was in dem Menschen erfolgen müsse, um sich des Heils zu versichern, so ergab sich eine Verschiedenheit der Ansichten. Nach längerer Unterhaltung vereinigte man sich dahin, sich an den Ausspruch des Apostels Paulus zu halten, der ja wohl gewiß müsse gewußt haben, was das Christenthum den Heiden, denen er es verkündigte, habe seyn, und was es in ihnen habe wirken sollen. Dieser aber schreibt Tit. 2, 11—14:

> „Die heilbringende Gnade Gottes [in Christo] ist über alle Menschen aufgegangen, um uns ernstlich anzuhalten, daß wir der Gottlosigkeit und den Lüsten, die in der Welt herrschen, entsagen, und sittsam, gerecht und gottesfürchtig in dieser Welt leben, harrend auf die Erfüllung der seligen Hoffnung, auf die Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes, und unsers Erlösers, Jesu Christi, welcher sich selbst für uns aufgeopfert hat, um uns von allen Lastern zu befreien, und ein Volk sich zu heiligen, das ihm ganz

eigen und allem Guten ergeben wäre. Dieß lehre, dieß schärfe ein!»

Alle Partheien kamen darin überein, daß hier der Apostel Jesum nicht nur in so fern als einen Heiland darstelle, in wie fern er die Strafen der Sünde aufhebe, sondern auch in so fern, in wie fern er die Menschen bessere und vom Sündendienste erlöse, daß also sein Zweck, folglich auch der Zweck des Christenthums sey, die Menschen zur Erkenntniß Gottes und seines Gesetzes zu führen, sie zum Gehorsam gegen dasselbe, oder zur Tugend zu erwecken, und ihnen, als so gebesserten, die Gnade Gottes und das ewige Leben zuzusichern.

Dieses ist, sprach Heinrich, ganz auch die Lehre der katholischen Kirche, und sie stimmt in so fern mit der evangelischen überein. Aber ich behaupte nun, daß es, um diesen Zweck an dem einzelnen Christen zu erreichen, eben einer solchen Einrichtung bedürfe, wie die katholische Kirche ist, daß aber dagegen dieser Zweck durch die Beschaffenheit der evangelischen Kirche nicht erreicht werde. Das Besondere der katholischen Kirche, was hier entscheidet, und worin ihr Hauptunterschied von der evangelischen Kirche beruht, dürfte auf folgende Punkte zurückkommen. Nur sie nämlich kann die wahre Erlösungsanstalt seyn; denn nur sie ist die von Jesu und den Aposteln gestiftete, also die wahre Kirche; nur sie hat mithin die Mittel einer irrthumsfreien Erkenntniß der christlichen Lehre, ein rechtmäßig geweihtes, und darum zum Lehren und zum Verwalten der Sacramente gesetzlich geordnetes Priesterthum, einen äußerlichen rechtmäßigen Mittelpunkt des Kirchenregiments, und von der Gemüthsstimmung der Menschen nicht abhängige Gnadenmittel, um den Gläubigen Vergebung der Sünde und die ewige Seligkeit zu verschaffen.

aber hängt die Kraft der Absolution, wie aller Sacramente, nicht von der Gemüthsstimmung des Christen, sondern von der Kraft des Priesters ab, und die Handlung wirkt, wie ihr sagt, ex opere operato, das heißt, wenn sie nur gethan wird.

Heinrich: Das ist eben ein Vorzug der katholischen Absolution, daß ihre Kraft vom Priester und seiner Handlung, nicht aber von der Gemüthsstimmung des Beichtenden abhängt. Der Priester verlangt die äußerlichen Zeichen der Buße; sieht er diese, so absolvirt er; und absolvirt er, so ist seine Lossprechung kräftig.

Vater: Damit bestätigst du vollkommen, was ich sagte. Es bedarf also bei euch, um selig zu werden, nicht einmal des wiederholten Ansetzens der Herzensbuße, sondern nur der wiederholten Wortbuße, oder der äußerlichen Zeichen einer „guten Gemüthsbewegung," worauf die immer kräftige Absolution erfolgt. Der Geselle braucht nicht einmal das Bündel zu schnüren und vor das Stadtthor zu gehen, sondern darf nur wiederholt versprechen, er wolle wandern, so ist es so gut, als sey er gewandert. Das ist sehr bequem für den hohen und niedern Pöbel, der zwar gern selig sterben, aber doch immer lustig leben will. In welchem Sinne ist denn nun deine katholische Kirche eine Erlösungsanstalt von der Sünde? Sie vergibt dir ohne Aufhören die Sünde, und sichert dich vor den Strafen derselben in der Ewigkeit, ohne daß du nöthig hast, dich von der Herrschaft der Sünde zu befreien. Du kannst ruhig dein ganzes Leben deinen Lüsten und Begierden folgen; der den Schlüssel des Himmels habende Priester schließt dir in der Stunde des Todes den Himmel doch ganz ohnfehlbar auf. Siehst du nicht, daß dadurch die wahre Besserung des Menschen etwas wirklich überflüssiges ist, und daß deine Kirche nicht dem Entzwecke des

Christenthums dient, die Menschen erst wahrhaft zu bessern, und zu neuen nach Gott geschaffenen Menschen zu bilden, und nur dann erst ihnen Vergebung und ewiges Leben zu verheißen? Ist es nicht offenbar, daß sie eine Anstalt ist, nicht die Menschen von der Herrschaft der Sünde zu befreien, sondern die Sünder nur zu beruhigen, und die Verdorbenen durch priesterliche Macht dennoch in den Himmel zu bringen? Und um diese Priestergewalt meinst du, sey es etwas großes? — Nein, nein, nur etwas der Sittlichkeit verderbliches kann sie seyn!

Heinrich: Ich muß freilich zugeben, daß die Lehre der katholischen Kirche von der Kraft der priesterlichen Absolution und den Sacramenten dem Leichtsinn im Sündigen sehr großen Vorschub leisten kann; aber wir dringen doch darum auch auf christliche Besserung.

Vater: Dieß wird aber fruchtlos seyn, wenn der Sünder glaubt, der Priester könne ihm zu jeder Zeit für alles Vergebung schaffen. Auf sittliche Besserung ist auch euer Gottesdienst nicht genug berechnet. Die Messe, das Hauptsacrament der Versöhnung, ist die Hauptsache; diese muß jeder bei euch abwarten. Die Predigt ist Nebensache, fehlt sehr häufig ganz, und niemand ist gehalten, sie zu hören. Aber auch davon abgesehen, so kann die Lehre eurer Kirche von der Priestermacht zur Vergebung der Sünde nicht wahr seyn, weil sie dem Hauptzweck des Christenthums, uns zu bessern, ganz offenbar hinderlich ist.

Mutter: Hier hat der Vater völlig Recht, lieber Heinrich. O höre doch nicht auf die Stimme einer Priesterschaft, die sich einer göttlichen Gewalt vermißt, welche der göttlichen Gerechtigkeit durch Formeln und Gebräuche vorschreiben will, was sie thun, und was sie lassen soll; sondern höre auf die Stimme deines Hei-

lands und seiner Apostel, welche keinem Menschen, der nicht ein wirklich gebesserter ist, und einen frommen Wandel führt, den Eingang in das Reich Gottes zusprechen. Sagt nicht dein Heiland Joh. 3, 3. „wer da nicht von neuem geboren wird, kann das göttliche Reich nicht sehen." Und heißt etwa von neuem geboren werden so viel, als vor dem Priester beichten, oder Pönitenzen übernehmen? — Höre, wie dir der Apostel Paulus diesen Ausdruck erklärt. Er sagt (Eph. 4, 21. ff.): „Jesu Lehre fordert wesentlich, daß ihr, was euern ehemaligen Wandel betrifft, den alten durch verführerische Lüste zerrütteten Menschen ableget, daß ihr euch dagegen euerem Geiste und Sinne nach erneuet, und den neuen Menschen anziehet, der in wahrhaftiger Rechtschaffenheit und Heiligkeit nach Gott sich bildet." Auch der Apostel Petrus, dessen Nachfolger der Papst zu seyn behauptet, fordert von den Christen die Besserung ihres ganzen Lebens, und ist nicht mit Reue und Pönitenzen zufrieden. „Als folgsame Kinder — schreibt er 1. Br. 2, 14. — richtet euch nicht mehr nach den Lüsten, welche in eurer vorigen Unwissenheit euch beherrschten; sondern wie der heilig ist, der euch zum Christenthum berief, werdet auch ihr heilig in eurem ganzen Wandel."

Heinrich: Aber, beste Mutter, die katholische Kirche dringt eben so wohl als die evangelische auf wahre Heiligung des Lebens. Sie behauptet nur, daß Christus dem Priesterthum die Macht gegeben habe von Sünden loszusprechen, sobald als sich Reue bei dem Sünder zeigt. Denn das Wort des Herrn Joh. 20, 23., das er zu seinen Jüngern sprach:

„Empfanget den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen werden sie erlassen; welchen

ihr sie aber nicht erlasset, denen werden sie nicht erlassen.» —

gibt doch dem Priesterthume, das von den Aposteln abstammt, die volle Gewalt, Sünde zu vergeben oder zu behalten. Oder ist es nicht deutlich genug, wenn der Heiland Matth. 18, 18. spricht: „ich versichere euch: was ihr immer auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden; und was ihr immer auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöset seyn.» Hier ist gar kein Ausweg; hier ist unvermeidlich anzuerkennen, daß das Priesterthum die Macht habe, den Himmel aufzuschließen und die Menschen von der Strafe der Sünde zu lösen.

Vater: Du bist hier in einem vollkommenen Irrthume, lieber Sohn. Was die letztere Stelle betrifft, so ergibt sich ihr Sinn aus dem Zusammenhange mit den beiden vorhergehenden Versen, V. 15 — 17, wo davon die Rede ist, wie die Apostel verfahren sollten, nicht wenn sie Beichte sitzen würden, denn dieses haben sie nie gethan, sondern wenn sie streitsüchtige und unruhige Menschen in der Gemeinde des Herrn haben würden. Sie sollten einen solchen erst im Besondern, dann mit Hinzuziehung einiger Zeugen ermahnen, „Achtet er, (heißt es V. 17.) auch diese nicht; so sagt es der Gemeinde; wenn er aber auch diese nicht achtet, so mag er dir wie ein Heide oder Zöllner seyn. Ich versichere euch: was ihr immer auf Erden binden werdet ꝛc.» Hier, mein Sohn, siehst du klar, daß der Heiland nur sagt, daß es gültig vor ihm und seinem himmlischen Vater seyn solle, wenn die christliche Gemeinde einen unwürdigen und beharrlich sündigenden aus ihrer Gemeinschaft ausschließt, oder ihn auch wieder aufnimmt. Es ist also nicht von der Sündenvergebung vor Gott, oder dem Erlasse der Strafen in der Ewigkeit die Rede, son-

dern von der Ausschließung oder Wiederaufnahme in die christliche Gemeinschaft.

Heinrich: Ich sehe wohl, daß der Zusammenhang der Worte deine Erklärung dieser Stelle vollkommen rechtfertiget. Aber wie steht es nun mit der erstern Stelle? Da ist doch ausdrücklich vom Vergeben der Sünde die Rede?

Vater: Dieß ist wahr; aber es beweiset nichts für die Absolutionsgewalt des Priesterthums. Ich glaube, und viele Gottesgelehrte unsrer Kirche, welche die Bibel hoch verehrten, wie z. B. Reinhard und Morus, glaubten es auch, daß hier „Sünden vergeben" von den wundervollen Heilungen zu verstehen sey, welche die Apostel nach dem Beispiele Jesu durch die Kraft des heiligen Geistes verrichten würden. Indem man nämlich, wie Matth. 9, 2. Joh. 9, 23. zeigen, Krankheiten als Strafen der Sünde betrachtete, so konnte man ihre wundervolle Heilung als eine Vergebung der Sünde ansehen, indem nun die Strafe aufhörte. So sagte auch Jesus öfters zu den Kranken, die er heilte: „deine Sünden sind dir vergeben! Sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas ärgeres widerfahre!" Du findest davon ein Beispiel Apost. Gesch. K. 3, wo Petrus einen Lahmen heilte, und V. 12. bekannte, daß er nicht aus eigener Kraft oder Frömmigkeit diesen Menschen hergestellt habe, sondern Gott durch ihn.

Heinrich: Diese Erklärung, ohnerachtet du sie wahrscheinlich genug machst, hat doch für mich zu viel befremdliches, um mich mit ihr zu befreunden.

Vater: Ich will sie dir nicht aufdringen, mein Sohn. Denn wenn auch „Sünden vergeben" hier ganz eigentlich und von der Vergebung der Sünde vor Gott verstanden wird; so folgt nichts für die priesterliche

Absolution im Beichtstuhle. Wo sagt denn Jesus in diesen Worten, daß die Absolution mehr als einmal geschehen, daß sie bei jeder Beichte wiederholt werden könnte? Ja es liegt in seinen Worten nicht einmal, daß das Sündenvergeben eine solche äußerliche Handlung seyn solle, die man wiederholen könne. Die Worte können ganz ohne Zwang so verstanden werden: Welchen Menschen ihr das, was sie gegen mich und das Reich Gottes gesündiget haben, Verzeihung angedeihen lasset, ihnen ihre Feindseligkeit vergebet, und ihnen den Zutritt zu meiner Gemeinde verstattet, denen will ich auch vergeben haben." Vielleicht ist auch hier blos an die Taufe zu denken, bei welcher nach der einstimmigen Lehre der ältesten Kirche die Vergebung der früher begangenen Sünden erfolgte, oder gehofft werden durfte, und der Sinn dieser: wen ihr durch die Taufe aufnehmt, und dadurch lossprecht von seinen Sünden, der soll auch vor Gott losgesprochen seyn. Diese Erklärungen zeigen wenigstens, daß man gar keinen Grund hat, hier an die Berechtigung zu wiederholten Absolutionen sündiger Christen zu denken. Denn von den Christen erwartet und verlangt Johannes, daß sie gar nicht mehr sündigen und der Absolution bedürfen sollen. Es heißt 1. Joh. 3, 5. 6.:

„Ihr wisset, daß er (Christus) erschienen ist, damit er uns von der Sünde befreie, wie er selbst von Sünden rein ist. Wer nun mit ihm vereinigt bleibt, der sündiget nicht; wer hingegen noch sündiget, der hat ihn weder gesehen noch erkannt."

Derselbe Apostel aber verweiset den Christen, wenn er ja noch sündiget, nicht auf die priesterliche Absolution, sondern auf Gott und Christum. Er schreibt 1. Br. 1, 9:

„Bekennen wir unsre Sünden, so ist Gott so treu und gerecht, uns unsre Sünden zu vergeben." — K.

Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöset seyn rc." ganz allein auf das Recht, die Unwürdigen von der irdischen Gemeinschaft der Christen auszuschließen, sie aber als Reuige wieder aufzunehmen. Sie haben aber kein Wort, aus dem erhellt, daß der Priester die Macht habe, vor Gott die Strafen zu vergeben, oder die Strafen der zukünftigen Welt zu erlassen*).

Heinrich: Gut, lieber Vater, ich will jene Schriften durchlesen, und dir von dem Erfolge Nachricht geben.

Vater: Das wird dir recht heilsam seyn, denn du wirst nicht nur hierin, sondern auch in vielen andern Punkten finden, daß die so oft und so zuversichtlich ausgesprochene Versicherung der katholischen Theologen, daß die alte Kirche ganz eben so gelehrt habe, wie jetzt die katholische, ohne Grund ist.

Mutter: Was mich betrifft, so frage ich nicht nach euern gelehrten Untersuchungen, sondern halte mich in Einfalt an die Aussprüche des Heilandes und der Apostel. Da habe ich von der sacramentirlichen Beichte und der priesterlichen Absolution kein Wort gelesen. Nach der Schrift geht es mit der Begnadigung des Sünders viel einfacher zu. Da finde ich nirgend, daß Gott das Richteramt, das nur er, der Herzenskündiger, verwalten kann, sündigen Menschen übertragen habe, die ihm die Mühe des Urtheilens und Vergebens ersparen sollten. Der verlorne Sohn kommt (Luk. 15, 12 ff.) ganz einfach zum Vater zurück, und fleht um Vergebung, und dieser empfängt ihn mit offenen Armen, ohne ihn erst von einem Priester absolviren zu lassen. Und wo der Herr das Ge-

---

*) Hierzu sind die Anführungen aus den Kirchenvätern im Anhange I. zu vergleichen.

richt beschreibt (Matth. 25, 31 ff.), das er selbst halten, und keinem Priester übertragen will; da fragt er nur darnach, ob man die Hungrigen gesättigt, die Durstigen getränkt, die Nackenden gekleidet habe, nicht aber, ob man von einem Priester absolvirt und vor dem Tode noch geölt worden sey. Auf dieses Wort meines Herrn verlasse ich mich sicherer als auf alle Ablässe und Absolutionsformeln der Menschen.

Vater: Die Mutter hat den Nagel auf den Kopf getroffen, lieber Sohn. Es ist wohl klar, daß Gott sein Richteramt nicht sündigen Menschen, die selbst der Gnade bedürfen und kein Herz zu ergründen vermögen, übertragen kann, daß also der Binde- und Löseschlüssel des Priesterthums sich höchstens auf die Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft und die Wiederaufnahme in dieselbe, also auf das Verzeihen vor Menschen erstrecken kann. Es ist aber auch klar, daß der Heiland nicht damit zufrieden ist, daß einer bei der Beichte „eine gute Gemüthsbewegung" gehabt habe, und darauf absolvirt worden sey, sondern daß er von dem Menschen ein ganzes, der Tugend geweihtes Leben fordert, — aber auch sonst weiter nichts.

Heinrich: Ich gestehe, daß ich euch hierauf nichts zu antworten weiß. Aber überrascht mich nicht; — laßt mir Zeit, der Sache weiter nachzudenken; vielleicht wird sie mir klarer.

Vater: Recht gern, mein Sohn; nur suche ehrlich die Wahrheit.

Siebentes Kapitel.

Den nächsten Abend gestand Heinrich, daß er noch immer keine Antwort auf das gestrige Gespräch gefunden habe, und bath einstweilen zu einem andern Gespräch überzugehen. Der Vater äußerte, daß es doch wohl gut sey, wenn auch der Bräutigam Wilhelminens — (er war vor kurzem als Diakonus in L. angestellt worden) — mit an den Unterhaltungen Antheil nehme, besonders um ihn in dem zu unterstützen, was sich auf die Geschichte der christlichen Kirche und die gelehrte Schriftauslegung etwa beziehe. Heinrich hatte zwar nichts dagegen, meinte aber doch, die Parthie werde dann ungleich, indem er gar niemand zur Unterstützung habe. Der Vater erinnerte aber, daß Heinrich ja auch die hierzu erforderlichen Kenntnisse der alten Sprachen und der Geschichte und Philosophie besitze. Zugleich versprach er, daß der Bräutigam Wilhelminens nur dann aufgerufen werden solle, wenn er und die Mutter es nöthig hätten. Heinrich war es zufrieden, und scherzweise fragte der Vater, ob auch Wilhelmine nichts dagegen habe. — „Es wird mich freuen, — entgegnete sie — wenn ich Gelegenheit bekomme, mir nun auch von der Gelehrsamkeit meines Bernhard einen Begriff zu machen; denn bis jetzt waren seine Unterhaltungen nicht eben scholastisch. Nur will ich mir ausbitten, daß mir Heinrich ihn nicht zum Katholiken macht; denn dann möchte ich ihn wahrhaftig nicht zum Manne haben, so sehr ich ihn auch liebe.“

Heinrich: (empfindlich) O über den heiligen Eifer! Kann denn nicht auch der Katholik liebenswürdig seyn? fragt die Liebe nach dem Glaubensbekenntnisse? Du heirathest ja wohl nicht das Glaubensbekenntniß eines Mannes, sondern ihn selbst.

Wilhelmine: Eben weil ich den ganzen Mann nach Leib und Seele haben will, ist mir sein Glaubensbekenntniß eine gar wichtige Sache. Ob man erklären könne, was Liebe sey, das mögen die Philosophen ausmachen. Ich weiß es nicht. Bernhard sagte mir, ein alter Philosoph habe gemeint, daß die Seele unsprünglich in zwei Hälften gespaltet worden sey, die sich nun im Leben suchten, und wenn sie sich fänden, in eine verschmelzten. Diese Erklärung scheint mir nicht unrecht; denn eine solche Wahlverwandtschaft der Seelen ist in der wahren Liebe, wo man nicht bloß Hand und Ring, sondern auch das Herz hingibt. Eine katholische und eine evangelische Seele, wenn beide ihrem Glauben treu sind, müssen sich aber abstoßen; denn jene hält diese für verloren in verderblichen Irrthümern, und diese hält jene für verdüstert durch engherzige Vorurtheile und erfüllt mit abergläubischer Furcht vor der Macht des Priesterthums. Wie sollen sie da eins werden? Entweder sie stoßen sich ab, oder die eine zieht die andere zu ihrem Glauben.

Heinrich: Du widersprichst aller Erfahrung, geliebte Schwester. In Ländern gemischter Confession findest du auch die gemischten Ehen höchst zahlreich, und sie bestehen recht gut und glücklich.

Wilhelmine: Das mag seyn. Ich rede nur nach meiner Ansicht, nach welcher eine solche gemischte Ehe nur etwa unter den Voraussetzungen glücklich gerathen kann, daß ein Theil oder beide entweder irreligiös, oder geistlos, oder herzlos sind, und die Ehe nur für einen bürgerlichen Vertrag ansehen, oder nur des Vermögens und der Verhältnisse wegen sich heirathen, oder, — und dieses mag häufig der Fall seyn, daß der katholische Theil nicht alles glaubt, was die Priesterschaft als Glaubensartikel festgestellt hat, und also im Herzen evangelisch ist.

Heinrich: Aber warum sollte sich denn nicht der Glaube beider Kirchen in der Ehe vertragen? Es kann ja wohl jeder Theil den andern seines Glaubens leben lassen?

Wilhelmine: So kann wohl der evangelische Gatte denken, aber nicht der katholische. Dieser, weil seine Kirche alle Ketzer für ewig verdammt erklärt, kann nicht aufhören mit Versuchen, den evangelischen Gatten zu seinem Glauben zu bekehren, und muß sich tief betrüben, wenn dieses nicht gelingt. Wie kann er aber mit einem, der Verdammniß geweihten, ein Herz und eine Seele seyn? —

Mutter: Ich stimme hier Wilhelminen ganz bei; besonders wegen Erziehung der Kinder. Jeder Theil wird nun wünschen, die Kinder in seiner Confession erzogen zu sehen, und muß es wünschen, wenn er den Glauben seiner Kirche hat. Es muß dem evangelischen Theile unerträglich und ein ewiger Dorn im Herzen seyn, wenn er seine Kinder zu einem blinden Glauben, zu Ueberzeugungen, die er für irrig, zu Uebungen, die er für abergläubisch halten muß, erzogen sieht. Eben so unerträglich muß es dem katholischen Theil seyn, wenn er sehen muß, wie seine Kinder in seelenverderblichen Irrthümern unterrichtet und der Hölle geradezu entgegengeführt werden. Da kann kein Friede seyn. Was den einen freut, betrübt den andern; was diesem beruhigend ist, bringt jenen fast in Verzweiflung. Zufrieden in solchem Verhältnisse kann nur der seyn, der gegen das Christenthum und die Religion überhaupt gleichgültig ist.

Vater: Du wirst es nicht übel nehmen, Heinrich, daß ich mich auch nicht anders erklären kann. Mir wäre es unerträglich, wenn ich ein Weib hätte, das mir mit abergläubischer Aengstlichkeit zur Messe lief, wo sie zu Hause der Kinder warten sollte; das zu den Heiligen bethete, wo

es an Gott denken sollte; das dem Beichtiger alle Geheimnisse der Ehe Gewissens halber ausplauderte; das sich mit Fasten und Bußübungen kasteiete; das mich als einen Elenden und verdammten Ketzer bemitleidete; gegen das ich, als die heimliche Bundesgenossin bekehrungssüchtiger Priester, immer auf der Huth seyn müßte, damit es mir nicht die Kinder zum Katholicismus verleite; mit der ich am Tage des Herrn und bei andern Festen nicht in eine Kirche gehen könnte; von der ich endlich immer heimlich gequält würde, ihrer Meinung nach für mein Seelenheil zu sorgen und katholisch zu werden.

Heinrich: O, lieber Vater, wie schwarz malst du die Sache! Ich glaube nicht, daß die Erfahrung deine Sätze bestätigt.

Vater: Dieses sagst du nur, weil du noch keine Erfahrung hast. Lies nur die öffentlichen Blätter, und du wirst überall den Beweis finden, daß eure Priester es den katholischen Gatten zur Gewissenspflicht machen, daß alle Kinder katholisch erzogen werden müssen. Sie verlangen dieses Versprechen, wenn sie eine gemischte Ehe einsegnen sollen, und trauen kein Paar, das nicht dieses Versprechen ablegt; sie absolviren keinen Mann, keine Ehefrau im Beichtstuhle, wenn sie nicht verspricht alles anzuwenden, um die Kinder der katholischen Kirche zuzuführen. Und dieses geschieht nicht etwa von einzelnen Eiferern, sondern von allen; denn sie sind so instruirt; sie müssen es thun, nach den Vorschriften des Papstes.

Heinrich: Hierin bist du gewiß im Irrthum, lieber Vater. Da müßte ja der Vater der Christenheit, der Papst die Evangelischen nicht für Christen, mithin für seine, obwohl verirrten, Kinder, sondern für Heiden und gleichsam für Verpestete halten.

Vater: Armer Sohn, wie wenig kennst du deine Kirche! (Er holte ein Buch herbei: „Authentische Correspondenz des römischen Hofes und der französischen Regierung, aus d. Franz. übers. von Keßler", 1814 und las daselbst S. 158 f. aus einem Circularschreiben des vorigen Papstes vom 27. Februar 1809 an die französische Geistlichkeit, folgendes vor): „Einige unter euch haben „mich um die Ertheilung der Gewalt gebethen, solchen „Personen die Erlaubniß, sich zu ehelichen, zu ertheilen, „deren eine zu dem katholischen Glauben, die andere zu einer „ketzerischen Lehre sich bekennt. Euch aber ist, wie „ich glaube, bekannt, daß die wahre katholische Kirche „Christi Ehen mit Ketzern immer sehr gemißbilligt habe; „denn die Kirche verabscheuet sie, wie mein Vorfahr, „Papst Clemens XI., sagte, wegen ihres großen Mißstandes und der nicht geringen Seelengefahr, die sie „bei sich haben, und hat beinahe aus denselben Gründen, „aus welchen sie den Christen die Ehen mit Ungläubigen untersagt hat, auch die Katholiken von der nicht „frommen Eingehung der Ehe mit Ketzern stets zurückge„halten. Es ist daher sehr zu bedauern, daß es unter Ka„tholiken solche gibt, die, von einer schimpflichen Lei„denschaft verführt, vor solchen höchlich zu mißbilli„genden Ehen, welche die heilige Mutter, die Kirche, „immer verworfen und untersagt hat, sich nicht entsetzen. „Denn nebst der größten Gefahr eines verkehrten „Sinnes, gegen den sowohl der katholische Theil, als „auch das zu erzielende Kind nicht genug ver„wahrt werden kann, ist es auch höchst erschwert, in „häuslicher Einigkeit zusammen zu leben, ohne im Glau„ben einig zu seyn."

Was der Papst hier sagt von der Zwietracht, welche in gemischten Ehen ausgesäet wird, ist sehr wahr, und

sollte wohl einen vorsichtigen Evangelischen abhalten, sich mit einer Person des katholischen Bekenntnisses zu verehelichen, da diese Grundsätze hat, welche es nie zu einem Frieden kommen lassen. Du siehst aber auch hieraus, mein Sohn, daß deine Kirche solche Ehen verabscheut, und daß die Regel, daß der katholische Theil und das erzielte Kind nicht genug verwahrt werden könnten gegen den Einfluß evangelischer Grundsätze, es den katholischen Priestern zur Pflicht macht, alles aufzubiethen, um den evangelischen Theil oder doch die Kinder zu bekehren. Darum dürfen sie eine gemischte Ehe nur unter der Bedingung einsegnen, daß die Kinder katholisch erzogen werden. Das ersiehst du auch aus einem öffentlichen Erlaß des Königs von Preußen vom 2. März 1819, der bekannt machen ließ:

> „Daß das Verfahren der katholischen Geistlichen (in den Rheinprovinzen), wonach sie verlangen, daß die katholischen Glaubensgenossen, welche sich mit einem Nichtkatholischen ehelich verbinden wollen, die Erziehung ihrer Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion (Confession) versprechen sollen,“

ein unstatthaftes sey. Dieses ist Beweis genug, daß in einer gemischten Ehe der evangelische Theil keinen Frieden haben kann. Auch siehst du, daß der Vater der Christenheit, wie du den Papst nennst, uns nicht für besser hält als für Heiden und Verpestete, vor deren Gemeinschaft sich ein guter Katholik „entsetzen“ müsse, und in deren Gemeinschaft er einer „nicht geringen Seelengefahr“ unterworfen sey. Und was ist es denn, das uns zu so verabscheuungswürdigen Wesen macht? Verläugnen wir etwa Christum? Halten wir das Laster für erlaubt? Verweigern wir der Obrigkeit den Gehorsam? — Nichts von dem allen! Wir glauben nur nicht an den Papst, nicht an

die Macht der Priester, nicht an sieben Sacramente, nicht an die Messe und die Kraft des Weihwassers. Ist dieses ein Grund, gute Christen, die sich bestreben nach dem Vorbilde Jesu rechtschaffen zu werden in der Liebe, für Verabscheuungswürdige, für Seelenverderber, für nicht besser als die Heiden zu erklären? — Aber alles dieses kommt von eurem lieblosen Grundsatze, daß alles ohne Rettung ewig verdammt ist, was nicht an den Papst und das Priesterthum glaubt, und diesen Grundsatz hat die Priesterschaft bloß aufgestellt, weil sie darin die sicherste Stütze ihrer Macht zu finden vermeint.

Heinrich: Ich kann nicht bergen, daß mir diese Strenge der Grundsätze über gemischte Ehen, nicht bekannt gewesen ist, und daß ich nicht geneigt bin, sie zu billigen. Was aber das Urtheil der Verdammniß betrifft, das die katholische Kirche über alle Ketzer, und namentlich über Evangelische und Reformirte ausspricht; so ist es allerdings gegründet, daß sie diesen allen die ewige Seligkeit abspricht, und für sie schlechterdings keine Gnade kennt. Dieses harte Vedammungsurtheil war auch das, was mir bei der Annahme des katholischen Glaubens ganz vorzüglich entgegen stand. Ich konnte diesem Grundsatze nicht beistimmen; mein Herz dachte an euch! — Es war mir eben so unmöglich, euch zu verdammen, als euch nur für verdammt zu halten. Nach langem Wortwechsel mit meinem Freunde Rossi über diesen Gegenstand, gab dieser mir endlich einen Aufschluß, der mich beruhigte. Die katholische Kirche, sprach er, muß als die allein wahre, und allein von Jesu gestiftete Kirche jede andere Kirchengemeinschaft für eine falsche halten; und da die Schrift lehrt, daß nur die zum Reiche Christi, oder zur Kirche gehörenden selig werden, alle Nichtkatholiken für verdammt erklären. Indem sie dieses thut, bewahrt sie nur ihre Würde. Dabei

aber stellt sie nicht in Abrede, daß Gott nach seiner Gnade auch einzelnen Christen anderer Kirchengemeinschaften, welche besonders fromm und eifrig im Guten sind, die ewige Seligkeit schenken könne. Sie kann jedoch dieses, als etwas von der außerordentlichen Gnade Gottes abhängendes nicht bestimmen, nicht als einen Glaubenssatz aufstellen. Die Kirche weiß es nicht, was Gott hier thun wird; sie weiß nur, daß nach der bekannt gemachten Heilsordnung Gottes der außer der Kirche befindliche auch außer der Seligkeit ist, und dieses bekennt sie; den in Gott verborgenen Rathschluß aber über den bessern Menschen, die außer der Kirche sind, Seligkeit muß sie der göttlichen Gnade anheim gestellt seyn lassen, und vermeidet sich darüber zu erklären, theils weil sie nichts darüber wissen kann, theils weil eine solche Erklärung nur den Leichtsinn der Menschen bestärken würde.

Vater: Dein Widerstreben macht deinem Herzen Ehre, aber deine Beruhigung bei dieser Distinction spricht nicht für die Besonnenheit deines Kopfs. Wo hat denn deine Kirche der Privatmeinung eine solche Hinterthür offen gelassen? Was deine Kirche oder vielmehr die Priesterschaft, als die Herren und Vormünder der Kirche, lehren, das mußt du als Laie glauben, folglich auch glauben, daß wir alle verdammt werden; denn dieses lehrt sie. Eine Privatmeinung gestattet sie nicht; denn dieses ist eben die Ketzerei, wenn man eine Meinung für sich haben will, die von der festgesetzten Kirchenlehre abweicht. Dein Freund Rossi hat dich getäuscht. Er würde nimmer gewagt haben, das, was er dir sagte, öffentlich auszusprechen. Und müßte nicht, was in einem Falle erlaubt wäre, es auch im andern seyn? Dürftest du eine von der Kirche verschiedene Privatmeinung von den Sacramenten, der Priestergewalt, dem Fegefeuer haben, ohne zum Ketzer zu werden?

Heinrich: So weit geht freilich die Freiheit der Meinung nicht.

Vater: Nun so siehst du, daß auch die angebliche Freiheit, von der Verdammniß der Ketzer zu denken was man will, eine blos vorgebliche ist, welche deine Kirche verdammt und verdammen muß. Vielmehr sagt der römische Katechismus ausdrücklich: „Da diese eine Kirche (die römische) nicht irren kann, weil sie vom heiligen Geist geleitet wird; so ist es schlechthin nothwendig, daß alle andere angebliche Kirchen vom Geiste des Teufels geleitet werden, und die verderblichsten Irrthümer des Glaubens und des Lebens haben.“

Mutter: Kannst du denn aber wirklich glauben, mein Heinrich, daß Gott einen Menschen deßwegen verdammen wolle, weil er sich lieber an Jesum und dessen Aussprüche als an den Papst, lieber an die Apostel als an die Bischöfe, lieber an die Lehren des neuen Testaments als an die Beschlüsse eurer Kirchenversammlungen hält, und jenen mehr vertrauet als diesen? Lies doch nur, wie einfach unser Heiland erklärt, was für den Menschen zum ewigen Leben gehört. Er sagt Joh. 17, 3: „Das ist das ewige Leben, daß sie erkennen dich, den einig wahren Gott, und den, welchen du gesandt hast, Jesus Christus.“ Ferner: Joh. 3, 36: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen.“ Und Kap. 5, 24: „Ich betheure euch: wer meiner Lehre Gehör gibt, und dem glaubt, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben; er entgehet dem Gerichte, sein Tod ist Uebergang ins Leben.“ Sieh, lieber Sohn, wie trostreich ist dem Christen dieses einfache Wort des Herrn! Nichts fordert er als Glauben an den einen wahren Gott, an sich selbst, als Gottes Gesandten,

und Gehorsam gegen seine sittlichen Gebothe. Glauben an die kunstreichen Lehren, welche die Concilien und die Päpste festgesetzt haben, und die der Ungelehrte gar nicht versteht, vielleicht auch der Gelehrte nicht, fordert er nirgends. Rührend ist mir immer gewesen, wenn ich Apost. Gesch. 16, 25 ff. las, wie der Kerkermeister dem Apostel Paulus zitternd zu Füßen fiel, und fragte: „was muß ich thun, damit ich selig werde? Dieser aber ganz schlicht antwortete: glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und deine Familie selig werden!“ Entweder hat Paulus gelogen, oder der Glaube an den Papst, das Priesterthum, die Messe, das Fegfeuer und andere Dinge sind zur Seligkeit ganz unnöthig, und eure Priester verdammen uns nur mit liebloser Ungerechtigkeit *).

Vater: Gewiß, so ist es. Denn wir glauben ja, wie ihr, an den einen wahren Gott, wie ihr an Jesus Christus, den er gesandt hat. Diese beiden Lehren sind in dem apostolischen, nicänischen und athanasianischen Glaubens-Bekenntnissen enthalten; und diese hat unsre Kirche auch, also in diesen Punkten ganz eure Lehre. Wenn nun Jesus Joh. 17, 3. diese beiden Punkte als die bezeichnet, die man glauben müsse, um selig zu werden; so macht ihr Christum zum Lügner, wenn ihr uns wegen anderer Lehren, die eure Priesterschaft und deren Gewalt betreffen, verdammen wollt. Wahrlich wir brauchen die mitleidige Ausflucht eures Stolzes nicht, daß Gott vielleicht doch den und jenen von uns noch aus einer verborgenen Gnade selig machen werde. Wir wissen gewiß, daß wir es werden, wenn wir das Wort Gottes halten.

Heinrich: Ich muß die Kraft jener Aussprüche Christi anerkennen. Es ist aber doch noch etwas, was mich hin-

---

*) Stimmen der Kirchenväter s. im Anhange, II.

lands und seiner Apostel, welche keinem Menschen, der nicht ein wirklich gebesserter ist, und einen frommen Wandel führt, den Eingang in das Reich Gottes zusprechen. Sagt nicht dein Heiland Joh. 3, 3. „wer da nicht von neuem geboren wird, kann das göttliche Reich nicht sehen.“ Und heißt etwa von neuem geboren werden so viel, als vor dem Priester beichten, oder Pönitenzen übernehmen? — Höre, wie dir der Apostel Paulus diesen Ausdruck erklärt. Er sagt (Eph. 4, 21. ff.): „Jesu Lehre fordert wesentlich, daß ihr, was euern ehemaligen Wandel betrifft, den alten durch verführerische Lüste zerrütteten Menschen ableget, daß ihr euch dagegen euerem Geiste und Sinne nach erneuet, und den neuen Menschen anziehet, der in wahrhaftiger Rechtschaffenheit und Heiligkeit nach Gott sich bildet.“ Auch der Apostel Petrus, dessen Nachfolger der Papst zu seyn behauptet, fordert von den Christen die Besserung ihres ganzen Lebens, und ist nicht mit Reue und Pönitenzen zufrieden. „Als folgsame Kinder — schreibt er 1. Br. 2, 14. — richtet euch nicht mehr nach den Lüsten, welche in eurer vorigen Unwissenheit euch beherrschten; sondern wie der heilig ist, der euch zum Christenthum berief, werdet auch ihr heilig in eurem ganzen Wandel.“

Heinrich: Aber, beste Mutter, die katholische Kirche dringt eben so wohl als die evangelische auf wahre Heiligung des Lebens. Sie behauptet nur, daß Christus dem Priesterthum die Macht gegeben habe von Sünden loszusprechen, sobald als sich Reue bei dem Sünder zeigt. Denn das Wort des Herrn Joh. 20, 23., das er zu seinen Jüngern sprach:

„Empfanget den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlasset, denen werden sie erlassen; welchen

ihr sie aber nicht erlasset, denen werden sie nicht erlassen.» —

gibt doch dem Priesterthume, das von den Aposteln abstammt, die volle Gewalt, Sünde zu vergeben oder zu behalten. Oder ist es nicht deutlich genug, wenn der Heiland Matth. 18, 18. spricht: „ich versichere euch: was ihr immer auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden; und was ihr immer auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöset seyn.» Hier ist gar kein Ausweg; hier ist unvermeidlich anzuerkennen, daß das Priesterthum die Macht habe, den Himmel aufzuschließen und die Menschen von der Strafe der Sünde zu lösen.

Vater: Du bist hier in einem vollkommenen Irrthume, lieber Sohn. Was die letztere Stelle betrifft, so ergibt sich ihr Sinn aus dem Zusammenhange mit den beiden vorhergehenden Versen, V. 15 — 17, wo davon die Rede ist, wie die Apostel verfahren sollten, nicht wenn sie Beichte sitzen würden, denn dieses haben sie nie gethan, sondern wenn sie streitsüchtige und unruhige Menschen in der Gemeinde des Herrn haben würden. Sie sollten einen solchen erst im Besondern, dann mit Hinzuziehung einiger Zeugen ermahnen. „Achtet er, (heißt es V. 17.) auch diese nicht; so sagt es der Gemeinde; wenn er aber auch diese nicht achtet, so mag er dir wie ein Heide oder Zöllner seyn. Ich versichere euch: was ihr immer auf Erden binden werdet rc.» Hier, mein Sohn, siehst du klar, daß der Heiland nur sagt, daß es gültig vor ihm und seinem himmlischen Vater seyn solle, wenn die christliche Gemeinde einen unwürdigen und beharrlich sündigenden aus ihrer Gemeinschaft ausschließt, oder ihn auch wieder aufnimmt. Es ist also nicht von der Sündenvergebung vor Gott, oder dem Erlasse der Strafen in der Ewigkeit die Rede, son-

dern von der Ausschließung oder Wiederaufnahme in die christliche Gemeinschaft.

Heinrich: Ich sehe wohl, daß der Zusammenhang der Worte deine Erklärung dieser Stelle vollkommen rechtfertiget. Aber wie steht es nun mit der erstern Stelle? Da ist doch ausdrücklich vom Vergeben der Sünde die Rede?

Vater: Dieß ist wahr; aber es beweiset nichts für die Absolutionsgewalt des Priesterthums. Ich glaube, und viele Gottesgelehrte unsrer Kirche, welche die Bibel hoch verehrten, wie z. B. Reinhard und Morus, glaubten es auch, daß hier „Sünden vergeben“ von den wundervollen Heilungen zu verstehen sey, welche die Apostel nach dem Beispiele Jesu durch die Kraft des heiligen Geistes verrichten würden. Indem man nämlich, wie Matth. 9, 2. Joh. 9, 23. zeigen, Krankheiten als Strafen der Sünde betrachtete, so konnte man ihre wundervolle Heilung als eine Vergebung der Sünde ansehen, indem nun die Strafe aufhörte. So sagte auch Jesus öfters zu den Kranken, die er heilte: „deine Sünden sind dir vergeben! Sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas ärgeres widerfahre!“ Du findest davon ein Beispiel Apost. Gesch. K. 3, wo Petrus einen Lahmen heilte, und V. 12. bekannte, daß er nicht aus eigener Kraft oder Frömmigkeit diesen Menschen hergestellt habe, sondern Gott durch ihn.

Heinrich: Diese Erklärung, ohnerachtet du sie wahrscheinlich genug machst, hat doch für mich zu viel befremdliches, um mich mit ihr zu befreunden.

Vater: Ich will sie dir nicht aufdringen, mein Sohn. Denn wenn auch „Sünden vergeben“ hier ganz eigentlich und von der Vergebung der Sünde vor Gott verstanden wird; so folgt nichts für die priesterliche

Absolution im Beichtstuhle. Wo sagt denn Jesus in diesen Worten, daß die Absolution mehr als einmal geschehen, daß sie bei jeder Beichte wiederholt werden könnte? Ja es liegt in seinen Worten nicht einmal, daß das Sündenvergeben eine solche äußerliche Handlung seyn solle, die man wiederholen könne. Die Worte können ganz ohne Zwang so verstanden werden: Welchen Menschen ihr das, was sie gegen mich und das Reich Gottes gesündiget haben, Verzeihung angedeihen lasset, ihnen ihre Feindseligkeit vergebet, und ihnen den Zutritt zu meiner Gemeinde verstattet, denen will ich auch vergeben haben. Vielleicht ist auch hier blos an die Taufe zu denken, bei welcher nach der einstimmigen Lehre der ältesten Kirche die Vergebung der früher begangenen Sünden erfolgte, oder gehofft werden durfte, und der Sinn dieser: wen ihr durch die Taufe aufnehmt, und dadurch lossprecht von seinen Sünden, der soll auch vor Gott losgesprochen seyn. Diese Erklärungen zeigen wenigstens, daß man gar keinen Grund hat, hier an die Berechtigung zu wiederholten Absolutionen sündiger Christen zu denken. Denn von den Christen erwartet und verlangt Johannes, daß sie gar nicht mehr sündigen und der Absolution bedürfen sollen. Es heißt 1. Joh. 3, 5. 6.:

„Ihr wisset, daß er (Christus) erschienen ist, damit er uns von der Sünde befreie, wie er selbst von Sünden rein ist. Wer nun mit ihm vereinigt bleibt, der sündiget nicht; wer hingegen noch sündiget, der hat ihn weder gesehen noch erkannt."

Derselbe Apostel aber verweiset den Christen, wenn er ja noch sündiget, nicht auf die priesterliche Absolution, sondern auf Gott und Christum. Er schreibt 1, Br, 1, 9:

„Bekennen wir unsre Sünden, so ist Gott so treu und gerecht, uns unsre Sünden zu vergeben." — K,

2, 1. „Hat aber jemand gesündiget, so haben wir unsern Sachwalter bei dem Vater, Jesum Christum, den Gerechten.“

Endlich, lieber Sohn, wirst du wohl zugestehen müssen, daß der Heiland in beiden Stellen nur mit seinen Aposteln spricht, und daß folglich die Vollmacht, die er ihnen ertheilt, ihr Inhalt sey, welcher er wolle, eine bloß persönliche ist. Daß sie diese Vollmacht auch an andere übertragen könnten, ja, daß sie überhaupt übertragbar sey, wird mit keinem Worte gesagt. Daß die Apostel sie andern übertragen hätten, davon wissen wir nichts, und so oft auch im neuen Testamente die Rechte und Befugnisse der Aeltesten und Bischöffe ausführlich erwähnt werden, so findet sich doch nicht die leiseste Andeutung, daß sie die Macht hätten und üben sollten, Sünden zu vergeben. Wir wissen vielmehr aus der Kirchengeschichte, in der ich nicht fremd bin (wie denn jeder gebildete Christ sich mit ihr bekannt machen sollte), daß das Beichten und Absolviren aus der Kirchenbuße entstanden ist, welcher die von der Gemeinde ausgeschlossenen sich unterziehen mußten.

Heinrich: Wie wäre denn dieses geschehen? —

Vater: Die, welche anstößig lebten und Aergerniß in der Gemeinde gaben, wurden von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, und mußten, wenn sie wieder aufgenommen werden wollten, nicht nur öffentlich in der Versammlung ihr Vergehen reuevoll bekennen, sondern sich auch gewissen Bußen, oder äußerlichen Zeichen der Aufrichtigkeit ihrer Reue, unterwerfen. Als die Gemeinden groß wurden, so verwandelte sich das öffentliche Bekenntniß der Reue allmählig in ein geheimes vor dem Bischoff und der Geistlichkeit, und die Lossprechung, so wie die Auflegung der Bußen, erfolgte von diesen allein.

Daraus hat man im Laufe der Zeit eure jetzige Ohrenbeichte gemacht, und diese auf alle Sünden, auch die geheimsten ausgedehnt, die Absolution aber nicht mehr auf die Verzeihung der Gemeinde oder Kirche bezogen, sondern auf die Vergebung der Sünde vor Gott und die Strafen in der Ewigkeit. — So ist euer Beicht- und Absolutionswesen entstanden, und es ist also nur Mißbrauch, was die katholische Kirche von der stets gültigen Kraft der priesterlichen Absolution zu Erlösung von den göttlichen und ewigen Strafen behauptet.

Heinrich: Verzeihe, lieber Vater, daß ich diese Entstehung des Sacraments der Buße bezweifeln muß. Es sagt ja die heilige Synode zu Trient ausdrücklich (14te Sitzung, Kap. 5. von der Buße): „Da die geheime sacramentirliche Beichte von den heiligsten und „ältesten Kirchenvätern mit großer Einstimmigkeit stets „empfohlen, und von der heiligen Kirche vom Anfange „an gebraucht worden ist; so ist es eine bloße Verläumdung, wenn man sich nicht scheuet zu sagen, sie habe keinen göttlichen Befehl, sondern sey eine menschliche Erfindung, und erst auf der Lateranischen Kirchenversammlung angeordnet worden.“

Vater: Hierin ist die heilige Synode unbezweifelt im Irrthume. Ich will es dir überlassen, die heiligsten und ältesten Kirchenväter, als die Schriften eines Hermas, Ignatius, Clemens von Rom, Tertullian, Clemens von Alexandrien, die Apostolischen Constitutionen selbst nachzulesen, und erwarten, ob du nur eine einzige Stelle findest, welche die katholische Ohrenbeichte bestätigt. Sie alle handeln nur von der Buße, die der Gefallene und von der Kirche Ausgestoßene vor dem Bischoffe und der übrigen Geistlichkeit oder auch öffentlich in der Gemeinde thun mußte, und beziehen jene Worte: „alles was ihr auf

Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöset seyn rc." ganz allein auf das Recht, die Unwürdigen von der irdischen Gemeinschaft der Christen auszuschließen, sie aber als Reuige wieder aufzunehmen. Sie haben aber kein Wort, aus dem erhellt, daß der Priester die Macht habe, vor Gott die Strafen zu vergeben, oder die Strafen der zukünftigen Welt zu erlassen*).

Heinrich: Gut, lieber Vater, ich will jene Schriften durchlesen, und dir von dem Erfolge Nachricht geben.

Vater: Das wird dir recht heilsam seyn, denn du wirst nicht nur hierin, sondern auch in vielen andern Punkten finden, daß die so oft und so zuversichtlich ausgesprochene Versicherung der katholischen Theologen, daß die alte Kirche ganz eben so gelehrt habe, wie jetzt die katholische, ohne Grund ist.

Mutter: Was mich betrifft, so frage ich nicht nach euern gelehrten Untersuchungen, sondern halte mich in Einfalt an die Aussprüche des Heilandes und der Apostel. Da habe ich von der sacramentirlichen Beichte und der priesterlichen Absolution kein Wort gelesen. Nach der Schrift geht es mit der Begnadigung des Sünders viel einfacher zu. Da finde ich nirgend, daß Gott das Richteramt, das nur er, der Herzenskündiger, verwalten kann, sündigen Menschen übertragen habe, die ihm die Mühe des Urtheilens und Vergebens ersparen sollten. Der verlorne Sohn kommt (Luk. 15, 12 ff.) ganz einfach zum Vater zurück, und fleht um Vergebung, und dieser empfängt ihn mit offenen Armen, ohne ihn erst von einem Priester absolviren zu lassen. Und wo der Herr das Ge-

*) Hierzu sind die Anführungen aus den Kirchenvätern im Anhange I. zu vergleichen.

richt beschreibt (Matth. 25, 31 ff.), das er selbst halten, und keinem Priester übertragen will; da fragt er nur darnach, ob man die Hungrigen gesättigt, die Durstigen getränkt, die Nackenden gekleidet habe, nicht aber, ob man von einem Priester absolvirt und vor dem Tode noch geölt worden sey. Auf dieses Wort meines Herrn verlasse ich mich sicherer als auf alle Abläße und Absolutionsformeln der Menschen.

Vater: Die Mutter hat den Nagel auf den Kopf getroffen, lieber Sohn. Es ist wohl klar, daß Gott sein Richteramt nicht sündigen Menschen, die selbst der Gnade bedürfen und kein Herz zu ergründen vermögen, übertragen kann, daß also der Binde- und Löseschlüssel des Priesterthums sich höchstens auf die Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft und die Wiederaufnahme in dieselbe, also auf das Verzeihen vor Menschen erstrecken kann. Es ist aber auch klar, daß der Heiland nicht damit zufrieden ist, daß einer bei der Beichte „eine gute Gemüthsbewegung" gehabt habe, und darauf absolvirt worden sey, sondern daß er von dem Menschen ein ganzes, der Tugend geweihtes Leben fordert, — aber auch sonst weiter nichts.

Heinrich: Ich gestehe, daß ich euch hierauf nichts zu antworten weiß. Aber überrascht mich nicht; — laßt mir Zeit, der Sache weiter nachzudenken; vielleicht wird sie mir klarer.

Vater: Recht gern, mein Sohn; nur suche ehrlich die Wahrheit.

Siebentes Kapitel.

Den nächsten Abend gestand Heinrich, daß er noch immer keine Antwort auf das gestrige Gespräch gefunden habe, und bath einstweilen zu einem andern Gespräch überzugehen. Der Vater äußerte, daß es doch wohl gut sey, wenn auch der Bräutigam Wilhelminens — (er war vor kurzem als Diakonus in L. angestellt worden) — mit an den Unterhaltungen Antheil nehme, besonders um ihn in dem zu unterstützen, was sich auf die Geschichte der christlichen Kirche und die gelehrte Schriftauslegung etwa beziehe. Heinrich hatte zwar nichts dagegen, meinte aber doch, die Parthie werde dann ungleich, indem er gar niemand zur Unterstützung habe. Der Vater erinnerte aber, daß Heinrich ja auch die hierzu erforderlichen Kenntnisse der alten Sprachen und der Geschichte und Philosophie besitze. Zugleich versprach er, daß der Bräutigam Wilhelminens nur dann aufgerufen werden solle, wenn er und die Mutter es nöthig hätten. Heinrich war es zufrieden, und scherzweise fragte der Vater, ob auch Wilhelmine nichts dagegen habe. — „Es wird mich freuen, — entgegnete sie — wenn ich Gelegenheit bekomme, mir nun auch von der Gelehrsamkeit meines Bernhard einen Begriff zu machen; denn bis jetzt waren seine Unterhaltungen nicht eben scholastisch. Nur will ich mir ausbitten, daß mir Heinrich ihn nicht zum Katholiken macht; denn dann möchte ich ihn wahrhaftig nicht zum Manne haben, so sehr ich ihn auch liebe.“

Heinrich: (empfindlich) O über den heiligen Eifer! Kann denn nicht auch der Katholik liebenswürdig seyn? fragt die Liebe nach dem Glaubensbekenntnisse? Du heirathest ja wohl nicht das Glaubensbekenntniß eines Mannes, sondern ihn selbst.

Wilhelmine: Eben weil ich den ganzen Mann nach Leib und Seele haben will, ist mir sein Glaubensbekenntniß eine gar wichtige Sache. Ob man erklären könne, was Liebe sey, das mögen die Philosophen ausmachen. Ich weiß es nicht. Bernhard sagte mir, ein alter Philosoph habe gemeint, daß die Seele unsprünglich in zwei Hälften gespaltet worden sey, die sich nun im Leben suchten, und wenn sie sich fänden, in eine verschmelzten. Diese Erklärung scheint mir nicht unrecht; denn eine solche Wahlverwandtschaft der Seelen ist in der wahren Liebe, wo man nicht bloß Hand und Ring, sondern auch das Herz hingibt. Eine katholische und eine evangelische Seele, wenn beide ihrem Glauben treu sind, müssen sich aber abstoßen; denn jene hält diese für verloren in verderblichen Irrthümern, und diese hält jene für verdüstert durch engherzige Vorurtheile und erfüllt mit abergläubischer Furcht vor der Macht des Priesterthums. Wie sollen sie da eins werden? Entweder sie stoßen sich ab, oder die eine zieht die andere zu ihrem Glauben.

Heinrich: Du widersprichst aller Erfahrung, geliebte Schwester. In Ländern gemischter Confession findest du auch die gemischten Ehen höchst zahlreich, und sie bestehen recht gut und glücklich.

Wilhelmine: Das mag seyn. Ich rede nur nach meiner Ansicht, nach welcher eine solche gemischte Ehe nur etwa unter den Voraussetzungen glücklich gerathen kann, daß ein Theil oder beide entweder irreligiös, oder geistlos, oder herzlos sind, und die Ehe nur für einen bürgerlichen Vertrag ansehen, oder nur des Vermögens und der Verhältnisse wegen sich heirathen, oder, — und dieses mag häufig der Fall seyn, daß der katholische Theil nicht alles glaubt, was die Priesterschaft als Glaubensartikel festgestellt hat, und also im Herzen evangelisch ist.

Heinrich: Aber warum sollte sich denn nicht der Glaube beider Kirchen in der Ehe vertragen? Es kann ja wohl jeder Theil den andern seines Glaubens leben lassen?

Wilhelmine: So kann wohl der evangelische Gatte denken, aber nicht der katholische. Dieser, weil seine Kirche alle Ketzer für ewig verdammt erklärt, kann nicht aufhören mit Versuchen, den evangelischen Gatten zu seinem Glauben zu bekehren, und muß sich tief betrüben, wenn dieses nicht gelingt. Wie kann er aber mit einem, der Verdammniß geweihten, ein Herz und eine Seele seyn? —

Mutter: Ich stimme hier Wilhelminen ganz bei; besonders wegen Erziehung der Kinder. Jeder Theil wird nun wünschen, die Kinder in seiner Confession erzogen zu sehen, und muß es wünschen, wenn er den Glauben seiner Kirche hat. Es muß dem evangelischen Theile unerträglich und ein ewiger Dorn im Herzen seyn, wenn er seine Kinder zu einem blinden Glauben, zu Ueberzeugungen, die er für irrig, zu Uebungen, die er für abergläubisch halten muß, erzogen sieht. Eben so unerträglich muß es dem katholischen Theil seyn, wenn er sehen muß, wie seine Kinder in seelenverderblichen Irrthümern unterrichtet und der Hölle geradezu entgegengeführt werden. Da kann kein Friede seyn. Was den einen freut, betrübt den andern; was diesem beruhigend ist, bringt jenen fast in Verzweiflung. Zufrieden in solchem Verhältnisse kann nur der seyn, der gegen das Christenthum und die Religion überhaupt gleichgültig ist.

Vater: Du wirst es nicht übel nehmen, Heinrich, daß ich mich auch nicht anders erklären kann. Mir wäre es unerträglich, wenn ich ein Weib hätte, das mir mit abergläubischer Aengstlichkeit zur Messe lief, wo sie zu Hause der Kinder warten sollte; das zu den Heiligen bethete, wo

es an Gott denken sollte; das dem Beichtiger alle Geheimnisse der Ehe Gewissens halber ausplauderte; das sich mit Fasten und Bußübungen kasteiete; das mich als einen elenden und verdammten Ketzer bemitleidete; gegen das ich, als die heimliche Bundesgenossin bekehrungssüchtiger Priester, immer auf der Huth seyn müßte, damit es mir nicht die Kinder zum Katholicismus verleite; mit der ich am Tage des Herrn und bei andern Festen nicht in eine Kirche gehen könnte; von der ich endlich immer heimlich gequält würde, ihrer Meinung nach für mein Seelenheil zu sorgen und katholisch zu werden.

Heinrich: O, lieber Vater, wie schwarz malst du die Sache! Ich glaube nicht, daß die Erfahrung deine Sätze bestätigt.

Vater: Dieses sagst du nur, weil du noch keine Erfahrung hast. Lies nur die öffentlichen Blätter, und du wirst überall den Beweis finden, daß eure Priester es dem katholischen Gatten zur Gewissenspflicht machen, daß alle Kinder katholisch erzogen werden müssen. Sie verlangen dieses Versprechen, wenn sie eine gemischte Ehe einsegnen sollen, und trauen kein Paar, das nicht dieses Versprechen ablegt; sie absolviren keinen Mann, keine Ehefrau im Beichtstuhle, wenn sie nicht verspricht alles anzuwenden, um die Kinder der katholischen Kirche zuzuführen. Und dieses geschieht nicht etwa von einzelnen Eiferern, sondern von allen; denn sie sind so instruirt; sie müssen es thun, nach den Vorschriften des Papstes.

Heinrich: Hierin bist du gewiß im Irrthum, lieber Vater. Da müßte ja der Vater der Christenheit, der Papst die Evangelischen nicht für Christen, mithin für seine, obwohl verirrten, Kinder, sondern für Heiden und gleichsam für Verpestete halten.

dert, euch beizutreten, und was mir, als mir es Rossi zuerst vorhielt, gar schwer aufs Herz fiel, nämlich daß es doch nur eine wahre Kirche gibt, daß dieses, die römisch-katholische ist, und daß mithin nur in der Gemeinschaft mit ihr das Heil zu erlangen stehe.

Vater: Darüber wollen wir das nächste Mal sprechen und uns dazu Bernhards Gegenwart erbitten. Vor der Hand halte nur die Lehre fest, mein Sohn, daß deine Kirche dadurch dem Zwecke des Christenthums, sittliche Menschen zu bilden, nicht dient, daß sie ohne alle Rücksicht auf ihre christlichen Sitten alle die verdammt, welche in Glaubensmeinungen nicht mit ihr übereinstimmen, und dadurch die Erlangung des Heils in Christo blos von Glaubensmeinungen und der Beobachtung gewisser Gebräuche abhängig macht.

Achtes Kapitel.

Als Antonio am andern Morgen seinen Dienst versah bei seinem Herrn, so brachte er das Gespräch allmählich auf die Bibel, und fragte endlich Heinrich: ob er wohl das neue Testament gelesen habe. Da dieser bejahte, daß er es von Jugend auf kenne, so äußerte Antonio darüber seine Freude, setzte aber auch hinzu, daß er hoffe, Heinrich werde ihm nun auch mehrere Fragen beantworten können, die ihm seit einiger Zeit auf dem Herzen lägen. „Doch nicht Religionsscrupel?“ fragte Heinrich verdrüßlich. „Allerdings! antwortete Antonio. Ich finde von so vielen Dingen gar nichts, die ich von Jugend auf zum Nothwen-

sollte wohl einen vorsichtigen Evangelischen abhalten, sich mit einer Person des katholischen Bekenntnisses zu verehelichen, da diese Grundsätze hat, welche es nie zu einem Frieden kommen lassen. Du siehst aber auch hieraus, mein Sohn, daß deine Kirche solche Ehen verabscheut, und daß die Regel, daß der katholische Theil und das erzielte Kind nicht genug verwahrt werden könnten gegen den Einfluß evangelischer Grundsätze, es den katholischen Priestern zur Pflicht macht, alles aufzubiethen, um den evangelischen Theil oder doch die Kinder zu bekehren. Darum dürfen sie eine gemischte Ehe nur unter der Bedingung einsegnen, daß die Kinder katholisch erzogen werden. Das ersiehst du auch aus einem öffentlichen Erlaß des Königs von Preußen vom 2. März 1819, der bekannt machen ließ:

> „Daß das Verfahren der katholischen Geistlichen (in den Rheinprovinzen), wonach sie verlangen, daß die katholischen Glaubensgenossen, welche sich mit einem Nichtkatholischen ehelich verbinden wollen, die Erziehung ihrer Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion (Confession) versprechen sollen,"

ein unstatthaftes sey. Dieses ist Beweis genug, daß in einer gemischten Ehe der evangelische Theil keinen Frieden haben kann. Auch siehst du, daß der Vater der Christenheit, wie du den Papst nennst, uns nicht für besser hält als für Heiden und Verpestete, vor deren Gemeinschaft sich ein guter Katholik „entsetzen" müsse, und in deren Gemeinschaft er einer „nicht geringen Seelengefahr" unterworfen sey. Und was ist es denn, das uns zu so verabscheuungswürdigen Wesen macht? Verläugnen wir etwa Christum? Halten wir das Laster für erlaubt? Verweigern wir der Obrigkeit den Gehorsam? — Nichts von dem allen! Wir glauben nur nicht an den Papst, nicht an

Reden Jesu verstehe ich recht wohl, und ich sehe ein, daß es gar nicht schwer ist, das aus der Schrift zu lernen, was man glauben und thun soll, um ein guter Christ und des ewigen Lebens gewiß zu werden. (Lebhaft.) Ich sehe gar nicht ein, warum man bei uns den Leuten das Lesen der Bibel verbiethet.

Heinrich: Aber wie mancher ist durch das Lesen der Schrift irrgläubig geworden! Nimm dich in Acht, daß du dir keine Grillen in den Kopf setzest.

Antonio: Irrgläubig? — Das heißt wohl so viel als albern im Glauben?

Heinrich: Nicht gerade das, sondern anders glaubend, als die allgemeine Lehre der Kirche ist.

Antonio: Nun, wahrhaftig, das ist mir schon begegnet, und eben deßwegen wünschte ich von Ihnen Aufklärung zu haben. Doch seyen Sie dabey ohne Sorgen wegen der Grillen. Ich versichre Ihnen, daß mich die Zweifel, die ich aus dem neuen Testamente geschöpft habe, nicht unruhig machen, daß mich aber das, was ich daraus gelernt habe, recht tröstet und, wie ich denke, auch bessert. Wenigstens bin ich seit der Zeit recht fröhlich. Haben Sie das nicht gemerkt?

Heinrich: Nun, was hast du denn gelernt, das dich so fröhlich macht? —

Antonio: Aber — Sie lachen mich vielleicht aus — —

Heinrich: Jetzt warst du einmal albern-gläubig.

Antonio: Nun so hören Sie! — Es ist die Stelle hier im Matthäus Kap. 19, V. 16—19, wo es heißt:

„Und siehe! Einer trat hinzu mit der Frage: Guter Lehrer! was muß ich thun, damit ich das ewige Leben erlange? Jesus antwortete ihm: warum nennest du mich gut? Niemand ist gut als einer, näm-

lich Gott. Willst du aber zum Leben gelangen, so beobachte die Gebothe. Welche denn? fragte jener. Jesus antwortete: Du sollst nicht morden, nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsches Zeugniß geben. Ehre deinen Vater und deine Mutter; und liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Diese Stelle, Herr, hat mich sehr fröhlich gemacht. Hören Sie, wie das kam!

Es war vor ohngefähr 6 Jahren, daß wir in Neapel die heilige Woche und den stillen Freitag feierten. Meine Seele war ganz voll von dem Leiden und dem Tode des Herrn, und es war mir so traurig und weh, daß ich in den Gassen der Stadt nicht bleiben konnte, sondern gegen Abend hinauf nach Sant Elmo ging, wo man Neapel und das Meer überschauet. Dort legte ich mich unter einen Baum. Still war es um mich her, die Sonne sank in stiller Majestät hinab in die fernen Fluthen des Meeres, und dunkler wurde die blaue Kuppel des hohen Himmelsgewölbes über mir. Dort — dachte ich — ist nun der Erlöser in Glanz und Wonne, und kein Erdenwurm von Pharisäer oder Priester vermag es mehr, seine Seligkeit zu trüben. Wo aber mag wohl der Himmel seyn, der den Heiland nach seinen Leiden aufgenommen hat, und wo auch ich hinkommen soll zu ewiger Freude und Herrlichkeit! — Ich schaute auf, — so weit mein Auge nur reichte; aber da war keine Grenze. Immer hinaus und immer weiter strebte mein Blick, drang mein Gedanke; — aber da war eine Unendlichkeit. — Ich konnte nichts ersinnen. Die Gedanken vergingen mir. Nur eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Leben der Seligen blieb wie ein tiefes Weh in meiner Seele. — Die Mutter des Lichts, die Sonne, war hinabgesunken; das Abendroth erbleichte; grau dunkelte von Osten die Nacht heran; — bald glänzte im We-

dert, euch beizutreten, und was mir, als mir es Rossi zuerst vorhielt, gar schwer aufs Herz fiel, nämlich daß es doch nur eine wahre Kirche gibt, daß dieses, die römisch-katholische ist, und daß mithin nur in der Gemeinschaft mit ihr das Heil zu erlangen stehe.

Vater: Darüber wollen wir das nächste Mal sprechen und uns dazu Bernhards Gegenwart erbitten. Vor der Hand halte nur die Lehre fest, mein Sohn, daß deine Kirche dadurch dem Zwecke des Christenthums, sittliche Menschen zu bilden, nicht dient, daß sie ohne alle Rücksicht auf ihre christlichen Sitten alle die verdammt, welche in Glaubensmeinungen nicht mit ihr übereinstimmen, und dadurch die Erlangung des Heils in Christo blos von Glaubensmeinungen und der Beobachtung gewisser Gebräuche abhängig macht.

Achtes Kapitel.

Als Antonio am andern Morgen seinen Dienst versah bei seinem Herrn, so brachte er das Gespräch allmählich auf die Bibel, und fragte endlich Heinrich: ob er wohl das neue Testament gelesen habe. Da dieser bejahte, daß er es von Jugend auf kenne, so äußerte Antonio darüber seine Freude, setzte aber auch hinzu, daß er hoffe, Heinrich werde ihm nun auch mehrere Fragen beantworten können, die ihm seit einiger Zeit auf dem Herzen lägen. „Doch nicht Religionsscrupel?“ fragte Heinrich verdrüßlich. „Allerdings! antwortete Antonio. Ich finde von so vielen Dingen gar nichts, die ich von Jugend auf zum Nothwen-

digen des Christenthums habe rechnen müssen, daß ich ganz zweifelhaft bin, ob auch das alles gut sey, und wer es nur mag eingeführt haben. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir darüber einige Auskunft und Belehrung geben wollten, was Sie doch als ein studirter Herr, der gewiß in der Jugend sehr gut ist unterrichtet worden, recht wohl können werden."

Heinrich: Du forderst zu viel von mir, Antonio. Ich bin in der Jugend in der lutherischen Kirche erzogen worden, und habe mich nur erst vor einem Jahre zur rechtgläubigen römischen Kirche gewendet. Ich bin daher selbst noch ein Neuling, der noch lernt, und dir nicht über alles Auskunft geben kann.

Antonio: Ich weiß wohl, daß Sie im vorigen Jahre katholisch geworden sind. — Sie haben da einen rechten salto mortale gemacht. — Ich habe eben alle Mühe katholisch zu bleiben, und wollte, Sie sollten mir helfen. Das müssen Sie ja wohl können, da Ihnen gewiß alles das, was mich beunruhigt, vor der Seele gestanden hat, und von Ihnen überwunden worden ist.

Heinrich (theilnehmend): Geh, lieber Antonio, schlag dir solche Dinge aus dem Sinne, und halte dich in frommer Einfalt an deinen väterlichen Glauben.

Antonio: Verzeihen Sie, Herr; diesen guten Rath haben Sie selbst nicht befolgt.

Heinrich: Da hast du freilich recht. Aber ich habe studirt, und war daher der gelehrten Streitfragen der Theologie wohl mächtig. Dir gebricht es aber an allen Vorkenntnissen dazu.

Antonio: Ach, seit ich das neue Testament mehrmals gelesen habe, komme ich mir gar nicht mehr so unwissend vor, als sonst. Ich finde zwar vielerlei in ihm, was ich nicht verstehe, weil ich nicht gelehrt bin; aber die

Reden Jesu verstehe ich recht wohl, und ich sehe ein, daß es gar nicht schwer ist, das aus der Schrift zu lernen, was man glauben und thun soll, um ein guter Christ und des ewigen Lebens gewiß zu werden. (Lebhaft.) Ich sehe gar nicht ein, warum man bei uns den Leuten das Lesen der Bibel verbiethet.

Heinrich: Aber wie mancher ist durch das Lesen der Schrift irrgläubig geworden! Nimm dich in Acht, daß du dir keine Grillen in den Kopf setzest.

Antonio: Irrgläubig? — Das heißt wohl so viel als albern im Glauben?

Heinrich: Nicht gerade das, sondern anders glaubend, als die allgemeine Lehre der Kirche ist.

Antonio: Nun, wahrhaftig, das ist mir schon begegnet, und eben deßwegen wünschte ich von Ihnen Aufklärung zu haben. Doch seyen Sie dabey ohne Sorgen wegen der Grillen. Ich versichre Ihnen, daß mich die Zweifel, die ich aus dem neuen Testamente geschöpft habe, nicht unruhig machen, daß mich aber das, was ich daraus gelernt habe, recht tröstet und, wie ich denke, auch bessert. Wenigstens bin ich seit der Zeit recht fröhlich. Haben Sie das nicht gemerkt?

Heinrich: Nun, was hast du denn gelernt, das dich so fröhlich macht? —

Antonio: Aber — Sie lachen mich vielleicht aus — —

Heinrich: Jetzt warst du einmal albern-gläubig.

Antonio: Nun so hören Sie! — Es ist die Stelle hier im Matthäus Kap. 19, V. 16—19, wo es heißt:

„Und siehe! Einer trat hinzu mit der Frage: Guter Lehrer! was muß ich thun, damit ich das ewige Leben erlange? Jesus antwortete ihm: warum nennest du mich gut? Niemand ist gut als einer, näm-

lich Gott. Willst du aber zum Leben gelangen, so beobachte die Gebothe. Welche denn? fragte jener. Jesus antwortete: Du sollst nicht morden, nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsches Zeugniß geben. Ehre deinen Vater und deine Mutter; und liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Diese Stelle, Herr, hat mich sehr fröhlich gemacht. Hören Sie, wie das kam!

Es war vor ohngefähr 6 Jahren, daß wir in Neapel die heilige Woche und den stillen Freitag feierten. Meine Seele war ganz voll von dem Leiden und dem Tode des Herrn, und es war mir so traurig und weh, daß ich in den Gassen der Stadt nicht bleiben konnte, sondern gegen Abend hinauf nach Sant Elmo ging, wo man Neapel und das Meer überschauet. Dort legte ich mich unter einen Baum. Still war es um mich her, die Sonne sank in stiller Majestät hinab in die fernen Fluthen des Meeres, und dunkler wurde die blaue Kuppel des hohen Himmelsgewölbes über mir. Dort — dachte ich —, ist nun der Erlöser in Glanz und Wonne, und kein Erdenwurm von Pharisäer oder Priester vermag es mehr, seine Seligkeit zu trüben. Wo aber mag wohl der Himmel seyn, der den Heiland nach seinen Leiden aufgenommen hat, und wo auch ich hinkommen soll zu ewiger Freude und Herrlichkeit! — Ich schaute auf, — so weit mein Auge nur reichte; aber da war keine Grenze. Immer hinaus und immer weiter strebte mein Blick, drang mein Gedanke; — aber da war eine Unendlichkeit. — Ich konnte nichts ersinnen. Die Gedanken vergingen mir. Nur eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Leben der Seligen blieb wie ein tiefes Weh in meiner Seele. — Die Mutter des Lichts, die Sonne, war hinabgesunken; das Abendroth erbleichte; grau dunkelte von Osten die Nacht heran; — bald glänzte im We-

sten der Abendstern, heller — und immer heller, bis er wie eine geweihte reine Kerze in silberner Klarheit am Himmel brannte. In diesem schönen Stern — dachte ich in meiner Unwissenheit — könnte wohl der Himmel seyn! In solchem stillen, reinen Glanze mag sich wohl das Paradies der Seligen verkündigen! Da hob ich mich im Geiste empor von der Erde zu diesem schönen Paradiese, und wandelte mit den Engeln und Heiligen und mit meinen lieben Aeltern unter seinen Bäumen. Wie wohl war mir! — Ich brach von dem Baum des Erkenntnisses, und die Unwissenheit und Thorheit fiel wie Schuppen von meinen Augen. Ich aß vom Baume des Lebens und fühlte, daß ich hinfort nicht altern, und Krankheit und Tod keine Macht mehr über mich haben würden. Ich war selig; — ich vergaß die Welt. Es war die schönste Stunde meines Lebens! — Doch die Kühle des Nachtthaues weckte mich aus meiner Träumerei und zog mich wieder zur Erde herab. — Da war mir, als hätte ich das Paradies auf ewig verloren; — ich war Adam, als er aus dem Garten der Seligkeit vertrieben wurde. Dahin, dahin zu kommen, war die heiße Sehnsucht, die mir im Busen blieb. Doch welcher Weg führt dahin? Wer gibt mir Bürgschaft, daß ich ihn finde? — „Ach! rief ich laut und schmerzlich aus, wenn doch du, o mein Erlöser, noch auf Erden wandeltest, oder wenn ich doch in den Tagen deines Erdenlebens gelebt hätte, um dich fragen zu können, um aus deinem Munde zu hören, was ich thun müsse, um das Leben zu erlangen!" Das war wohl ein thörichter Wunsch! Ich sagte mir dieses auch. Aber er blieb mir in der Seele haften, und wachte später gar oft beim Anblick des Abendsterns wieder auf, wie das Heimweh bei der Erinnerung an das Vaterland. — Doch siehe! in den Tagen, als der Heiland unter den Sterblichen wandelte, hatte ein Jüngling dieselbe

Sehnsucht wie ich, und trat den Herrn mit der Frage an: was muß ich thun, daß ich das ewige Leben erlange? — Wie segne ich den heiligen Evangelisten, daß er die Antwort niederschrieb, die der Erlöser dem Fragenden gab! Nun habe auch ich ihn gefragt; nun hat er auch mich berichtet; und darum bin ich so fröhlich.

Heinrich: (gedankenvoll) Guter Antonio! Ich habe auch einmal zum Abendstern aufgeschaut, und deine Sehnsucht empfunden. Warum vermochte ich doch nicht die Antwort zu finden, die du gefunden hast! Mich verwieß man an die Kirche. — — —

Antonio: (lebhaft). An die Kirche, an Rom brauchen Sie sich nicht zu wenden. Glauben Sie, Herr, der Himmel bleibt nicht stumm, wenn ihn das Herz redlich befragt. Als ich an jenem Abende zum hohen Himmelsgewölbe aufschauete, das Land und Meer umspannt, und sich ins Unermeßliche verbreitet, da war mir Italien und das heilige Rom nur eine armselige Erdscholle, die Peterskirche ein Maulwurfshügel, und der opfernde Priester ein eben so armseliger Erdenmensch, eben so fern vom Abendstern und so ohnmächtig wie ich. Von ihm, von ihm, der vom Himmel kam, und zum Himmel voranging, wollte ich hören, wie auch ich dahin gelangen könne.

Heinrich: (gesammelt) Aber warum, Antonio, hattest du kein Vertrauen zur Kirche, die ja die unsichtbare Kirche des Himmels abbildet und sichtbar darstellt, und welcher der Heiland die Macht verlieh, dem Gläubigen durch alle Sacramente das Paradies zu verbürgen?

Antonio: Ich wußte und weiß alles wohl, was die Kirche lehrt und verheißet. Aber ihr Trost ist mir seit jener Zeit als ein sehr trauriger vorgekommen, mit Furcht und Schrecken reichlich versetzt. Darum konnte ich mich seiner nicht recht freuen, sondern wurde nur ängst-

licher und trauriger, Ach Herr, es ist um einen rechtgläubigen Katholiken, der seine Seele selig haben will, gar eine ängstliche und elende Sache. Denn sehen Sie nur! Bei der Geburt gehören wir dem Reiche des Teufels an, der uns so lange in der Gewalt hat, bis der Priester uns bei der Taufe durch die Kraft des Exorcismus von ihm losmacht. Das ist mir schon etwas ängstliches, daß ich nur jemals, und noch dazu ohne ein Wort davon gewußt zu haben, in der Gewalt des Teufels gewesen sey. Ach, wie wohl ist mir da bei meinem Heilande! Er sagt kein Wort davon, daß die Kinder vor der Taufe zum Reiche des Teufels gehören. Er rief die Kindlein, die noch ungetauft waren, zu sich, küssete und segnete sie, und sprach, das Himmelreich sey ihr eigen, und alle, die ins Himmelreich wollten, müßten werden wie die unschuldigen Kinder. — Mit der Taufe aber bin ich immer noch nicht sicher vor des Teufels Listen. Es muß das Sacrament der **Firmung** hinzu kommen, von welcher der römische Katechismus sagt: „sie solle uns gegen alle Anfechtungen des Fleisches, der Welt und des Teufels stärken.“ Ich glaube wohl, daß die Firmung gut ist, weil die Kirche sie geordnet hat; aber ich finde in meinem neuen Testamente kein Wort davon, daß Jesus oder die Apostel die getauften gefirmet hätten. — Doch auch dieser Schutz ist nicht ausreichend zur Sicherung der Gnade Gottes und des ewigen Lebens. Der Mensch muß nun auch das Sacrament der heiligen **Beichte**, wenigstens einmal jährlich, gebrauchen. Die heilige Synode zu Trient sagt, die Priester seyen dabei an Gottes und Christi Statt „**Richter** (judices) **der Sünder und ihrer Sünden.**“ Sie können lossprechen, aber auch die Lossprechung verweigern, und wem sie die Absolution nicht ertheilen, auf dem bleibt die Sünde und ihre Strafe

ruhen, dem bleibt der Himmel verschlossen, und Taufe und Firmung sind für ihn fruchtlos. Ach, lieber Herr, die Beichte hat mich oft sehr traurig gemacht! Ich dachte in meiner Einfalt: warum hat doch der allmächtige Gott zwischen mich und sich noch einen Menschen als Richter bestellt? und das in einer Sache, wo ich blos ihn, den allmächtigen, beleidigt habe, nicht aber den Priester? Warum darf er mir nicht vergeben, wenn es dem Priester etwa einfällt, mir die Absolution zu verweigern? Er ist wohl barmherzig, aber nur wenn der Priester den Ausspruch thut, daß er barmherzig sey! — Da vergingen mir immer die Gedanken, und ich war sehr traurig, daß der große Gott uns arme Laien für zu gering hält, unsre Beichte selbst anzunehmen, und uns selbst zu richten und zu absolviren. Seit ich aber, was unser Heiland vom verlornen Sohn erzählt, gelesen habe, wie ihn der Vater aufnimmt und ihm verzeiht, ist mir ganz anders zu Muthe.

Aber die Angst ist noch nicht aus. Denn wenn mich auch der Priester absolvirt und ich nun ein neues und christliches Leben anfange, so gebiethet mir die Kirche noch Bußwerke zu thun, um die göttlichen Strafen abzuwenden, nämlich zu fasten, Almosen zu geben, Gebethe herzusagen und dergleichen mehr. Die heilige Synode zu Trient sagt (im 13. Kanon der 14. Sitzung) ausdrücklich: „wer dieses läugnet und sagt, die beste Buße sey ein neues besseres Leben, der sey verflucht.“ Mein Heiland sagt aber in jener Stelle Matth. 19, 16 — 19. nur, daß ich die Sittengebothe halten solle, um das Leben zu haben.

Habe ich aber gleich meine Bußwerke redlich gethan, und noch über dieses als ein rechtschaffner Christ gelebt, so bedarf ich doch noch des Sterbesakraments, oder

der letzten Oelung. Diese hat die Kraft, die leichtern oder erlaßlichen Sünden zu versöhnen und den Teufel in der Todesstunde abzuwehren. „Denn — sagt die „heilige Synode (14. Sitzung) — obgleich der Teufel alle „Gelegenheiten während unseres Lebens ergreift, um unsere Seelen, wie es nur immer möglich sey, zu verschlingen; so gibt es doch keinen Zeitpunkt, wo er alle „List so eifrig aufbiethet, uns zu verderben, und uns das „Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit zu rauben, „als wenn er sieht, daß wir sterben wollen." — Dieser Lehrsatz, lieber Herr, hat mich immer sehr erschreckt. Welch ein elendes Wesen ist doch der Mensch, daß ihn Taufe, Firmung, Absolution, Bußwerke und ein frommes Leben nicht so weit vor dem Satan sichern, daß dieser ihm nicht noch auf dem Todtenbette das Paradies entreißen könnte, wenn ihm nicht die hülfreiche Hand des Priesters mit dem heiligen Oele nahe ist! — Gewiß, der barmherzige Gott hat es den rechtgläubigen katholischen Christen nicht leicht gemacht, Barmherzigkeit von ihm zu erlangen!

Noch sind indessen die Schrecken nicht alle vorüber. Unser Katechismus und die Kirche lehren: „es ist auch „ein Fegefeuer, in welchem die Seelen der Frommen „auf bestimmte Zeit gemartert und dadurch versöhnt werden, damit ihnen der Eingang in das ewige Vaterland „offen stehe, in welches nichts Beflecktes eingehen kann." Was hilft es mir nun, wenn ich von der Geburt bis zum Tode alle Sacramente gewissenhaft gebraucht habe? Der Priester muß nun Seelenmessen lesen, durch deren Kraft er mich aus dem Fegefeuer erlöset. Also auch wenn meine Seele schon von der Welt abgeschieden ist, hat sie es noch nicht mit Gottes Barmherzigkeit allein zu thun, sondern bedarf noch des durch den Priester darzubringenden

Opfers! — Darum, meine ich, ist es ein jämmerliches Ding um die Seele eines rechtgläubigen Katholiken. Sie steht im Leben und Tode nicht in Gottes, sondern in des Priesters Hand.

Heinrich: Aber, Antonio, siehst du denn nicht, daß es ganz besonders tröstlich für uns beim Gefühle unserer Sünden ist, daß die Kirche so viele, uns durch das ganze Leben begleitende, Mittel der Gnade hat? Wer darf da zagen, da ihn überall die Macht der Kirche umschirmt, und auch die abgeschiedene Seele sich nicht selbst überlassen ist, sondern von dem heiligen Opfer der Messe geleitet wird bis zu den Thoren des Paradieses?

Antonio: Aber eben diese große Umständlichkeit, dieses ängstliche Vorbauen und Versichern gibt mir das Gefühl, als sey meine Seele einer belagerten Stadt gleich, wo immer Bresche geschossen wird, der Feind bald hier und da eindringt, und von der Tapferkeit der Besatzung nur mühselig zurückgeschlagen wird. Ich fühle mich durch alles dieses eben so abgeschnitten von Gott, wie eine belagerte Stadt von ihrem Landesherrn, und eben so abhängig von der Macht der schützenden Priester, wie eine solche Stadt von dem guten Willen der Besatzung.

Heinrich: Thor! die Macht der Kirche ist so unfehlbar, daß ihre Sacramente die volleste Sicherheit gewähren gegen alle Anfälle und Nachstellungen des Feindes deiner Seele, so daß du in stillem Frieden ruhen kannst, und dich nicht mit einer belagerten, sondern mit einer befreiten Stadt vergleichen magst, die der Jubel des Sieges erfüllt.

Antonio: Verzeihen Sie, Herr, dieser Jubel kann erst kommen, wenn ich, aus dem Fegefeuer erlöset, zur Pforte des Paradieses einziehe. Bis dahin ist Gefahr und Streit.

Heinrich: Darum geleitet dich eben die Kirche mit ihren Sacramenten bis dahin, und gibt dir durch die stets unfehlbare Wirksamkeit derselben einen unüberwindlichen Schutz. Das ist eben der große Vorzug unsrer rechtgläubigen Kirche vor der evangelischen, daß sie die Erlangung der Seligkeit von der Vollbringung der sacramentirlichen Handlungen selbst, und nicht, wie die evangelische von dem Glauben oder der festen Ueberzeugung von der Gnade Gottes für den Sünder abhängig macht. Der evangelische Christ kann nicht wissen, ob sein Glaube fest genug sey, er kann immer fürchten, in seinem Glauben wankend zu werden, er muß also immer in Angst und Sorgen schweben wegen seiner Begnadigung.

Antonio: Das dächte ich nicht, mein bester Herr. Ich habe ein solches Vertrauen darauf, daß es wahr ist, was Jesus auf jene Frage antwortete, (was muß ich thun, daß ich das ewige Leben erlange?) daß es niemals erschüttert werden kann, und ich werde in Ewigkeit an die Gnade des Vaters glauben, die den verlornen Sohn aufnahm, als er reuevoll zurückkehrte. Mir ist die Sache ganz einfach. Wenn ich an Gott glaube, so muß ich auch glauben, daß er barmherzig ist, folglich aus freier Gnade und ohne Vermittelung des Priesters der Reue verzeiht. Sobald ich dieses nicht mehr glaube, so leugne ich Gott und bedarf dann auch der Sacramente nicht.

Heinrich: Ich dächte aber doch, die rettende Macht der Kirche wäre etwas zuverlässigeres als die rettende Macht deines Vertrauens auf die Gnade Gottes.

Antonio: Ich denke es nicht. Wenn ich nicht so schon ein festes Vertrauen und Glauben habe an die Gnade Gottes, so werde ich auch kein Vertrauen haben können, daß mir die Macht der Sacramente Gnade bei Gott verschafft. Denn wenn Gott überhaupt nicht dem Sünder

vergeben wollte, so hätten auch die Sacramente keine Kraft, man müßte denn annehmen, daß sie wie Zaubermittel wirkten und den Allmächtigen zur Gnade zu zwingen vermöchten. Ich muß also auch in der rechtgläubigen Kirche Vertrauen oder Glauben an Gottes Gnade haben, sonst beruhigt mich kein Sacrament.

Heinrich: Mag es dich beruhigen oder nicht, magst du ihm vertrauen oder nicht, so hilft dir es doch. Das ist eben das Trostreiche, daß es auch dem hilft, der kein Vertrauen zu ihm hat, wie eine Arzenei auch den Kranken heilt, der nichts von ihr hofft.

Antonio: Das wäre wohl recht schön, wenn es nur gewiß, und durch irgend etwas verbürgt wäre, und wenn nur nicht die Wirksamkeit der Sacramente dennoch wieder von einem andern Glauben, dessen ich nun gar nicht gewiß seyn kann, abhängig gemacht würde, nämlich von dem Glauben des Priesters, der es verwaltet. Sie wissen, daß die Kirche lehrt: jedes Sacrament sey nur dann erst wirksam für den Gläubigen, wenn der Priester, der es verrichtet, dabei die Intention hat, ein Sacrament zu verrichten. Ich kann dieses nicht deutsch sagen.

Heinrich: Du könntest sagen: den Willen, die Gemüthsrichtung, ein christliches Sacrament verwalten zu wollen.

Antonio: Die Nothwendigkeit dieser Intention behauptet die heilige Synode recht fest, wenn sie (im 11. Kanon der 7. Sitzung) sagt: „wenn jemand behauptet, „daß bei den Priestern, wenn sie die Sacramente verwal„ten, nicht die Intention, wenigstens die Intention erfor„derlich sey, zu thun, was die Kirche thut, der sey ver„flucht.“ — Das ist mir eine gar bedenkliche Sache! Meines Glaubens kann ich gewiß seyn, denn ich weiß ja wohl, was in meiner Seele ist; aber wie kann ich der

dem Katholicismus nicht bekannte Evangelische leicht übersieht, und was ihm daher späterhin in dem Augenblicke nicht gegenwärtig ist, wo man ihn von seiner Kirche abwendig zu machen versucht. Heinrich bedauerte es, daß er auf der Universität über den philosophischen Studien, denen er sich mit so großem Eifer ergab, das neue Testament ganz vernachlässigt hatte, und er nahm sich im Stillen vor, dasselbe aufs Neue zur Hand zu nehmen, hoffend, daß das einfache und klare Wort desselben ihm ein Faden seyn werde, um aus dem Labyrinth theologischer und philosophischer Spitzfindigkeiten heraus zu kommen. Indessen nahm er seinen Aufsatz wieder vor, den er in Frankfurt entworfen hatte, und worin die Gründe seines Uebertritts entwickelt waren. Er fand, daß zwar manches, was er früher als unbezweifelte Gewißheit niedergeschrieben hatte, in nichts zerronnen war; aber er fand doch noch vieles, was ihm unwiderlegbar schien, und wodurch er sich zu neuem Muthe wieder auffrischte. Besonders schien ihm das über allen Zweifel erhaben zu seyn, was der Gegenstand des nächsten Abendgesprächs seyn sollte, nämlich der Satz, daß nur allein die römisch-katholische Kirche die wahre apostolische seyn könne.

Neuntes Kapitel.

Der Abend versammelte die Familie zum gewöhnlichen traulichen Gespräch, dem auch, der Abrede gemäß, Bernhard mit beiwohnte, jedoch unter der Bedingung, nur auf erhaltene Aufforderung seine Stimme in den Verhandlungen abzugeben, was er sehr zufrieden war. Er hatte sich

durch den kurzen Umgang mit Heinrich überzeugt, daß dieser bloß aus einem mißverstandenen religiösen Bedürfnisse katholisch geworden, und dabei einer wirklichen Ueberzeugung gefolgt sey. Er glaubte daher, daß ein solches Gemüth Schonung verdiene, und nicht heftig bestürmt werden müsse, wenn man es wieder für die Kirche gewinnen wollte, von der es sich entfernt hatte. Denn er überließ sich der Hoffnung, daß Heinrich wieder gewonnen werden könne, da er nicht aus unedeln Gründen, sondern aus Ueberzeugung Katholik geworden sey. An den Ueberläufern aus Egoismus, Politik, oder Gleichgültigkeit gegen alle Religion war nach seiner Meinung alle Mühe verschwendet, sie zu überzeugen, daß sie an Wahrheit nichts gewonnen, sondern verloren hätten. Denn dieses hätten sie schon bei ihrem Uebertritte gewußt, und um Wahrheit sey es ihnen nicht zu thun gewesen.

Die versammelten Freunde forderten Heinrich auf, ihnen seine Gedanken darüber darzulegen, warum er die römisch-katholische Kirche für die allein wahre und allein apostolische halte.

„Ihr werdet mir zugeben, begann Heinrich, daß Jesus oder doch wenigstens seine Apostel eine Kirche stifteten, das ist eine äußere Gesellschaft der Christen, verbunden durch gleichen Glauben, gleiches Kirchenregiment und gleiche Gebräuche. Von dieser Kirche sagt Jesus, Matth. 16, 18., daß die Pforten oder die Macht der Hölle nichts dagegen vermögen sollten. Die von den Aposteln gestiftete Kirche kann also nicht untergegangen, sie muß noch jetzt vorhanden, sie kann aber auch nur allein die wahre Kirche Christi seyn. Es fragt sich nun, wo ist sie zu finden? In den evangelischen Kirchen nicht, denn diese sind erst vor 300 Jahren entstanden; wir kennen ihre Stifter, nämlich Luther in Sachsen und Zwingli in der Schweiz. Einen Stifter der

Kirchen der Städte und Länder, wo die Apostel selbst gelebt und gelehrt haben, die wahre Kirche bilden, und die römische Kirche in Deutschland, in Irland, in Polen, und ganz Amerika, gehörte nicht zur wahren Kirche, weil diese Kirchen nicht persönlich von den Aposteln, sondern von andern christlichen Lehrern gestiftet sind.

Heinrich: Doch sind sie apostolisch, denn sie haben doch den apostolischen Unterricht durch Mittelspersonen aus der wahren Kirche empfangen.

Vater: Also mußt du zugestehen, Heinrich, daß es einerlei ist, ob die Apostel eine Gemeinde durch ihren persönlichen mündlichen Unterricht, oder durch ihren persönlichen schriftlichen Unterricht stifteten, und daß die Mittelspersonen, welche ihr den Unterricht der Apostel bringen, einer solchen Kirche nicht die Beschaffenheit einer apostolischen entziehen. Nicht sie eigentlich, sondern das Evangelium, das sie bringen, ist es, was die neuen Kirchen stiftet. So war es aber auch bei der Stiftung der evangelischen Kirche. Sie war auch ein Zweig, der aus der römischen Kirche hervorging, und von ihr die heilige Schrift, die drei allgemeinen Glaubensbekenntnisse und so vieles andere empfing und mitnahm, und nur das abthat, was dem schriftlichen Unterrichte der Apostel entgegen war. Nicht die Reformatoren stifteten unsre Kirche, sondern das Evangelium stiftete sie, nachdem es von ihnen aus seiner Verborgenheit wieder hervorgezogen war. Sie waren nur die Mittelspersonen, die Missionäre des Evangeliums, und wir nennen uns darum mit Recht eine evangelische Kirche. Die durch den schriftlichen Unterricht der Evangelisten und Apostel gestiftete Kirche ist aber sicherer eine wahre, als die durch den mündlichen Unterricht gestiftete, weil die schriftliche Lehre sicherer und gewisser ist, als die erst durch den Kopf so vieler anderer Lehrer

hindurchgegangene mündliche Lehre. Jene floß unmittelbar aus dem Geiste der Apostel in die unveränderliche Schrift, diese erst in die Seelen anderer Menschen durch Jahrhunderte hindurch, von denen es sich nicht denken läßt, daß sie nicht dieselbe, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit, aufgefaßt haben sollten.

Heinrich: Der Unterschied, bester Vater, liegt darin, daß die von der katholischen Kirche gestifteten Kirchen auch die Beschaffenheit der katholischen Kirche annahmen, und dadurch mit ihr ganz eines wurden, andere Kirchen aber, und namentlich die evangelischen, vieles veränderten. Es kommt bei Beurtheilung der Aechtheit einer Kirche alles auf ihre Beschaffenheit an.

Vater: Also siehst du, mein Sohn, daß, wenn wir von der wahren Kirche reden, wir nicht nach dem apostolischen Ursprunge derselben, sondern darnach fragen müssen, ob sie die rechte Beschaffenheit habe; daß also die Frage: welche unter den vorhandenen Kirchen die wahre sey, keinen andern Sinn haben könne als den: welche die beste sey, d. h. welche der Absicht, warum eine christliche Kirche überhaupt vorhanden ist, am vollkommensten entspreche. Welchen Zweck gibst du aber dem ganzen Christenthume?

Heinrich: Wir haben uns schon darüber vereinigt, daß der Zweck sey, die Menschen von der Herrschaft und den Strafen der Sünde zu erlösen. Die Kirche ist das Mittel dazu.

Vater: Gut; so wird also nur die Kirche die wahre seyn, die diesem Zwecke dient; also geschickt ist, die Menschen nicht nur über die Strafen der Sünde zu beruhigen, sondern auch sie von der Herrschaft der Sünde, oder dem Sündendienste zu befreien. Wir haben also nicht darnach zu fragen, welche Kirche die ältere, son-

dern welche die bessere sey, d. h. am meisten geeignet, den Zweck des Christenthums zu erfüllen. Folglich sagt unser Augsburgisches Glaubensbekenntniß sehr recht: „Die wahre Kirche sey da, wo das Evangelium richtig gelehrt, und die Sacramente nach der Vorschrift Christi verwaltet würden.“ Wenn sich nun finden sollte, daß die evangelische Kirche den Absichten des Christenthums am besten entspricht, so wäre sie auch die wahrste oder beste Kirche; die römisch-katholische aber wäre entweder weniger wahr oder gar eine falsche Kirche, wenn sie diesem Zwecke weniger entsprechend oder ihm gar widerstrebend seyn sollte.

Heinrich: Es ist nicht möglich, lieber Vater, daß die römische Kirche, als die älteste, eine verderbte jemals werden könnte: denn sie hat den Geist Gottes, ist unfehlbar, mithin allein unter allen andern Kirchen gegen Irrthümer des Glaubens und Lebens geschützt.

Vater: Dem widerspricht die Erfahrung. Jesus selbst sagt vorher, es würden viele falsche Lehrer in seiner Kirche aufstehen; die Apostel machten davon die Erfahrung, und es hat kein Jahrhundert gegeben, das nicht durch Streitigkeiten über Lehre und Leben beunruhigt worden wäre. Ueber manches haben Kirchenversammlungen entschieden, aber auch nicht in einerlei Sinne; anders ist unentschieden geblieben. Die frühere Kirche selbst hat Einrichtungen getroffen, aber auch wieder abgeschafft, wie z. B. die Liebesmahle, die Austheilung des Abendmahls an Kinder. Du siehst also die Möglichkeit, daß die von den Aposteln gestiftete Kirche im Laufe der Zeit in Verderbnisse gerathen konnte. Wenn nun aber solche Verderbnisse entstehen, wenn z. B. die Kirche so viele Versöhnungsmittel aufbringt, daß es nicht mehr nöthig ist, die Sünde abzulegen, sondern genug ist, zu erklären, daß man dieses gesonnen sey; wenn sie beim Gottesdienste das Lehren und

Erbauen zur Nebensache und die Ceremonien zur Hauptsache macht; wenn sie abergläubische Gebräuche einführt und als die wichtigsten Dinge behandelt, wie die Heiligenverehrung und den Reliquiendienst; wenn die Kirchenverfassung sich so gestaltet, daß die Kirche nicht mehr für das Christenthum, sondern für das Priesterthum vorhanden ist; wenn sich also alles umkehrt und an die Stelle Christi ein Papst, an den Platz der Apostel Bischöffe, und an die Stelle der Kirche das Priesterthum tritt: so ist dann auch die Kirche etwas anderes geworden, und dient nicht mehr dem Entzweck der Religion, sondern den Absichten der Priesterschaft. In diesem Falle tritt nun für die christlichen Gemeinden das Recht, ja die Pflicht ein, die Kirche zu verbessern, und die eingerissenen Mißbräuche abzuschaffen. Ich möchte dieses das Reformationsrecht nennen. Dieses wurde vor 300 Jahren von vielen Gemeinden des Abendlandes geltend gemacht, und eben dadurch die evangelische Kirche gestiftet. Nachdem nämlich Kaiser und Könige vorher oft, aber immer vergeblich, auf eine Verbesserung „an Haupt und Gliedern," wie man sich ausdrückte, das ist an Papst und Geistlichkeit, gedrungen, die Päpste aber diese Versuche, so wie auch die Bemühungen der zwei großen und allgemeinen Kirchenversammlungen des 15ten Jahrhunderts zu Costnitz und Basel vereitelt hatten; so geschah endlich, wozu die Kirche ein natürliches Recht hat: sie reformirte selbst und schloß sich an Luther, Zwingli und andere fromme Männer an, welche aus den Schriften der Evangelisten und Apostel zeigten, wie die Kirche eigentlich beschaffen seyn sollte. Nicht diese Männer machten die Reformation, sondern der allgemeine Wille, der sich an das Evangelium, oder die Lehre der Schrift, welche sie dem Volke der Christen wieder verkündigten, anschloß. Da nun die Päpste, statt der Reformation die

Hand zu biethen, die Reformatoren, und alle die ihnen folgten, in den Bann thaten und aus der Kirche ausstießen; so waren die mit Unrecht ausgestoßenen völlig berechtigt, zu einer eigenen christlichen Gemeinschaft oder Kirche zusammen zu treten, welche sich die evangelische nannte, weil sie sich auf das Evangelium gründete. Aus dem Reformationsrechte der Kirche folgt also nothwendig die Rechtmäßigkeit der Entstehung der evangelischen Kirche. Die Mittelsperson eines Reformators wäre nicht nöthig gewesen, wenn die Päpste Christi und Gottes Ehre hätten lieber haben wollen, als ihre irdische Herrschaft. Es ist also außer Streit, daß die evangelische Kirche eine christliche und eine apostolische ist, und daß sie, als eine nach dem Evangelium reformirte, auch eine wahre Kirche ist, und wenigstens der Beschaffenheit der wahren Kirche näher steht, als die römische, welche alle Mängel und Mißbräuche, durch welche die Reformation nothwendig wurde, festhielt und verewigte.

Heinrich: Wenn ich nun auch dieses zugebe; so bleibt doch immer noch der Anstoß, daß sie keine katholische ist, und sich von der von den Aposteln gegründeten ersten Kirche, die unter dem römischen Bischoffe als Primas vereinigt ist, losgesagt hat.

Vater: Ueber den Sinn des Wortes katholisch muß ich mir von Bernhard eine Erläuterung ausbitten.

Heinrich: Ich kann sie dir selbst geben. Katholisch ist ein griechisches Wort und heißt allgemein. Der Ausdruck wurde im 2ten und 3ten Jahrhundert von der Kirche gewöhnlich auf Veranlassung einzelner Irrlehrer gebraucht, denen man zur Widerlegung entgegensetzte, daß alle andere christliche Gemeinden, außer der ihrigen, anders lehrten; und daß daher ihre Lehre, als der allgemeinen Lehre widersprechend, ohnmöglich die wahre seyn könne.

Bernhard: Das ist richtig; aber dabei ist noch zu bemerken, daß man bei dem Ausdrucke katholische Kirche an die Gemeinden im römischen Reiche, an die Reichskirche, nicht an alle mögliche christliche Gemeinden in der Welt dachte. Die ὅλη ἡ οἰκουμένη, wovon katholisch abstammt, heißt häufig das römische Weltreich, daher auch eine ökumenische Kirchenversammlung nicht eine Kirchenversammlung aller christlichen Lehrer, auch aus Aethiopien, Persien, Indien, Arabien, sondern nur der Reichsbischöffe bedeutete und wirklich war. Nur unter diesen Umständen war es ja auch denkbar, daß die römischen Kaiser, wie Constantin und Theodosius der Große, allgemeine, oder ökumenische, d. h. Reichssynoden zusammen berufen und ihren Beschlüssen gesetzliche Kraft geben konnten. Auch der Titel (was ich hier gleich mit erwähnen will) ökumenischer Bischoff, den die Bischöffe von Rom in Anspruch nahmen, und den man ihnen am Ende zugestand, hieß nichts weiter als erster Bischoff des römischen Reichs, aber auf keine Weise, wie man es später hat erklären wollen, allgemeiner oder einziger Bischoff der ganzen Christenheit. Du kennst, lieber Heinrich, den Sprachgebrauch der Griechen, und weißest also, wie man ὅλη ἡ οἰκουμένη brauchte.

Heinrich: Ich kann dieses nicht in Abrede stellen.

Bernhard: Katholische Kirche hieß also ursprünglich nichts mehr als die Reichskirche, die Kirche des römischen Weltreichs. Als sich daher das römische Reich in zwei große Theile, das abendländische und morgenländische, oder das lateinische und griechische Kaiserthum theilte, so gab es natürlich zwei katholische Kirchen, d. h. zwei Reichskirchen, die abendländische und die morgenlän-

dische. Die letztere oder die griechische Kirche nannte sich daher auch nach ihrer Trennung von der abendländischen, immerfort eine katholische, d. i. eine Reichskirche, und die lateinische Kirche hat ihr diesen Titel nicht streitig gemacht. Bloß erst nach Zertrümmerung des lateinischen Kaiserreichs fing man in der Unwissenheit des Mittelalters im Abendlande an, den Ausdruck katholische Kirche in dem Sinne: allgemeine, einzige, folglich allein wahre Kirche zu gebrauchen, da doch nun nach Zerstörung des römischen Reichs von einer katholischen oder Reichskirche eigentlich gar nicht mehr die Rede seyn konnte. Römisch-katholische Kirche bezeichnete also eigentlich die christliche Kirche des lateinisch-römischen Kaiserreichs, und hatte sonach einen richtigen Sinn. Wenn aber katholisch, wie man es jetzt gebrauchen will, die allgemeine Kirche aller Orten der Welt bezeichnen soll, oder die allgemeine Kirche, so ist römisch-katholisch eben so widersprechend wie „hölzernes Eisen," indem sich, außer der morgenländischen Kirche, auch noch die evangelische gebildet hat, und römisch jetzt nach Auflösung des römischen Reichs sich nur noch auf die Partikularkirche erstreckt, welche in den Bischöffen von Rom ihr Oberhaupt anerkennt. Römisch-katholisch heißt also heut zu Tage die römische Partikular-Allgemeinkirche, was ein wahrer Widerspruch ist.

Heinrich: Ich habe dieses nicht so angesehen, und gestehe gern, daß sonach auf den Titel katholisch gar kein Werth gelegt werden kann, ja daß er bei den ganz veränderten politischen Verhältnissen keinen Sinn mehr hat. Wenn ich aber auch die römische Kirche als eine Partikular-Kirche ansehen will, so müßt ihr doch zugestehen, daß sie die älteste ist, die unmittelbar durch die Reisen und das Wirken der Apostel entstand. Und dieses ist doch ein Vorzug. Die evangelischen Kirchen sind alle neu, erst vor 300 Jahren

gestiftet, und auf sie ist doch die Verheißung Christi, daß sein Geist die Kirche leiten solle, nicht zu beziehen.

Vater: Ich weiß wohl, daß ihr den Spruch immer im Munde führt: wo die Kirche Gottes ist, da ist auch der Geist Gottes, und wer sich von der Kirche lossagt, der tritt außer Gemeinschaft mit dem Geiste Gottes. Aber ihr irrt. Der Geist des Herrn ist nicht an den römischen Papst und die Gemeinschaft mit ihm gebunden, davon sagt die Schrift nichts. Ihr müßt vielmehr sagen: wo der Geist des Herrn ist und wirket, da ist die Kirche Gottes. Ich fühle mich nicht durch die Glieder mit dem Haupte, Christo, verbunden, sondern durch das Haupt mit den Gliedern. Und was du sagst von dem Vorzuge des Alters, und daß die evangelische Kirche eine neue sey, das widerlegt sich schon durch das vorhin Gesagte. Es gibt alte Irrthümer und neue Wahrheiten; daher bei jeder Sache nach ihrer innern Wahrheit, nicht nach ihrem Alter gefragt werden muß. Auch das Christenthum war einmal neu, und jede Wahrheit, die jetzt für uns eine alte ist *).

Heinrich: Aber sollte es denn gar kein Vorzug der römischen Kirche seyn, daß sie die älteste ist?

Vater: Sie ist dieses auf keine Weise. Lies nur dein neues Testament, und du wirst von der Entstehung der christlichen Kirche, — denn von der römisch-päpstlichen kann nicht die Rede seyn, — eine richtigere Vorstellung bekommen. Daß die Kirche im römischen Reiche entstand, war nicht eine Wahl der Apostel, sondern geschah nothwendig, weil sie in diesem Reiche lebten. Sie stifteten einzelne Gemeinden, wo sie konnten, besonders in Kleinasien und Griechenland, also in Gegenden, die zur jetzigen römischen Kirche nicht gehören, sondern zur morgenländi-

*) S. die Stimmen der Kirchenväter, Anhang III.

kennen wollten, öffentlich und feierlich im Jahre 1053 von dem Abendlande getrennt hatten. Die römisch-päpstliche Kirche ist daher erst 1000 Jahre nach Christus entstanden. Indem sich also die Evangelischen im 16ten Jahrhundert von der römischen Kirche trennten, verließen sie nicht die alte, sondern eine neue Kirche, die sich nur erst ohngefähr 5 Jahrhunderte vorher gebildet hatte, und kehrten zur alten zurück.

Heinrich: Aber hat nicht Jesus den Apostel Petrus zum Oberhaupt seiner Kirche erklärt, und hat nicht Petrus, da er zu Rom Bischoff war, diese Oberherrschaft auf die römischen Bischöffe als seine Nachfolger vererbt? Ist nicht dieses Vorsteheramt der römischen Bischöffe immer anerkannt worden in der Kirche? Hatten daher die römischen Bischöffe nicht gleich vom Anfang an das Recht, Päpste zu seyn?

Vater: Dieser Irrthum ist so oft und so bündig widerlegt worden, daß es fast lästig ist, darüber noch etwas zu sagen. Ihr gründet euer Vorgeben auf die Worte Christi, Matth. 16, 18:

> „Du bist Petrus, ein Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen nichts dagegen vermögen. V. 19. Auch will ich dir des Himmelreichs Schlüssel anvertrauen; und alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn; und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöset seyn?

Die Worte des 19ten Verses, von den Schlüsseln des Himmelreichs, wollen wir sogleich zur Seite liegen lassen. Denn theils haben wir uns schon früher (Kap. 6.) über ihren Sinn verständigt, theils kann darin kein, dem Petrus vor andern Aposteln zukommender Vorzug liegen, da der Heiland Matth. 18, 18. und Joh. 20, 23. dasselbe zu allen Apo-

steln sagt. Es bleiben uns nun noch die Worte des 18ten Verses zu betrachten. Jesus gab hier, nach der Gewohnheit der alten Zeit, dem Petrus, der eigentlich Simon hieß, einen andern Namen, so wie auch Paulus erst Saulus und der Apostel Matthäus erst Levi hieß. Zu dieser Namensveränderung, die also etwas gewöhnliches war, gab Jesu die innere Beschaffenheit des Petrus Veranlassung, nämlich sein Muth, seine Standhaftigkeit, weßwegen ihn der Herr mit einem Felsen verglich. So nennt auch David Gott seinen Fels, auf den er traue. Der Heiland sagt daher: auf deinen Felsensinn (der den Pharisäern und Schriftgelehrten nicht nachgeben und durch keine Verfolgung erschüttert werden wird) baue ich die Hoffnung, eine bleibende Gemeinde zu stiften; oder: du wirst vor allen bei Stiftung meiner Gemeinde durch Muth und Thätigkeit dich auszeichnen. Daß aber damit Petrus der Herr der Gemeinde seyn soll, oder nur das Oberhaupt der Apostel, davon sagt der Herr kein Wort. Was Jesus sprach, war daher ein Zeugniß, was er von dem Charakter und Muthe des Apostels hoffte, weiter nichts. *) Es war weder ein Auftrag noch eine Berechtigung; denn davon liegt nichts in den Worten, und wollten wir es hineintragen, so würden wir eben so willkührlich verfahren, als wenn wir aus einem andern Ausspruch Jesu über Petrus, Matth. 16, 23.:

> „Da wandte sich Jesus um, und sagte zu Petrus: weg von mir, Satan (Verführer!) du bist mir zum Anstoß, denn du denkest noch nicht an das, was die Sache Gottes, sondern nur, was die Sache der Menschen betrifft.“

schließen wollten, Jesus habe den Petrus für immer aus seiner Kirche ausgeschlossen.

---

*) S. Stimmen der Väter, Anhang V.

Heinrich: Ich gebe zu, daß in jenen Worten kein Auftrag, keine Vollmacht Jesu an Petrus liegt, sondern daß sie bloß bezeugen, was Jesus von Petrus hoffte; aber dafür ist es desto unläugbarer, daß Jesus an einem andern Orte dem Petrus die Oberherrschaft über die Kirche, das oberbischöfliche Amt auftrug. Denn wir lesen, daß er Joh. 21, 15 — 17. nach seiner Auferstehung dreimal zu Petrus sagte: „weide meine Lämmer!"

Vater: Aber er sagt nicht: du allein sollst meine Lämmer weiden; er schließt damit die andern Apostel nicht aus. Dieser ganze Auftrag vielmehr zeigt, daß Petrus damit angeregt werden sollte, seiner Pflicht als Apostel aufs Neue obzuliegen. Er hatte Jesum verläugnet, und so mußte ihm wohl die Bedeutung der dreimaligen Frage des Erlösers: Simon, liebst du mich! verständlich seyn. Er hatte sich nach Jesu Tode wieder an den See Tiberias (V. 1.) begeben, und überließ sich da seinem vorigen Geschäft, der Fischerei; und so bedurfte er wohl der erneuerten Aufmunterung: weide meine Schaafe! d. i. laß dein Geschäft und unterziehe dich der Arbeit eines Apostels. Denn der Gedanke liegt doch in Jesu Worten nicht: Du sollst der oberste der Apostel und der einzige Bischoff aller künftigen Christen seyn.

Heinrich: Aber haben nicht nach den Berichten der Apostelgeschichte die andern Apostel dem Petrus immer ein besonderes Ansehen eingeräumt, und stand er nicht immer an ihrer Spitze?

Vater: Ein angesehener Apostel war er allerdings, weil er Geist und Kraft hatte; aber ein Vorgesetzter seiner Mitapostel oder der ganzen Kirche war er nicht. Davon findest du keine Spur, wohl aber vom Gegentheile deutli-

chen Beweis. *) Paulus nennt Galat. 2, 9. Jakobus, Petrus und Johannes die, welche „als Säulen der Gemeinde angesehen werden,“ legt also diesen dreien gleiches Ansehen bei. Paulus wurde von Jesu zum Apostel der Heiden erwählt, und nach Galat. 2, 9. erkannten ihn die andern Apostel als solchen an, und erklärten, sie wollten sich bloß auf die Juden beschränken. So könnten wir, wenn wir so wie die römische Kirche schließen wollten, auch behaupten, Petrus sey nur Oberhaupt der Juden-Christen; Paulus aber Oberhaupt der Heiden-Christen gewesen.

Heinrich: Wenn aber Petrus keine Oberherrschaft über die andern Apostel und die Kirche hatte, so konnte er sie auch nicht auf die Bischöffe von Rom übertragen.

Vater: Das ist auch nimmer geschehen. Wenn auch Jesus ihm Matth. 16, 18. wirklich ein Vorrecht vor andern Aposteln gegeben hätte; so hätte er dieses doch bloß wegen seiner persönlichen Eigenschaften, die ihm einen Felsen vergleichbar machten, bekommen. Da man nun persönliche Eigenschaften andern nicht vermachen kann, so hätte auch dieses Vorrecht von Petrus auf keinen andern übergetragen werden können. Es mußte also mit seinem Tode erlöschen, oder es würde doch gewiß eher an den bei Petrus Tode noch lebenden Apostel Johannes haben übergehen müssen, als an den damaligen Bischoff von Rom. **)

Mutter: Ich kann überhaupt nicht glauben, daß der Heiland nicht bestimmter gesprochen haben würde, wenn er den Petrus hätte zum Oberherrn der Kirche machen wollen. Solche wichtige und für das Christenthum unendlich

*) S. Stimmen der Väter, Anhang VI.

**) Stimmen der Väter, Anhang VII.

einflußreiche Rechte gibt man ja wohl keinem in einem kurzen bildlichen Worte: Du bist ein Fels, und darauf will ich meine Kirche bauen. Ich dächte, der Herr hätte ja wohl ohne alle Beschwerde sagen können: du sollst meiner Kirche Oberhaupt seyn, und dein Herrscherrecht den Bischöffen von Rom bei deinem Tode vermachen können. Warum hätte der Herr das nicht sagen wollen, wenn er daran nur von ferne gedacht hätte? Aber in Jesu Reden und der Apostel Schriften lesen wir nur von einem Haupte der Kirche, und das ist Christus selbst. Eure Behauptung, lieber Heinrich, daß ihr allein nur die rechten Christen seyn könntet, weil ihr zum Papst haltet und von der ersten Kirche abstammen wollt, erinnert mich an die Behauptung der Juden, Joh. 8, 37—45. daß sie die rechten Gotteskinder seyen, weil sie von Abraham abstammten. Der Herr sagt ihnen, sie seyen nur dann wahre Kinder Abrahams, wenn sie Abrahams Werke thun, so fromm seyn würden als Abraham. So wird er auch nur die Christen für rechte Christen erkennen, die sich beeifern, ihm an Gesinnung ähnlich zu werden, mögen sie unter einem Papste stehen oder nicht. Ich dächte, lieber Heinrich, dabei ließen wir es bewenden, und könnten aller gelehrten Untersuchung entbehren, ob man in der ersten Kirche die Bischöffe von Rom als Oberherren der Christenheit anerkannt habe oder nicht.

Heinrich: Ja, so mag es seyn. Ich kann auch nicht läugnen, daß jene Anerkennung sich nicht nachweisen läßt. Ich habe die Schriften der ersten Kirchenväter gelesen, und gestehe, nichts gefunden zu haben, was eine Anerkennung des römischen Primats bestätigt. Ob ich gleich ersehen habe, daß die Kirche in Rom als eine der ältesten und angesehensten in großer Achtung gestanden hat, so habe

ich doch nicht finden können, daß man ihrem Bischoffe eine Jurisdiction über die Kirche zugeschrieben hätte.

Bernhard: Du bemerkst dieses sehr richtig und unpartheiisch, lieber Schwager. Es ist ein großer Unterschied, ob man einer Kirche deßwegen, weil sie eine der ältesten und angesehensten ist, eine Achtung bezeigt, und nach ihrem Glaubensbekenntnisse fragt, oder ob man ihr deßwegen diese Achtung bezeigt, weil ihr Bischoff Oberhaupt der Kirche ist.

Heinrich: Sollte aber auch die Oberherrschaft der Päpste in dem neuen Testamente nicht gegründet seyn, und in den ersten Jahrhunderten nicht statt gefunden haben, wie ich selbst nun zugestehe, so ist sie doch der Kirche so nothwendig, daß man einen Papst machen müßte, wenn man keinen hätte, und daß es unrecht ist, ihn, da er da ist, zu verwerfen. Denn erstlich muß es einen Einheitspunkt in der Kirche geben, der alles verbindet und zusammenhält, wenn nicht das Ganze in viele Stücke sich auflösen soll, die am Ende sich immer unähnlicher werden. Es muß also eine Einheit des Kirchenregiments, einen Mittelpunkt des Glaubens geben, also das, was wir an dem Papst haben.

Vater: Du wirfst hier mehreres zusammen, was wir sondern müssen. Was nennst du denn einen Einheitspunkt des Glaubens?

Heinrich: Einen, der über alle Glaubensstreitigkeiten das entscheidende Urtheil fällen und dadurch den Frieden in der Kirche erhalten, oder wenn er gestört worden ist, wieder herstellen kann.

Vater: Haben das deine Päpste vermocht?

Heinrich: Ganz freilich nicht; aber sie haben doch in den meisten Fällen die Einigkeit des Glaubens erhalten.

Vater: Sie haben nicht verhindern können, vielmehr sind sie Schuld gewesen, daß die ganze morgenländi-

sche Kirche sich von der abendländischen getrennt hat; sie haben nicht verhindert, daß es, seit sie ihr Reich im 11ten Jahrhundert gestiftet haben, Waldenser, Wiclefiten, Hussiten gegeben hat, daß Dominicaner, Franciscaner, Jesuiten sich über die unbefleckte Empfängniß der Maria, über die Erbsünde und die bessernde Gnade aufs bitterste gestritten haben, und sind die Entscheidung dieser Streitigkeiten bis auf diesen Tag schuldig geblieben. Sie haben den Quietismus und die Jansenistischen Streitigkeiten in der französischen Kirche, den von den Concilien zu Costnitz und Basel aufgestellten großen Grundsatz, daß der Papst unter einer Kirchenversammlung stehe, sie haben die ganze große und gewaltige Reformation, durch welche sich fast die Hälfte des Abendlandes von Rom lossagte, weder verhindern noch beseitigen können. Was hat euch also euer Einheitspunkt im Glauben geholfen?

Heinrich: Immer noch viel, denn es sind ja doch die Päpste allein gewesen, welche unter dem Sturme der Partheien immer noch den größten Theil der Kirche zu einer Einheit verknüpften, und durch ihren Einfluß zusammenhielten. Wären die Päpste nicht gewesen, so hätte sich die ganze Kirche in Secten aufgelöset.

Vater: Sprich lieber: wären die Päpste nicht gewesen, so würde die Reformation allgemein geworden seyn, und die ganze abendländische Kirche sich zu einer evangelischen umgebildet haben. Ihr sagt: wir haben einen Einheitspunkt des Glaubens, den Papst, dessen Aussprüchen sich alle unterwerfen müssen; aber wir haben auch einen Einheitspunkt des Glaubens, das Evangelium Jesu, dessen Aussprüchen jeder evangelische Christ gehorcht.

Heinrich: Wir sind aber besser daran als die Evangelischen; denn bei diesen erklärt sich jeder das Evangelium wie er will; die Aussprüche des Pabstes aber unterliegen

keiner Deutung. Bei euch ist daher Vielheit der Meinung, bei uns Einheit.

Vater: Der Unterschied ist vielmehr, daß wir dem göttlichen, geoffenbarten Worte, die Katholiken aber einem irrsamen Menschen folgen, und gezwungen sind, zu bekennen und für wahr und gut zu erklären, was den römischen Bischöffen beliebte. Und diesen hat beliebt, vor allen andern zum Glaubensartikel zu erheben: daß sie die unumschränkten Herren der Kirche und der ganzen christlichen Welt seyen, und daß es die größte Sünde sey, ihnen nicht zu glauben und zu gehorchen. Der Unterschied ist ferner: daß das Evangelium eine geschlossene Summe von Wahrheiten enthält, der Glaube des Katholiken aber durch den Papst immer neuen, oft unwillkommenen Zuwachs erhalten kann. Der Unterschied ist ferner: daß bei uns die Verschiedenheit religiöser Ueberzeugungen nur durch Gründe und die Kraft der Wahrheit ausgeglichen wird, in der römischen Kirche aber durch Bann und Strafe. Denn durch welche Mittel haben denn die Päpste die Einheit des Glaubens zu erhalten gesucht? — Denke an die furchtbaren und schrecklichen Vertilgungskriege, welche die Päpste gegen die Albigenser und Waldenser erregten, an den Kreuzzug, wodurch die Stedinger ausgerottet wurden, an das Ungeheuer der Inquisition, das nach den urkundenmäßigen Angaben des unglücklichen Llorente nur in Spanien vom Jahre 1481 bis 1808 32,382 Menschen lebendig verbrannte, und 291,450 Menschen einkerkerte und ihrer Güter beraubte; denke an die Gräuel, die man sich in England unter der bigotten Maria zu Einführung des Papismus erlaubte, an die schändliche Pariser Bluthochzeit, über welche der Papst vor Freude geistliche Feste anordnete, an den durch die Jesuiten zusammengehetzten dreißigjährigen Krieg in Deutschland, an die

Gewaltthätigkeiten, mit welchen die Reformation in Oesterreich und Böhmen unterdrückt wurde, und an alles das vergossene Blut, das eure Kirche befleckt, und sie als eine schwere Blutschuld vor Gott verklagt, und dann rühme mir noch, daß es der Papst sey, der Eintracht und Friede in der Kirche erhalte. Ein schöner Einheitspunkt des Glaubens, der nicht anders zu wirken weiß, als durch Feuer und Schwert. *)

Heinrich: Du setzest hier wohl zu viel auf Rechnung der Päpste, was wohl nur der unbedachte Eifer der Fürsten that.

Vater: Nun, du weißt ja wohl, daß die Päpste die Kriege gegen die Waldenser und die Evangelischen anbließen, daß noch dem rechtgläubigen österreichischen Feldherrn Daun im siebenjährigen Kriege ein geweihter Hut und Degen vom Papste übersendet wurde, damit er den ketzerischen König von Preußen vernichten möchte, und daß die Päpste die Inquisition einführten, daß Innocenz der 4te sie verschärfte, und daß sie die Einführung überall befahlen und beförderten. Und höre doch, wie der Vater der Christenheit an den König von Frankreich im Jahre 1713 bei Uebersendung der Bulle Unigenitus schrieb:

> „Durch die irdische Macht hat das Himmelreich, das ist die katholische Kirche, den Nutzen, daß die, welche in ihr gegen das Glaubensbekenntniß und alle Ordnung der Kirche handeln, durch die Strenge der weltlichen Fürsten zertreten werden, und die Strafen, welche auszuführen die Kirche selbst [der Papst] nicht vermag, dem Nacken der Stolzen von der fürstlichen Gewalt aufgelegt werden."

---

*) S. Stimmen der Kirchenväter, Anhang VIII.

Heinrich: Du glaubst also, die Einheit des Glaubens könne erhalten werden ohne einen Papst?

Vater: Ich glaube es; und daß es recht gut möglich ist, sehe ich an dem Beispiele der griechischen Kirche, die auch keinen Papst hat.

Heinrich: Aber wer entscheidet denn in Religionsstreitigkeiten?

Vater: Man mache es, wie es fast 1000 Jahre lang in der Christenheit geschah, ehe man noch einen Papst hatte; der Landesherr rufe eine Synode seines Reichs zusammen und lasse die Sache entscheiden. So wurden ja neun Jahrhunderte lang die größten Glaubensstreitigkeiten der alten Kirche entschieden. Noch besser aber ist es, man lässet die verschiedenen Meinungen sich selbst unter einander berichtigen, wo sich ganz unfehlbar das Wahre immer geltend macht. So will es der Heiland. Er vergleicht Matth. 13, 24—30. die Kirche mit einem Acker, auf den der Hausvater den Waitzen der Wahrheit säe, unter den aber der Feind das Unkraut des Irrthums streuete. Die Knechte wollten das Unkraut ausraufen, also wie der Papst die Ketzer und die Ketzerei vertilgen, aber der Hausvater sprach: lasset beides bis zur Ernte zugleich wachsen. Man soll also die Irrenden, wenn sie nicht durchs Lehren zurecht gebracht werden, dulden bis zum jüngsten Tage.

Heinrich: Aber Einheit muß doch wenigstens im Kirchenregiment seyn, und diese kann doch nicht wohl anders erhalten werden, als durch einen gemeinschaftlichen Oberherrn.

Vater: Ehe es Päpste gab, waren es die römischen Kaiser, die das Kirchenregiment führten. Dabei lasse man es ferner, und jeder Fürst führe es in seinem Lande. Dabei wird die Kirche am besten fahren. Ein Regiment, das sich über die Christen in allen 5 Welttheis

len erstrecke, ist ohnehin nicht möglich, und höchst kostspielig und beschwerlich.

Mutter: Ich halte mich an den Apostel Paulus, der einen andern Einheitspunkt der Kirche angibt; nicht den Papst, sondern Christus. Er schreibt an seine Epheser (Kap. 2, 20. ff.):

„Auch ihr seyd gebauet auf den Grund, welchen die Apostel und andere von Gott Erleuchtete legten, und dessen Schlußstein [der Einheitspunkt] Jesus Christus ist. Durch ihn zusammengehalten, wächset der ganze Bau heran zu einem heiligen Tempel des Herrn."

Derselbe Apostel gedenkt im 4ten Kapitel der Päpste oder Statthalter Christi mit keinem Worte, wo er die Einheit der Kirche behauptet, sondern er gibt V. 11. die Kirchenämter so an: „Christus hat einige zu Aposteln, andere zu Propheten, andere zu Evangelisten, andere zu Hirten und Lehrern verordnet;" daß er aber einen zum Oberherrn aller, einen Päpst geordnet habe, davon sagt der Apostel kein' Wort.

Heinrich: Das ist wahr, gute Mutter; aber es ist doch gewiß von sehr großem Vortheile für die Kirche, ein geistliches Oberhaupt zu haben, das Königen und Kaisern gleich ist an Rang, oder noch über sie erhaben, das durch den unabhängigen Besitz eines großen Landes zu den Regenten dieser Welt gehört, und mit allem Glanze eines souverainen Herrschers umgeben ist. Es ist höchst vortheilhaft, daß die, welche ihm zunächst stehen, die Cardinäle und Erzbischöffe, fürstlichen Rang und Ansehen haben, und die Bischöffe sich wie die Fürsten „von Gottes Gnaden" schreiben und gnädige Herren sind. Diese erhabene Hierarchie bildet eine feste Kette, die von der niedrigsten Hütte bis zu den erhabensten Thronen reicht,

alles festhält, und der Kirche ihren Glanz, ihre Unabhängigkeit von der Macht der Fürsten und ihren großen Einfluß auf die Gemüther des Volks sichert. Diese erhabene Geistlichkeit ist durch ihren Rang überall unter den Großen der Erde; sie sitzt unter Königen und Fürsten. Die Ohren, die Herzen der Mächtigen stehen ihr offen; sie lernt ihre Schwächen kennen und benutzen. Sehet dagegen die armselige evangelische Geistlichkeit, wie sie von den Großen der Welt entfernt unter dem gemeinen Volke steht, wie sie ausgeschlossen ist auch von dem kleinsten Hofe, wie der vornehmste Geistliche am Hofe nur etwa höchstens dem Kammerjunker gleich geachtet wird. Ist es wohl zu verwundern, daß seit der Reformation so viele Fürsten, Grafen und Herren katholisch geworden sind? Wahrhaftig, die Nachwelt wird erleben, daß noch alle Fürsten Europas und die andern ersten Geschlechter katholisch werden. Der Gewinn, den die Kirche durch die Hoheit des Papstes und der Geistlichkeit macht, ist daher gewiß bedeutend. Was fragt der Papst, der selbst ein unabhängiger großer Fürst ist, nach dem Widerspruche eines andern Königs? Will dieser in Kirchensachen etwas von ihm haben, so muß er einen Gesandten zu ihm schicken, wie zu einem andern König, und das Oberhaupt der Kirche unterhandelt mit ihm wie mit seines Gleichen, wie Macht mit Macht. Verlangt man etwas, was gegen der Kirche Vortheil ist, so wird die Sache ohne weiteres zurück gewiesen, und das Nachgeben ist am Ende doch auf Seite der Fürsten. In welcher Würde erschien nicht das Oberhaupt der Kirche, als nach dem Wiener Congresse mehrere deutsche Fürsten eine Gesandtschaft nach Rom schickten, um ein Concordat für ihre katholischen Unterthanen zu unterhandeln! Acht Wochen mußte die Gesandtschaft warten, ehe sie nur dem Cardinal Consalvi, damali-

Gewaltthätigkeiten, mit welchen die Reformation in Oesterreich und Böhmen unterdrückt wurde, und an alles das vergossene Blut, das eure Kirche befleckt, und sie als eine schwere Blutschuld vor Gott verklagt, und dann rühme mir noch, daß es der Papst sey, der Eintracht und Friede in der Kirche erhalte. Ein schöner Einheitspunkt des Glaubens, der nicht anders zu wirken weiß, als durch Feuer und Schwert. *)

Heinrich: Du setzest hier wohl zu viel auf Rechnung der Päpste, was wohl nur der unbedachte Eifer der Fürsten that.

Vater: Nun, du weißt ja wohl, daß die Päpste die Kriege gegen die Waldenser und die Evangelischen anbließen, daß noch dem rechtgläubigen österreichischen Feldherrn Daun im siebenjährigen Kriege ein geweihter Hut und Degen vom Papste übersendet wurde, damit er den ketzerischen König von Preußen vernichten möchte, und daß die Päpste die Inquisition einführten, daß Innocenz der 4te sie verschärfte, und daß sie die Einführung überall befahlen und beförderten. Und höre doch, wie der Vater der Christenheit an den König von Frankreich im Jahre 1713 bei Uebersendung der Bulle Unigenitus schrieb:

> „Durch die irdische Macht hat das Himmelreich, das ist die katholische Kirche, den Nutzen, daß die, welche in ihr gegen das Glaubensbekenntniß und alle Ordnung der Kirche handeln, durch die Strenge der weltlichen Fürsten zertreten werden, und die Strafen, welche auszuführen die Kirche selbst [der Papst] nicht vermag, dem Nacken der Stolzen von der fürstlichen Gewalt aufgelegt werden.“

---

*) S. Stimmen der Kirchenväter, Anhang VIII.

Heinrich: Du glaubst also, die Einheit des Glaubens könne erhalten werden ohne einen Papst?

Vater: Ich glaube es; und daß es recht gut möglich ist, sehe ich an dem Beispiele der griechischen Kirche, die auch keinen Papst hat.

Heinrich: Aber wer entscheidet denn in Religionsstreitigkeiten?

Vater: Man mache es, wie es fast 1000 Jahre lang in der Christenheit geschah, ehe man noch einen Papst hatte; der Landesherr rufe eine Synode seines Reichs zusammen und lasse die Sache entscheiden. So wurden ja neun Jahrhunderte lang die größten Glaubensstreitigkeiten der alten Kirche entschieden. Noch besser aber ist es, man lässet die verschiedenen Meinungen sich selbst unter einander berichtigen, wo sich ganz unfehlbar das Wahre immer geltend macht. So will es der Heiland. Er vergleicht Matth. 13, 24—30. die Kirche mit einem Acker, auf den der Hausvater den Waitzen der Wahrheit säe, unter den aber der Feind das Unkraut des Irrthums streuete. Die Knechte wollten das Unkraut ausraufen, also wie der Papst die Ketzer und die Ketzerei vertilgen, aber der Hausvater sprach: lasset beides bis zur Ernte zugleich wachsen. Man soll also die Irrenden, wenn sie nicht durchs Lehren zurecht gebracht werden, dulden bis zum jüngsten Tage.

Heinrich: Aber Einheit muß doch wenigstens im Kirchenregiment seyn, und diese kann doch nicht wohl anders erhalten werden, als durch einen gemeinschaftlichen Oberherrn.

Vater: Ehe es Päpste gab, waren es die römischen Kaiser, die das Kirchenregiment führten. Dabei lasse man es ferner, und jeder Fürst führe es in seinem Lande. Dabei wird die Kirche am besten fahren. Ein Regiment, das sich über die Christen in allen 5 Weltthei-

Valette, der im dreyßigjährigen Kriege ein Heer des Königs von Frankreich befehligte?

Mutter: Wir brauchen der Geschichte nicht. Das Zeugniß Jesu selbst spricht allem, was du von der Herrlichkeit eines Papstes gesagt hast, das Urtheil. Er sagt ausdrücklich, Joh. 18, 36. „mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Und wenn er den Ausspruch thut, Matth. 6, 24.

„Niemand kann zweier Herren Diener seyn; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben; oder er wird sich an den einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen.“

so spricht er damit auch dem Papst das Urtheil, der zugleich ein Statthalter Gottes und ein weltlicher König seyn will. Der Teufel zeigte (Luc. 4, 5.) dem Heiland auch alle Reiche der Welt, um ihn zu verleiten, ein politisches Reich sich anzueignen; aber der Herr sprach: hebe dich weg von mir, Satan! Was der Herr nicht wollte, das ziemt auch den Dienern nicht! Die Jünger hatten allerdings Lust zu einer politischen Herrschaft. Aber was sagte Jesus zu ihnen, da er es bemerkte?

„Ihr wisset wohl, daß die Regenten der Völker über sie herrschen, und die von höherm Range Gewalt ausüben. Unter euch aber soll es nicht so seyn; sondern wer unter euch zu höherm Range kommen will, der soll als euer Diener seyn; und wer unter euch den ersten Rang haben will, der werde als euer Knecht.“ Matth. 20, 25. ff. Marc. 10, 35. ff.

Ist es doch, als hätte der Herr mit prophetischem Geiste

alles festhält, und der Kirche ihren Glanz, ihre Unabhängigkeit von der Macht der Fürsten und ihren großen Einfluß auf die Gemüther des Volks sichert. Diese erhabene Geistlichkeit ist durch ihren Rang überall unter den Großen der Erde; sie sitzt unter Königen und Fürsten. Die Ohren, die Herzen der Mächtigen stehen ihr offen; sie lernt ihre Schwächen kennen und benutzen. Sehet dagegen die armselige evangelische Geistlichkeit, wie sie von den Großen der Welt entfernt unter dem gemeinen Volke steht, wie sie ausgeschlossen ist auch von dem kleinsten Hofe, wie der vornehmste Geistliche am Hofe nur etwa höchstens dem Kammerjunker gleich geachtet wird. Ist es wohl zu verwundern, daß seit der Reformation so viele Fürsten, Grafen und Herren katholisch geworden sind? Wahrhaftig, die Nachwelt wird erleben, daß noch alle Fürsten Europas und die andern ersten Geschlechter katholisch werden. Der Gewinn, den die Kirche durch die Hoheit des Papstes und der Geistlichkeit macht, ist daher gewiß bedeutend. Was fragt der Papst, der selbst ein unabhängiger großer Fürst ist, nach dem Widerspruche eines andern Königs? Will dieser in Kirchensachen etwas von ihm haben, so muß er einen Gesandten zu ihm schicken, wie zu einem andern König, und das Oberhaupt der Kirche unterhandelt mit ihm wie mit seines Gleichen, wie Macht mit Macht. Verlangt man etwas, was gegen der Kirche Vortheil ist, so wird die Sache ohne weiteres zurück gewiesen, und das Nachgeben ist am Ende doch auf Seite der Fürsten. In welcher Würde erschien nicht das Oberhaupt der Kirche, als nach dem Wiener Congresse mehrere deutsche Fürsten eine Gesandtschaft nach Rom schickten, um ein Concordat für ihre katholischen Unterthanen zu unterhandeln! Acht Wochen mußte die Gesandtschaft warten, ehe sie nur dem Cardinal Consalvi, damali-

gem Staatssecretair, ihre Vorschläge machen konnte. Dieser gab den Entwurf zurück, und hatte mit Bleistift bemerkt, was geändert werden müsse, ehe er die Sache dem heiligen Vater vorlegen könne. Endlich kam es dahin, daß ihre Sache dem Papste vorgetragen wurde, der sich mit der Antwort nicht beeilte, und endlich, da die Gesandtschaft auf Antwort drang, erklärte, er könne sich auf die Sache nicht einlassen; mit welchem Bescheide die Gesandten Rom verließen. Wie ist es dagegen in evangelischen Ländern, wenn der Landesherr etwas haben will. Er befiehlt und man muß gehorchen, so ungern es auch die Geistlichkeit thun mag. Nein, gesteht nur, die evangelische Kirche ist der Willkühr eines jeden Landesherrn dahingegeben, die katholische aber steht frei und unabhängig in der Welt, weil sie einen Papst hat. Ich habe also doch wohl Recht, wenn ich sage, man müßte einen Papst machen, wenn man noch keinen hätte.

Vater: In deiner Rede ist Wahres und Falsches gemischt. Das Wahre ist, daß die evangelische Kirche keinen Schutz hat, wenn der Landesherr etwas ihr nachtheiliges vornehmen will, und es wäre wohl Zeit, hierin eine Vorsehung zu treffen, welche der Würde des Regenten und der Würde der Kirche gleich angemessen wäre. Dazu bedarf es aber einer katholischen Hierarchie und eines Papstes nicht, sondern blos der Kirchensynoden, die auch jetzt in vielen evangelischen Ländern eingeführt sind. Uebrigens hat eine dreihundertjährige Erfahrung in Deutschland, Schweden, Dänemark gelehrt, daß die evangelische Kirche eben keine Gefahr läuft bei der Macht ihrer evangelischen Landesherrn, und daß nur da für sie meistens ein bedrängter Zustand eingetreten ist, wo die Landesherrn katholisch waren, oder katholisch wurden. Wahr ist es auch, daß die evangelische Geistlichkeit im

Staate gar zu gering geachtet und gestellt, daß sie von dem Umgange mit Fürsten, Ministern, hohem Adel durch ihre Ranglosigkeit ausgeschlossen ist, und daher nichts thun kann gegen die Proselytenmacherei der hohen katholischen Geistlichkeit, welche mit den Höfen in Eins verschmolzen ist. Indessen ist doch dieses nur in Deutschland so, nicht in Dänemark, Schweden, England; und auch in Deutschland hat Preußen durch die Wiederherstellung der evangelischen Bischoffswürde einen Schritt zum Bessern gethan. Aber daraus, daß es nicht gut ist, die Geistlichkeit nur zum Volke oder zum Pöbel zu rechnen, folgt nicht, daß es gut sey, sie zu Fürsten und Regenten zu machen. Dieses entgegengesetzte Aeußere ist eben so thöricht und schädlich als jenes. Das Beste liegt in der Mitte. — Es liegt aber am Tage, daß es sich für den, der der Vater der ganzen Christenheit seyn will, nicht ziemt, auch ein weltliches Reich zu haben. Wer der einzige Bischoff der ganzen Christenheit seyn will, der hat wahrhaftig mit seinem Amte so viel zu thun, daß er sich nicht auch noch weltliche Regierungslasten aufbürden darf. Euer Papst wird dadurch nur in alle Streithändel der Politik verwickelt, und geräth oft in Verlegenheit zwischen dem Interesse der Kirche und dem Vortheile seines politischen Reichs. Er und seine Cardinäle und Erzbischöffe sind immer mehr Politiker als Geistliche, mehr Juristen als Theologen, mehr weltlich Gelehrte als Gelehrte zum Himmelreiche. Gehe nur die Geschichte der Päpste durch, und du wirst finden, daß sie ohne Ende in alle politische Händel verflochten waren, und darin in Wahrheit keine eben ehrenvolle Rolle gespielt haben. Oder ziemt es denen, welche die Apostel repräsentiren wollen, Staatsminister und Befehlshaber von Heeren zu seyn, wie Richelieu, Mazarin in Frankreich, wie der Cardinal Sourdis, der die Flotte, und der Cardinal La

Zehntes Kapitel.

Der Vater verreisete auf acht Tage in Handelsgeschäften, und die Unterhaltungen ruheten einstweilen. Heinrich fand Zeit, das, worüber man gesprochen hatte, durchzudenken. Er kam aber dabei zu keinem andern Ergebniß, als daß er fühlte, seine besten Bollwerke, durch die er seinen Uebertritt zu rechtfertigen gedachte, seyen unhaltbar geworden. Nur noch einiges hatte er, worauf er noch Werth legte; aber er fürchtete, es dürfte ihm damit nicht besser gelingen, als zeither. Er fing an, sich selbst heimlich zu gestehen, daß er sich mit seinem Uebertritte doch wohl übereilt habe, und mit diesem heimlichen Geständnisse kam auch die Reue, daß er sein philologisches Studium aufgegeben, die Malerei erwählt habe, und nach dem verführerischen Rom gegangen sey. Er hatte, ehe er nach Rom reisete, seinen philologischen Bücherschatz dem väterlichen Hause übergeben, und seit seiner Rückkehr noch nicht mit einem Worte darnach gefragt. Jetzt ließ er sich die Bücherkammer öffnen, um, wie er sagte, sich in Abwesenheit des Vaters die Zeit zu vertreiben. Er sah sie durch und blätterte hier und da in einem alten Schriftsteller. Am dritten Tage ließ er diese Bücher auf seine Stube bringen, und am fünften Tage sah man ihn mit Eifer im Plato lesen.

Antonio wunderte sich über den neuen Geschmack seines Herrn, an welchem ihm das Lesen in lateinischen und griechischen Büchern etwas ungewohntes war. Er konnte der Neugierde nicht widerstehen, zu fragen, was denn eigentlich in diesen Büchern stehe, und was daraus zu lernen sey. „Daraus, antwortete Heinrich kurz, lernt man, daß man nicht soll wissen wollen, was man nicht weiß.“

„Das müssen sonderbare Bücher seyn,“ erwiederte Antonio. „Ich dächte, es verstünde sich von selbst.“ —

„Man sollte es denken, sagte Heinrich; aber die Kunst ist doch schwer, und ich selbst fühle eben, daß ich darin noch ein Stümper bin.“

Antonio: Soll es etwa so viel heißen, als: daß man doch bei gar vielen Dingen in Irrthum ist, die man recht wohl zu verstehen meint; so habe ich auch ein solches Buch, aus dem ich dergleichen gar viel lerne.

Heinrich: Und dieses ist? —

Antonio: (zieht ein kleines Buch aus der Tasche, und gibt es Heinrich hin) Hier, — dieses ist mein Schatz der Weisheit.

Heinrich: Ah, dein neues Testament von dem Pfarrer van Eß übersetzt. Nun, hast du wieder etwas merkwürdiges gefunden?

Antonio: Ja etwas recht merkwürdiges, und ich wundere mich nur, daß ich es nicht gleich beim ersten Lesen gefunden habe.

Heinrich: Nun laß doch hören!

Antonio: Es ist das 23ste Kapitel im Matthäus. Hier — lesen Sie es einmal.

Heinrich: (nachdem er es durchgesehen) Weiter nichts?

Antonio: Ist das nicht genug und über genug? — Es ist eine Beschreibung von Rom, vom Papst, von der Klerisei.

Heinrich: Du bist toll, Antonio; wer hat so etwas darin gefunden?

Antonio: Ich hab's gefunden, und die Beschreibung Jesu von den Pharisäern und Schriftgelehrten paßt durchgehends auf den Papst und die Klerisei. Was aber an den jüdischen Priestern als unrecht getadelt wird, das muß auch an christlichen Priestern unrecht seyn; denn Jesus warnt ja davor.

len erstrecke, ist ohnehin nicht möglich, und höchst kostspielig und beschwerlich.

Mutter: Ich halte mich an den Apostel Paulus, der einen andern Einheitspunkt der Kirche angibt; nicht den Papst, sondern Christus. Er schreibt an seine Epheser (Kap. 2, 20. ff.):

„Auch ihr seyd gebauet auf den Grund, welchen die Apostel und andere von Gott Erleuchtete legten, und dessen Schlußstein [der Einheitspunkt] Jesus Christus ist. Durch ihn zusammengehalten, wächset der ganze Bau heran zu einem heiligen Tempel des Herrn."

Derselbe Apostel gedenkt im 4ten Kapitel der Päpste oder Statthalter Christi mit keinem Worte, wo er die Einheit der Kirche behauptet, sondern er gibt V. 11. die Kirchenämter so an: „Christus hat einige zu Aposteln, andere zu Propheten, andere zu Evangelisten, andere zu Hirten und Lehrern verordnet;" daß er aber einen zum Oberherrn aller, einen Päpst geordnet habe, davon sagt der Apostel kein' Wort.

Heinrich: Das ist wahr, gute Mutter; aber es ist doch gewiß von sehr großem Vortheile für die Kirche, ein geistliches Oberhaupt zu haben, das Königen und Kaisern gleich ist an Rang, oder noch über sie erhaben, das durch den unabhängigen Besitz eines großen Landes zu den Regenten dieser Welt gehört, und mit allem Glanze eines souverainen Herrschers umgeben ist. Es ist höchst vortheilhaft, daß die, welche ihm zunächst stehen, die Cardinäle und Erzbischöffe, fürstlichen Rang und Ansehen haben, und die Bischöffe sich wie die Fürsten „von Gottes Gnaden" schreiben und gnädige Herren sind. Diese erhabene Hierarchie bildet eine feste Kette, die von der niedrigsten Hütte bis zu den erhabensten Thronen reicht,

alles festhält, und der Kirche ihren Glanz, ihre Unabhängigkeit von der Macht der Fürsten und ihren großen Einfluß auf die Gemüther des Volks sichert. Diese erhabene Geistlichkeit ist durch ihren Rang überall unter den Großen der Erde; sie sitzt unter Königen und Fürsten. Die Ohren, die Herzen der Mächtigen stehen ihr offen; sie lernt ihre Schwächen kennen und benutzen. Sehet dagegen die armselige evangelische Geistlichkeit, wie sie von den Großen der Welt entfernt unter dem gemeinen Volke steht, wie sie ausgeschlossen ist auch von dem kleinsten Hofe, wie der vornehmste Geistliche am Hofe nur etwa höchstens dem Kammerjunker gleich geachtet wird. Ist es wohl zu verwundern, daß seit der Reformation so viele Fürsten, Grafen und Herren katholisch geworden sind? Wahrhaftig, die Nachwelt wird erleben, daß noch alle Fürsten Europas und die andern ersten Geschlechter katholisch werden. Der Gewinn, den die Kirche durch die Hoheit des Papstes und der Geistlichkeit macht, ist daher gewiß bedeutend. Was fragt der Papst, der selbst ein unabhängiger großer Fürst ist, nach dem Widerspruche eines andern Königs? Will dieser in Kirchensachen etwas von ihm haben, so muß er einen Gesandten zu ihm schicken, wie zu einem andern König, und das Oberhaupt der Kirche unterhandelt mit ihm wie mit seines Gleichen, wie Macht mit Macht. Verlangt man etwas, was gegen der Kirche Vortheil ist, so wird die Sache ohne weiteres zurück gewiesen, und das Nachgeben ist am Ende doch auf Seite der Fürsten. In welcher Würde erschien nicht das Oberhaupt der Kirche, als nach dem Wiener Congresse mehrere deutsche Fürsten eine Gesandtschaft nach Rom schickten, um ein Concordat für ihre katholischen Unterthanen zu unterhandeln! Acht Wochen mußte die Gesandtschaft warten, ehe sie nur dem Cardinal Consalvi, damali-

gem Staatssecretair, ihre Vorschläge machen konnte. Dieser gab den Entwurf zurück, und hatte mit Bleistift bemerkt, was geändert werden müsse, ehe er die Sache dem heiligen Vater vorlegen könne. Endlich kam es dahin, daß ihre Sache dem Papste vorgetragen wurde, der sich mit der Antwort nicht beeilte, und endlich, da die Gesandtschaft auf Antwort drang, erklärte, er könne sich auf die Sache nicht einlassen; mit welchem Bescheide die Gesandten Rom verließen. Wie ist es dagegen in evangelischen Ländern, wenn der Landesherr etwas haben will. Er befiehlt und man muß gehorchen, so ungern es auch die Geistlichkeit thun mag. Nein, gesteht nur, die evangelische Kirche ist der Willkühr eines jeden Landesherrn dahingegeben, die katholische aber steht frei und unabhängig in der Welt, weil sie einen Papst hat. Ich habe also doch wohl Recht, wenn ich sage, man müßte einen Papst machen, wenn man noch keinen hätte.

Vater: In deiner Rede ist Wahres und Falsches gemischt. Das Wahre ist, daß die evangelische Kirche keinen Schutz hat, wenn der Landesherr etwas ihr nachtheiliges vornehmen will, und es wäre wohl Zeit, hierin eine Vorsehung zu treffen, welche der Würde des Regenten und der Würde der Kirche gleich angemessen wäre. Dazu bedarf es aber einer katholischen Hierarchie und eines Papstes nicht, sondern blos der Kirchensynoden, die auch jetzt in vielen evangelischen Ländern eingeführt sind. Uebrigens hat eine dreihundertjährige Erfahrung in Deutschland, Schweden, Dänemark gelehrt, daß die evangelische Kirche eben keine Gefahr läuft bei der Macht ihrer evangelischen Landesherrn, und daß nur da für sie meistens ein bedrängter Zustand eingetreten ist, wo die Landesherrn katholisch waren, oder katholisch wurden. Wahr ist es auch, daß die evangelische Geistlichkeit im

Staate gar zu gering geachtet und gestellt, daß sie von dem Umgange mit Fürsten, Ministern, hohem Adel durch ihre Ranglosigkeit ausgeschlossen ist, und daher nichts thun kann gegen die Proselytenmacherei der hohen katholischen Geistlichkeit, welche mit den Höfen in Eins verschmolzen ist. Indessen ist doch dieses nur in Deutschland so, nicht in Dänemark, Schweden, England; und auch in Deutschland hat Preußen durch die Wiederherstellung der evangelischen Bischoffswürde einen Schritt zum Bessern gethan. Aber daraus, daß es nicht gut ist, die Geistlichkeit nur zum Volke oder zum Pöbel zu rechnen, folgt nicht, daß es gut sey, sie zu Fürsten und Regenten zu machen. Dieses entgegengesetzte Aeußere ist eben so thöricht und schädlich als jenes. Das Beste liegt in der Mitte. — Es liegt aber am Tage, daß es sich für den, der der Vater der ganzen Christenheit seyn will, nicht ziemt, auch ein weltliches Reich zu haben. Wer der einzige Bischoff der ganzen Christenheit seyn will, der hat wahrhaftig mit seinem Amte so viel zu thun, daß er sich nicht auch noch weltliche Regierungslasten aufbürden darf. Euer Papst wird dadurch nur in alle Streithändel der Politik verwickelt, und geräth oft in Verlegenheit zwischen dem Interesse der Kirche und dem Vortheile seines politischen Reichs. Er und seine Cardinäle und Erzbischöffe sind immer mehr Politiker als Geistliche, mehr Juristen als Theologen, mehr weltlich Gelehrte als Gelehrte zum Himmelreiche. Gehe nur die Geschichte der Päpste durch, und du wirst finden, daß sie ohne Ende in alle politische Händel verflochten waren, und darin in Wahrheit keine eben ehrenvolle Rolle gespielt haben. Oder ziemt es denen, welche die Apostel repräsentiren wollen, Staatsminister und Befehlshaber von Heeren zu seyn, wie Richelieu, Mazarin in Frankreich, wie der Cardinal Sourdis, der die Flotte, und der Cardinal La

Zehntes Kapitel.

Der Vater verreisete auf acht Tage in Handelsgeschäften, und die Unterhaltungen ruheten einstweilen. Heinrich fand Zeit, das, worüber man gesprochen hatte, durchzudenken. Er kam aber dabei zu keinem andern Ergebniß, als daß er fühlte, seine besten Bollwerke, durch die er seinen Uebertritt zu rechtfertigen gedachte, seyen unhaltbar geworden. Nur noch einiges hatte er, worauf er noch Werth legte; aber er fürchtete, es dürfte ihm damit nicht besser gelingen, als zeither. Er fing an, sich selbst heimlich zu gestehen, daß er sich mit seinem Uebertritte doch wohl übereilt habe, und mit diesem heimlichen Geständnisse kam auch die Reue, daß er sein philologisches Studium aufgegeben, die Malerei erwählt habe, und nach dem verführerischen Rom gegangen sey. Er hatte, ehe er nach Rom reisete, seinen philologischen Bücherschatz dem väterlichen Hause übergeben, und seit seiner Rückkehr noch nicht mit einem Worte darnach gefragt. Jetzt ließ er sich die Bücherkammer öffnen, um, wie er sagte, sich in Abwesenheit des Vaters die Zeit zu vertreiben. Er sah sie durch und blätterte hier und da in einem alten Schriftsteller. Am dritten Tage ließ er diese Bücher auf seine Stube bringen, und am fünften Tage sah man ihn mit Eifer im Plato lesen.

Antonio wunderte sich über den neuen Geschmack seines Herrn, an welchem ihm das Lesen in lateinischen und griechischen Büchern etwas ungewohntes war. Er konnte der Neugierde nicht widerstehen, zu fragen, was denn eigentlich in diesen Büchern stehe, und was daraus zu lernen sey. „Daraus, antwortete Heinrich kurz, lernt man, daß man nicht soll wissen wollen, was man nicht weiß.“

„Das müssen sonderbare Bücher seyn,“ erwiederte Antonio. „Ich dächte, es verstünde sich von selbst.“ —

„Man sollte es denken, sagte Heinrich; aber die Kunst ist doch schwer, und ich selbst fühle eben, daß ich darin noch ein Stümper bin.“

Antonio: Soll es etwa so viel heißen, als: daß man doch bei gar vielen Dingen in Irrthum ist, die man recht wohl zu verstehen meint; so habe ich auch ein solches Buch, aus dem ich dergleichen gar viel lerne.

Heinrich: Und dieses ist? —

Antonio: (zieht ein kleines Buch aus der Tasche, und gibt es Heinrich hin) Hier, — dieses ist mein Schatz der Weisheit.

Heinrich: Ah, dein neues Testament von dem Pfarrer van Eß übersetzt. Nun, hast du wieder etwas merkwürdiges gefunden?

Antonio: Ja etwas recht merkwürdiges, und ich wundere mich nur, daß ich es nicht gleich beim ersten Lesen gefunden habe.

Heinrich: Nun laß doch hören!

Antonio: Es ist das 23ste Kapitel im Matthäus. Hier — lesen Sie es einmal.

Heinrich: (nachdem er es durchgesehen) Weiter nichts?

Antonio: Ist das nicht genug und über genug? — Es ist eine Beschreibung von Rom, vom Papst, von der Klerisei.

Heinrich: Du bist toll, Antonio; wer hat so etwas darin gefunden?

Antonio: Ich hab's gefunden, und die Beschreibung Jesu von den Pharisäern und Schriftgelehrten paßt durchgehends auf den Papst und die Klerisei. Was aber an den jüdischen Priestern als unrecht getadelt wird, das muß auch an christlichen Priestern unrecht seyn; denn Jesus warnt ja davor.

Heinrich: Darin hast du wohl recht. Aber was haben die jüdischen und die römischen Priester ähnliches?

Antonio: Wenn Sie mich geduldig anhören wollen, so will ich Ihnen eine Erklärung über das ganze Kapitel machen, die so gut seyn soll, daß Sie mir werden beistimmen müssen. Es ist, als spräche Jesus, nur mit andern Worten, von Rom. Lassen Sie uns Satz vor Satz durchgehen und erlauben Sie mir, jeden Satz in die Sprache und Verhältnisse unserer Zeit zu übersetzen.

> V. 2—4. „Die Schriftlehrer und Pharisäer sitzen auf dem Lehrstuhle Moses. „Alles demnach, was sie euch (nach Moses Vorschriften) zu beobachten anweisen, dieß thut aufs genaueste; nach ihren „eigenen Handlungen aber handelt ja „nicht; denn sie thun selbst nicht, was sie „sagen."

Dieses umschreibe ich also: Der Papst, die Cardinäle, Bischöffe, mit einem Worte, die Priester, sitzen auf dem Lehrstuhle Christi; alles demnach, was sie euch nach **Christi Vorschriften** zu beobachten anweisen, das thut aufs genaueste; also folgt ihnen, wenn sie euch das Wort Christi lehren: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet; selig sind die Sanftmüthigen, die Friedfertigen; liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen; segnet, und fluchet nicht." Nach ihren eigenen Handlungen aber handelt ja nicht, denn sie thun selbst nicht, was Jesus lehrt. Jesus sagt: richtet nicht; fluchet dem Nächsten, auch dem Feinde nicht, sondern segnet und thut wohl. Aber sie richten im Beichtstuhle alle Sünder und alle, die im Glauben anders denken, wie sie; sie fluchen allen Ketzern und Häretikern aufs feierlichste; sie haben eine Inquisition, die einzuker-

kern und zu martern, die an dem, was sie sagen, zweifeln. Die christlichen Hohepriester haben in vielen ihrer Bullen die ihnen Ungehorsamen vielfältig verflucht. Die berühmte Gründonnerstagsbulle, welche jedes Jahr am Gründonnerstage in Rom verlesen wird, enthält gar nichts anders als Verfluchungen, deren 17 sind. Sie beginnt mit den erschrecklichen Worten: „wir verbannen und „verfluchen im Namen des allmächtigen Got„tes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, „auch unter dem Ansehen der Apostel Petrus und Paulus, „und dem Unsrigen, alle Husitten, Wiclefiten, Luthe„raner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten, Wieder„täufer und Abgefallene vom christlichen Glauben, wie „auch alle und jede andere Ketzer, wie sie auch heißen mö„gen, — und diejenigen, die ihnen glauben, sie aufneh„men, ihre Gönner und Vertheidiger sind, die, welche „ihre Bücher ohne Unsre Genehmigung wissentlich lesen, „oder behalten, drucken, oder aus welcher Ursache es seyn „mag, öffentlich oder heimlich, unter welcher Bescheini„gung und Vorwand es auch geschehe, vertheidigen, wie „auch die Schismatiker, und diejenigen, welche sich von „Unserm und des römischen Papstes, der zu der Zeit re„giert, Gehorsam durch Eigensinn entziehen oder davon „abweichen." — Da höre ich nun dagegen den Apostel Petrus, unter dessen Ansehen die Bulle fluchet, wie er 1. Br. 2, 15. saget: durch rechtschaffenen Wandel sollet ihr die Unwissenheit thörichter Menschen zum Schweigen bringen, — und Kap. 3, 8. „seyd alle eines „Sinnes, theilnehmend, brüderlich liebend, mitleidig, ge„fällig. Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Schelt„worte mit Scheltworten; segnet vielmehr; denn ihr „wisset, dieß fordert euer Christenberuf, da„mit ihr auch gesegnet werdet." — Und was schreibt denn

der Apostel Paulus, mit dessen Ansehen die Bulle gleichfalls ihre Flüche gegen die Irrgläubigen waffnet? Er sagt Röm. 14, V. 1. „Ist jemand in seiner Ueberzeugung noch „schwach, so nehmet euch schonend seiner an, und „werfet euch nicht zu Richtern über Gedanken „und Einsichten auf. — V. 4. Wer bist du, der du „über einen fremden Knecht absprichst? Es ist seines Herrn „Sache, ob er stehe oder falle. — V. 10. Wie maßest du „dir denn das Richteramt über deinen Bruder an! Und, „was verachtest du deinen Bruder? Wir alle werden uns „vor dem Richterstuhle Christi stellen müssen. — V. 13. „So laßt uns denn nicht weiter einer den an„dern verurtheilen, sondern das strenge Urtheil wen„de sich vielmehr dahin, daß wir selbst unserm Bru„der keinen Anstoß oder Anlaß zur Sünde ge„ben." — Das, liebster Herr, ist ein Wort, wie man es von einem Apostel des liebevollen Herrn erwartet, der keinen von seinen bittern Feinden verfluchte, sondern am Kreuze für sie bethete, und der nach Luc. 9, 51—56. es den Jüngern hart verwieß, als sie Feuer vom Himmel auf einen samaritanischen Flecken herabwünschen wollten, weil man den Heiland dort nicht hatte aufnehmen wollen. Dagegen habe ich dort in diesem Buche (er zeigte auf eine italienische Schrift über das Concilium zu Trient in Heinrichs Bücherrepositur) etwas gelesen, was mir Grauen macht. Die heiligen zu Trient versammelten Bischöffe beschlossen diese große katholische Synode durch allgemeine Zurufungen, die sie auf die Aufforderungen des Vorsitzenden, des Cardinals von Lothringen, erschallen ließen. Da rief gegen das Ende der Cardinal: „Fluch allen Ketzern!" und die ganzen ehrwürdigen Bischöffe, diese Nachfolger Jesu und der Apostel, antworteten mit einem Munde: „Fluch, Fluch, Fluch!" — O da hätte ein En-

gel die Worte Pauli darein donnern sollen: werfet euch nicht zu Richtern auf über Gedanken und Einsichten! Segnet und fluchet nicht! — Doch hören Sie unsern Text weiter:

V. 4. „Ja sie binden schwere und unerträgliche Lasten zusammen, und bürden sie andern Menschen auf; sie selbst aber rühren sie mit keinem Finger an.“

Das erklärte neulich der hiesige Pfarrer in der Kirche von beschwerlichen Lehren, welche die spätern Gesetzlehrer neben dem Gesetz Moses aufgebracht hatten, und womit sie die Leute plagten. Da fiel mir ein, daß auch unsere Geistlichkeit ein gutes Bündel für die Laien gebunden hat, dessen Dornenstäbe nicht aus dem Garten der heiligen Schrift geschnitten sind; als: daß alle Laien den Priestern ihre Sünden und Schwächen haarklein gestehen und beichten sollen; daß man, wenn man gleich seine Sünden bereuet hat, doch noch Bußwerke thun, Paternoster bethen, besonders aber Kirchen, Klöster und Priester mit Opfern bedenken müsse; daß man vierzig Tage lang kein Fleisch essen dürfe, was eine Todsünde sey; daß man für die Verstorbenen müsse Messe lesen lassen; daß man den Ablaß der Kirche kaufen; daß man allen Aussprüchen der Priesterschaft blind glauben müsse.

Heinrich: Halt, Antonio, hier sagtest du ein Unwahrheit! Solchen blinden Glauben fordert unsere Priesterschaft nicht.

Antonio: Was, wollen Sie der heiligen Synode zu Trient nicht glauben?

Heinrich: Hätte diese es festgesetzt?

Antonio: Spricht sie nicht in allen Kanonen den Fluch über alle aus, die anders lehren als die Bischöffe dieser Synode?

Heinrich. Das ist freilich wahr.

Antonio. (das Buch über die Synode zu Trient herabnehmend) Erlauben Sie! — Lesen Sie hier gefälligst, was die Synode in der 13ten Sitzung sagt: „Die heilige Synode, indem sie die Lehre vom Abendmahle aufstellt, untersagt allen gläubigen Christen, hinführo anders, als hier bestimmt worden ist, zu glauben, zu lehren und zu predigen.“ Eben diese Formel findet sich in der 21sten Session. Doch lassen Sie uns den Heiland weiter hören:

V. 5: „Und was sie noch thun, das thun sie alles bloß, um von den Menschen gesehen zu werden; deßwegen sie die Denkzeddel, die sie tragen, so breit, wie auch die Säume an ihren Oberkleidern so groß machen.“

Die jüdischen Rabbi's oder Gesetzlehrer und Priester trugen Sprüche des Gesetzes auf Zeddel geschrieben in Kapseln am rechten Arm und an der Stirn, und machten diese Kapseln recht groß, um den Leuten recht eifrig im Gesetz zu erscheinen. Das thun nun unsre Priester nicht. Es würde auch ganz sonderbar aussehen, wenn die Priester der Inquisition, die keine Barmherzigkeit kennt, etwa den Spruch an der Stirn trügen: selig sind die Barmherzigen! — oder wenn der Papst, die Cardinäle und die andern Priester am Gründonnerstage, wo die Bulle der siebenzehn Verfluchungen vorgelesen wird, den Denkzeddel trügen: Segnet und fluchet nicht! Aber an prächtigen Meßgewänden, an Pallien, an Talaren, violetten Kleidern, rothen Hüten und allen möglichen Oberkleidern, die in die Augen fallen, sind unsre Priester reich, und der Papst hat eine dreifache Krone auf sein Haupt gethürmt, durch die man leicht an die Bilder vom Thurme zu Babel erinnert werden könnte. Und wie vieles ist im Gottesdienste,

das bloß da zu seyn scheint, damit der Priester von den Menschen gesehen werde! Nehmen Sie nur die Messe, Verherrlicht sie nicht die Macht des Priesters, der durch die heilige Formel der Consecration den Leib des Gottmenschen herschafft, ihn in die Monstranz schließt und herum trägt, viel mehr, als die Macht Christi, der seinen Leib dem Spruche des Priesters unterworfen hat, und als die Macht Gottes, der dem Spruche des Priesters Folge gibt? Und das heilige Sacrament der Beichte: beglaubigt es nicht vielmehr die Macht des Priesters, der Sünde vergeben und behalten, und den Himmel auf- oder zuschließen kann, als die Barmherzigkeit Gottes, der gnädig oder ungnädig ist nach dem Spruche und Ermessen des Priesters?

Heinrich: Antonio, hör' auf, du wirst zum Ketzer!

Antonio: Nicht doch; ich übersetze ja blos die Worte des Heilands in die Sprache unsrer Zeit! — Er sagt weiter:

> V. 6. 7. „Bei den Mahlzeiten sitzen sie auf den ersten Plätzen; in den Synagogen auf dem Vorsitz; auf öffentlichen Gassen, daß sie zuerst begrüßt, und von den Leuten Rabbi genannt werden.“

Das ist für unsre Zeit: Der heilige Vater behauptet, als Statthalter Gottes und Christi, einen höhern Rang zu haben als alle Kaiser und Könige; seine Legaten begehren den Vorrang vor den Gesandten aller anderer Fürsten; in den Kirchenversammlungen begehren sie den Vorsitz. Ich erinnere mich noch recht gut, wie die guten Patres in Neapel, die mich erzogen, mir triumphirend erzählten, daß der mächtige Kaiser Friedrich Barbarossa in Venedig dem Papste den Steigbügel gehalten, und ein anderer Kaiser, Heinrich der 4te, vor dem Papste Gregor dem 7ten im

Paternosterbethen, und andere Werke der Heiligkeit so herausstreichen, daß man der christlichen Tugend dabei vergessen kann. Denn was ist denn das Erschrecklichste unter unsern Sünden, wenn wir einem Priester beichten? — Daß wir zornig, neidisch, falsch gewesen sind, gelogen, betrogen, Unzucht getrieben, unrechtes Gut an uns gezogen haben, — das alles spricht uns der Priester zwar nicht recht, aber wir kommen mit leichten Bußen davon. Sagen Sie ihm aber, Sie hätten am Fasttage Fleisch gegessen; Sie hätten das Buch eines Ketzers gelesen; Sie hätten einen Priester ausgespottet; Sie zweifelten an der Kraft des Weihwassers oder eines Madonnenbildes; dann kommen Sie gewiß nur mit schwerer Buße durch, und Sie mögen sich in Acht nehmen, daß Sie dem heiligen Officium nicht in die Hände gerathen.

V. 14. „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr Haus und Hof der Wittwen aufzehret, unter dem Vorwande, daß ihr lange, fleißig für sie bethet. Eben darum wird über euch eine strenge Verurtheilung ergehen."

Dieser Vers erinnert mich an die unermeßlichen Schätze, welche unsere Priesterschaft in den meisten Ländern besitzt, und die sie auch von frommen Seelen bekommen hat, um für sie zu bethen, sie aus dem Fegefeuer zu erlösen, ihnen Ablaß zu geben und den Himmel zu sichern. Ein Spanier von der Gesandschaft in Rom sagte einmal, daß die Priesterschaft in Spanien noch einmal so viel Einkommen habe, als der König. Wie es in Italien ist, wissen Sie selbst. Auch habe ich nicht selten von Fällen reden hören, daß reiche Wittwen ihre armen Verwandten enterbten und ihr ganzes Vermögen einem Orden, Kloster, oder einer Kirche, also der Priesterschaft vermachten;

V. 15. „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr Land und Meer durchwandert, um einen neuen Glaubensgenossen zu machen, und wenn er es geworden ist, so macht ihr ein zweimal ärgeres Höllenkind daraus, als ihr selbst seyd.“

Heinrich: Du wirst es doch nicht mißbilligen wollen, Antonio, daß man solche, die den wahren Glauben nicht haben, dazu zu bekehren sucht? —

Antonio: Nicht im Geringsten. Das meint auch Jesus gewiß nicht. Die Missionsanstalten für die Heiden sind mir immer sehr ehrwürdig gewesen. Was Jesus tadelt, ist theils, daß die jüdischen Gesetzlehrer den Heiden nicht nur zum Juden, sondern auch zum Pharisäer zu machen suchten, und das letztere mochte ihnen wohl wichtiger seyn, als das erste; theils, daß sie Land und Meer deßhalb durchwanderten und ihn doch darum nicht zu einem guten Menschen, sondern nur zu einem Pharisäer machten. In so weit trifft es unsere Priesterschaft. Ihr Eifer geht nicht darauf, Christen, sondern Katholiken zu machen. Kommt ein evangelischer Christ nach Rom, so wird von allen Seiten gleich das Netz nach ihm ausgeworfen, gleich als ob er noch ein Heide wäre. Ihn zum Katholiken zu machen ist ein so großer Triumph, daß man auch die schlechtesten Subjecte nicht verschmähet, die als Katholiken um kein Haar besser sind, als sie vorher waren, sondern oft nur noch schlechter und verwegner werden, weil sie nun, was sie vorher nicht glaubten, durch Absolutionen, Ablässe und Bußwerke alle Sündenschulden los zu werden hoffen. Auch heißt es wohl „Land und Meer durchwandern,“ wenn man alle Mittel, sie mögen gut oder schlecht seyn, aufbiethet, einen zum Katholiken zu ma-

chen. Sie haben ja auch in Rom gelebt, und wissen, daß es bald Geld, bald Versprechung, bald eine Heirath, bald eine Pension, bald eine Protection, bald ein Aemtchen, bald sonst etwas ist, was man als Mittel der Bekehrung braucht, um aus einem Christen einen Katholiken zu machen, d. h. ihn zu bewegen, daß er die Messe hört, fastet, den Rosenkranz bethet, die Heiligen und die Maria verehrt, und die Ketzer für verdammt hält. Denn oft besteht die ganze Veränderung des Menschen in nichts weiter, als in der Annahme dieser äußerlichen Zeichen des Katholicismus.

V. 16. „Wehe euch blinden Führern! die ihr lehret: wer bei dem Tempel schwöret, das hat nichts zu bedeuten; aber wer bei dem Golde des Tempels schwöret, den bindet der Schwur. — V. 18. Eben so sprecht ihr: wenn jemand beim Altar schwöret, das hat nichts zu bedeuten; wenn aber jemand bei der Gabe, die darauf liegt, schwöret, so verbindet es."

Dabei sind mir die Jesuiten eingefallen, die einen so ansehnlichen und jetzt so hochgeachteten Theil unsrer Priesterschaft bilden, und wie dort die Pharisäer lehren, daß ein falscher Schwur nichts bedeute, wenn man nur an etwas anders dabei denke, oder sonst etwas in Gedanken hinzufüge, z. B. wenn man schwören müsse, man habe etwas nicht gethan (ob man es gleich gethan habe), so müsse man nur dabei denken: nicht von Jugend auf, nicht zu einer andern Zeit. Auch fallen mir dabei die Päpste ein, welche oftmals die Unterthanen von dem Eide der Treue gegen ihre Fürsten lossprachen, oder die Fürsten von den ihren Unterthanen geleisteten Eiden, und überhaupt das Recht zu haben behaupten, von Eiden, die man Gott geleistet

hat, entbinden zu können. Der Papst Clemens der 6te gab dem Beichtvater des Königs von Frankreich die Macht, diesen König, seine Gemahlin und seine Nachkommen gegen einige Büßungen von allen Eiden zu entbinden, deren Haltung ihnen beschwerlich werden dürfte, nur mit Ausnahme der Eide und Gelübde in Religionssachen. Das erzählten mir die guten Patres in Neapel als einen Beweis der hohen Macht des Papstes, und ich bewunderte es damals. Aber jetzt denke ich, daß, wenn man bei Gott geschworen hat, es die höchste Vermessenheit ist, wenn uns ein Mensch davon entbinden will, und daß ein solcher Mensch sich dadurch freventlich über Gott erhebt. Auch erzählten mir die guten Patres, um mir Ehrfurcht vor den Heiligen einzuflößen, daß Ludwig der 11te, König von Frankreich, sich durch keinen Eid gebunden glaubte, als durch den einzigen auf die Reliquien des heiligen Lupus, und behaupteten, ein Eid werde viel heiliger und bindender, wenn man ihn auf die Reliquien eines Heiligen oder Märtyrers ablege.

V. 23: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr die Krausemünze, den Anis und Kümmel verzehntet, dagegen aber das Wichtigere des Gesetzes: Gerechtigkeit, Menschenliebe und Treue vernachlässigt. Dieses solltet ihr gethan, und jenes nicht unterlassen haben. Blinde Führer! die Mücken seiget ihr durch; aber das Kameel verschluckt ihr."

Dieses erklärt die Note meines neuen Testaments recht schön so: aus Kleinigkeiten macht ihr viel, aus den wichtigsten Dingen nichts. Dieser Text ist schon in dem erläutert, was ich bereits gesagt habe. Es ist vor unsrer

Priesterschaft ein größeres Verbrechen, nicht die Messe zu hören, als die Stimme der Gerechtigkeit und Menschenliebe; den Gehorsam gegen den Priester hintan zu setzen, als die Treue gegen Gott und Menschen; Fleisch in der Fasten zu essen, als sich der Hurerei nicht zu enthalten.

V. 25. „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die Becher und Schüsseln haltet ihr zwar von außen rein; aber ihr selbst seyd inwendig voll Raubsucht und Ungerechtigkeit.“

Das ist mir gesagt auf den hohen Werth, den unsre Priesterschaft aufs Fasten und andere bloß äußerliche Bußwerke legt, welche den innern Menschen nicht bessern, sondern alle sittliche Unreinigkeit in ihm lassen. Und die Sache wird noch schlimmer, da man das Fasten mit unter die Handlungen zählt, wodurch man die Strafen der Sünde, also die Strafe für die Unreinigkeit des Herzens abbüßen und aufheben kann.

Heinrich: Aber Jesus hat ja selbst gefastet, und die Apostel auch. Soll es darum der Christ nicht auch thun? Hast du nicht gelesen, daß der Heiland einmal vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, und weißest du nicht, daß daher die große Quadragesimalfasten der Kirche entstanden ist? —

Antonio: Ich weiß das wohl. Aber das ist noch ein großer Unterschied. Erstlich that es Jesus, es thaten es die Apostel freiwillig; man sollte es daher jedem Christen freilassen. Dann that es Jesus bei einer außerordentlichen Gelegenheit, wo er sich wohl durch strenge Prüfung vorbereiten mochte für das Harte, was er von den Menschen erfahren sollte. Ferner thaten es Jesus und die Apostel nicht, als sey es etwas verdienstliches, Sünden versöhnendes, Strafen abwendendes. Endlich faste-

sten sie so, daß sie dabei hungrig wurden. Aber bei unsern Fasten werden wir recht satt und gestopft. Denn unser Fasten ist Enthalten von Fleischspeisen, gleich als ob diese der Andacht hinderlich wären, da sie doch keinen Magen beschweren, sondern leicht verdaulich sind. Dagegen essen wir alle Arten von unverdaulichen Mehlspeisen, und andern künstlichen Speisen, welche den Magen nur beschweren, verderben, oder den Kopf verdüstern. Ist das nicht eine Thorheit? — Und wer mag sich überreden, daß das Fleisch der Fische, welches das katholische Fasten erlaubt, kein Fleisch sey? Ich möchte nur wissen, wie unsre Kirche auf den sonderbaren Einfall gekommen wäre, das Fleisch der Fische für kein Fleisch zu erklären.

Heinrich: Man glaubte sich berechtigt, die Fische vom Verboth des Fleischessens auszunehmen, weil Jesus nach Matth. 14, 19. in der Wüste, wo er wahrscheinlich fastete, Brod und Fische bei sich hatte, und weil er nach seiner Auferstehung nach Joh. 21, 10. 13. gleichfalls Brod und Fische aß. Auch berief man sich darauf, daß Paulus 1. Kor. 15, 39. sagt: „nicht gleich sind die Körper alle; „sondern anders sind die Menschenkörper, anders die Kör„per der vierfüßigen Thiere, anders die Körper der Fi„sche, anders die Körper der Vögel.“

Antonio: Lassen Sie uns diese Stellen der Schrift näher besehen. Wo steht denn Matth. 14, 19. daß Jesus eben gefastet habe? Davon findet sich auch keine Spur im Text, und die Vermuthung ist ganz aus der Luft gegriffen. Daß er aber Fische bei sich hatte, war nicht das Werk seiner Wahl, sondern die Folge davon, daß er sich mit den Aposteln am 11. Genesareth aufhielt, wie V. 13. und 22. klärlich zeigen. Eben dieses gilt von Joh. 21; 10. 13. wo der Erlöser mit den Aposteln deßwegen Fische aß, weil die letztern eben welche im See gefangen hatten.

Wenn ich bedenke, wie viel der Heiland, die Mutter Maria, die Apostel, die Heiligen und Märtyrer bei uns Kirchen, Kapellen und Klöster haben, und welche hohe Ehre wir ihnen anthun, so ist mir manchmal eingefallen, was wohl geschehen würde, wenn in einem ächt katholischen Lande jetzt Jesus, der Heiland, oder Petrus und Paulus wieder aufträten, und dasselbe lehrten und vortrügen, was wir in den Schriften der Evangelisten und Apostel lesen? ob man sie wohl für gute Christen, oder nicht vielmehr für Ketzer halten würde, wenn sie den Kelch beim Abendmahle austheilten und genössen, auf das Fasten nichts hielten, Keinen Vater, oder heiliger Väter nennen wollten, die Gelangung zum ewigen Leben bloß von dem Gehorsam gegen die Pflichtgebothe abhängig machten, und nichts wüßten von einem Papste, dem Dienste der Heiligen, der Messe, dem Weihwasser, dem Klosterleben, dem Beichtstuhle, den Abläßen, der Ohrenbeichte, und von so vielen andern Dingen, an denen man jetzt den Katholiken erkennt? Ich sollte denken, der Heiland und die Apostel dürften weder nach Spanien noch nach Italien kommen, sondern dürften nur hier unter den Evangelischen für gute Christen anerkannt werden, dort aber der Inquisition in die Hände fallen, und vom Papste nicht anders angesehen werden, als Jesus von dem jüdischen Hohenpriester Kaiphas angesehen wurde.

Heinrich: Antonio, du bist wahrlich kein Katholik mehr, du bist ein Evangelischer geworden! Hüte dich, deine Meinungen nicht laut werden zu lassen!

Antonio: Ob ich noch ein Katholik oder schon ein Evangelischer bin, weiß ich wahrhaftig selbst nicht recht. Nur das weiß ich, daß ich ein Christ bin, und auch gewiß ein rechter Christ, denn ich bin allein ein Schüler der Reden Christi in den Evangelien, und der Lehren der

Apostel in ihren Briefen. Als ein Katholik komme ich mir selbst nicht mehr vor, wenigstens bin ich kein guter. Doch ängstige ich mich nicht, wenn ich nur glauben darf, daß ich ein guter Christ bin. Reden aber will ich davon, lieber Herr; denn man soll von der Wahrheit nicht schweigen, damit sie auch Andere erkennen und nicht in ihrem Irrthume bestärkt werden.

Heinrich: Nun hier in Deutschland mag es gehen; aber in Italien würdest du bald zum Schweigen gebracht werden.

Antonio: Schlimm genug, daß man dort keine bessern Mittel kennt für den Glauben, als die Gewalt. Dem Nachfolger des Apostel Petrus ziemt es nicht, Gewalt zu gebrauchen; denn als Petrus (Matth. 26, 51. ff.) das Schwert zur Vertheidigung Jesu zog, bekam er von dem Herrn den Bescheid: „stecke dein Schwert ein; denn alle, die das Schwert so ergreifen, werden durchs Schwert umkommen. Meinest du, ich könnte meinen Vater nicht bitten, daß er mir auch jetzt noch zwölf Legionen Engel zur Hülfe sende?" Ich sollte meinen, so müßte der Papst auch wohl warten, bis Gott dem wahren Glauben helfe auf rechte und nicht gewaltsame Weise. Eine Inquisition hätte Jesus nicht gestiftet, nicht genehmigt, nicht empfohlen, nicht gebraucht.

Heinrich: Ich sehe, Antonio, daß du so bibelfest bist, daß du auf alles eine Antwort hast. Aber du thust unrecht, dich allein an die Bibel zu halten. Denn wir haben die Erblehre, die von den Aposteln durch die Bischöffe und heiligen Kirchenväter auf uns gekommen ist, die wir durchaus ehren müssen, und die gar vieles bestimmt, wovon das neue Testament noch nichts enthält, und auch manches anders bestimmt.

Antonio: Ueber die Erblehre zu urtheilen, ist mir zu hoch. Nur dieses weiß ich, daß sie dem, was die Evan-

„sie zur Ehre Gottes geschieht, und die Kirche absolvirt „dich davon. Vor allem aber, mein Sohn, unterlaß nicht, „alles, was deinen Herrn betrifft, dem hochwürdigen Pa„ter N . . . zu schreiben, der dich dann mit weiterer In„struction versehen wird. Den Briefwechsel aber mußt du „geheim halten, und überhaupt deinen Herrn nicht merken „lassen, daß du ihn beobachtest. Sey eifrig und klug, mein „Sohn; es wird dir wohl belohnt werden. Der hochwür„dige Pater wird getreulich für dich sorgen." — Damals, lieber Herr, als ich diesen Auftrag bekam, war ich darüber erfreuet, und glaubte ein gutes Werk zu thun, und den Himmel zu verdienen, wenn ich ihn vollzöge. Seit ich aber in Frankfurt dieses Buch geschenkt erhielt, und in ihm las, bin ich anderes Sinnes geworden. Sie können ruhig seyn! Ich werde Sie weder belauschen, noch mit Ihren Aeltern entzweien, noch an den Pater N . . . schreiben.

Heinrich entließ seinen Diener, denn er wollte ihn nicht zu Zeugen einer Bewegung machen, die er nicht beherrschen konnte. Er fühlte sich beschämt und erbittert, daß man seinen Diener zu seinem Wächter gemacht habe. Der Pater N . . . war ein Busenfreund Rossi's, der ihn bekehrt hatte. Er sah also wohl, daß beide Priester auf Verabredung gehandelt hatten. Er hatte sich so redlich, so überzeugt zum Katholicismus gewendet, daß es ihn auf's Höchste betrübte, daß man doch noch Zweifel in seine Aufrichtigkeit setzte. Diese Furcht schien ihm zugleich unvereinbar mit der guten Sache, die auf ihren Werth vertrauet, Und nun der Auftrag zum heimlichen Briefwechsel, zur Entzweiung mit seinen Aeltern! Mit welchen Schlingen war er umgeben, wenn Antonio nicht ehrlich war! Er fühlte schmerzlich, man habe nicht ihn, sondern die Ehre der Kirche gewollt, und es wurde ihm klar, was einst ein Freund

zu ihm sagte: man macht Proselyten, nicht sowohl um sie selig zu machen, als um die Kirche zu füllen.

Eilftes Kapitel.

Als der Vater zurückgekommen war, begannen die Abendunterhaltungen wieder, und zwar über den Erkenntnißgrund der christlichen Religion. Heinrich behauptete, daß neben der heiligen Schrift auch die Tradition, oder die Erblehre, d. i. ein mündlich von den Aposteln gegebener und von den christlichen Bischöfen in ununterbrochener Reihe fortgepflanzter Unterricht in Sachen des Glaubens, des Lebens, der Kirchengebräuche und Kirchenverfassung, Quelle der christlichen Religionskenntniß sey. Das sey ein Hauptpunkt im Glauben der Katholiken, daher auch die Kirchenversammlung von Trient (im 1sten Dekret der 4ten Sitzung) festgestellt habe:

> „Die heilige Synode nimmt alle Bücher des al„ten und neuen Testaments und die Traditio„nen, sowohl die den Glauben, als die, welche die „Sitten betreffen, mit gleicher frommer Ehrfurcht „(pari pietatis affectu et reverentia) an. Wer „aber die Traditionen wissentlich und bedächtig ver„wirft, den treffe der Fluch."

Da der Vater erklärte, daß er die Beschaffenheit der sogenannten Erblehre wenig kenne, so bath er Bernhard, darüber mit Heinrich zu sprechen, was dieser sich auch gern gefallen ließ.

Wallfahrten, dem Rosenkranze, dem Weihwasser, haben sie nichts, und ich fordere dich kühn zu dem Beweise heraus, daß irgend ein Kirchenvater der ersten vier Jahrhunderte sich in Hinsicht dieser Dinge auf eine Tradition oder Erblehre berufen hätte. Du wirst im Gegentheil finden, daß es die Lehre des apostolischen Glaubensbekenntnisses oder eine ähnliche kurze Summa der allgemeinen Lehre ist, was sie unter Traditon verstehen.

Heinrich: Ich kann dieses kaum glauben.

Bernhard: Nuh so höre. Der große Kirchenvater Tertullian, der zu Ausgang des 2ten und zu Anfang des 3ten Jahrhunderts lebte, streitet in seiner Schrift de praescriptione gegen die Irrlehrer seiner Zeit, die vorgaben, ihre Lehre — es waren sogenannte Gnostiker, die sich einer höhern Weisheit rühmten — sey als geheime Lehre von den Aposteln vorgetragen worden. Tertullian setzt ihnen entgegen, daß doch diejenigen Kirchen, die unbezweifelt von den Aposteln gegründet seyen, nichts dergleichen wüßten, sondern anders lehrten, und daß die allgemeine Lehre der apostolischen Kirchen als „die Regel des Glaubens" (regula fidei) angesehen werden müsse. Er nennt also die Erblehre oder Tradition die Regel des Glaubens, aber er gibt auch an, was sie enthalte. Dieses thut er im 13ten Kapitel jener Schrift, wo es heißt:

„Die Regel der Wahrheit aber ist dieser Glaube: es ist nur ein Gott, und außer ihm kein Weltschöpfer, der alles durch sein Wort, das er zuerst vor allem ausgehen ließ, aus nichts geschaffen; als Wort, auch Sohn Gottes genannt, ist er von den Patriarchen verschiedentlich gesehen, von den Propheten gehört worden, zuletzt aber in die Jungfrau Maria herabgekommen, Fleisch geworden, und als der Mensch Jesus Christus gebo-

„ren worden; der nachher ein neues Gesetz und eine „neue Verheißung des Himmelreichs verkündigte, — „gekreuzigt wurde, am dritten Tage auferstand und „zum Himmel aufgenommen, zur Rechten des Va„ters sitzt; der als seinen Stellvertreter die Kraft des „heiligen Geistes sendete, der die Glaubenden treibt; „der wieder kommen wird, die Heiligen ins ewige „Leben und zum Genuß der versprochenen himmli„schen Belohnungen zu bringen, die Unheiligen aber „zum ewigen Feuer zu verdammen, nachdem beide „Theile mit Wiederherstellung ihres Leibes wieder wer„den auferstanden seyn. Diese Regel (des Glau„bens) rührt von Christo her ꝛc."

Außer Tertullian laß uns nur noch den berühmten Bischoff von Lyon, Irenäus hören, der ums Jahr 202 starb, und in seiner Schrift gegen die Ketzer sich auch auf die Erblehre der allgemeinen Kirche beruft, und darüber im 10ten Kapitel des ersten Buchs ein Bekenntniß ablegt, das er auch (Kapitel 22.) die Regel der Wahrheit nennet, und das so lautet:

„Die über die ganze Erde zerstreute Kirche ist „von den Aposteln und deren Schülern gelehrt wor„den, es sey nur ein Gott, der allmächtige Vater, „der Schöpfer des Himmels und der Erde, und des „Meeres und alles dessen, was darin ist; deßgleichen „nur ein Jesus Christus, der Sohn Gottes, Fleisch „geworden für unser Heil; deßgleichen der heilige „Geist, der durch die Propheten die Stiftung des „doppelten Bundes, die Ankunft Christi, seine Ge„burt von einer Jungfrau, sein Leiden, seine Aufer„stehung, seine leibliche Himmelfahrt, und seine Wie„derkunft vom Himmel verkündigt habe, damit er alle „Dinge vollende, alle Menschen erwecke, — über

„alle ein gerechtes Gericht halte, — die Bösen in „das ewige Feuer schicke, den Gerechten und Heili„gen aber, und denen, die seine Gebothe gehalten „haben, Leben und Unsterblichkeit gebe.“ Diesen Glauben, setzt Irenäus hinzu, hätten die christlichen Kirchen aller Länder so einstimmig, als wenn sie in einem einzigen Hause beisammen wohnten. Der Gelehrte ändere nichts an dem Inhalt dieses Glaubens, sondern suche ihn nur weiter zu erläutern.

Aus dem letztern siehst du, lieber Schwager, daß man über die genauere Bestimmung dieser Lehren damals gar keine Tradition hatte, und daß den alten Kirchenvätern der allgemeine Glaube nichts weiter ist, als was hier angegeben worden ist, also der Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Und dieses ist, wie niemand läugnen wird, mit dem neuen Testam. einstimmig. Alles also, was man späterhin unter dem Namen der Erblehre weiter und mehr vorgebracht hat, das ist nicht eine Ueberlieferung aus alter Zeit, sondern neu aufgekommene Lehre, die schlechterdings nicht für apostolisch gehalten werden kann. Ueber die genauere Erklärung dieser Lehren, die, wie Irenäus sagt, den Gelehrten freistand, herrschte aber so wenig Einstimmigkeit unter den Kirchenvätern, daß der Jesuit Daniel Petau in seiner gelehrten Schrift über die Glaubenslehren selbst gesteht, es sey ungewiß, was die Kirchenväter der ersten 4 Jahrhunderte über die Gottheit des Sohnes und Geistes gelehrt hätten. Auch erzählt der Servitermönch Paul Sarpi in seiner berühmten Geschichte eurer Hauptsynode, der zu Trient, daß die dort versammelten Bischöffe sehr unschlüssig gewesen wären, welches Ansehn sie der Erblehre zuschreiben sollten, und daß nur endlich die zahlreichen italienischen Bischöffe und wohlangebrachte Drohun-

gen es durchgesetzt hätten, daß die Synode der Erblehre gleiches Ansehen mit der Schrift zugesprochen habe.

Heinrich: Ich muß dir zwar dieses alles zugeben, aber ich rechtfertige das richterliche Ansehn der Erblehre, wenn sie auch später entstanden ist, durch die Unfehlbarkeit der Kirche. Die Kirche hat den Geist Gottes, darum kann sie nicht irren, und Paulus selbst nennt sie, 1. Tim. 3, 15. den Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit.

Bernhard: Was zuerst die paulinische Stelle betrifft, so kann er die Kirche den Pfeiler der Wahrheit, d. i. der christlichen Lehre nennen, ohne daß etwas daraus für ihre Unfehlbarkeit folgt. Denn die Kirche ist es, durch welche die christliche Lehre in der Welt erhalten und weiter verbreitet wird. Ohne die christliche Kirche wäre das Daseyn des Christenthums nicht gedenkbar. Die Worte „Pfeiler und Grundveste der Wahrheit" gehören aber gar nicht einmal zu dem Worte Kirche, sondern zum folgenden Vers. Das hat selbst der katholische Uebersetzer des neuen Testaments, van Eß, anerkannt, und sie mit Recht zum folgenden Vers gezogen. Er hat richtiger, als unsere lutherische Uebersetzung: „Pfeiler und Grundveste der wahren Lehre und anerkannt groß ist das Geheimniß des Christenthums" ꝛc. Wenn du aber sagst: die Kirche hat den Geist Gottes und ist darum unfehlbar, so frage ich dich: wen verstehst du unter der Kirche?

Heinrich: Die versammelten Bischöffe auf der Synode.

Bernhard: Haben die Priester allein den Geist Gottes und nicht auch die Laien?

Heinrich: Wohl nur die Priester allein zur Entscheidung der Glaubenslehren; denn dabei haben die Laien keine Stimme. Zur Heiligung haben aber auch die Laien den Geist Gottes.

Bernhard: Schreibt aber nicht Johannes an alle Christen, 1. Br. 2, 20. „Ihr habt die Weihe von dem Heiligen und seyd von allem unterrichtet.“ Sagt nicht Paulus zu allen Christen zu Ephesus (Kap. 1, 16. ff.) „ich höre nicht auf, für euch zu danken, und in meinen Gebethen eurer zu gedenken, daß der Vater der Herrlichkeit euch den Geist der Weisheit und Einsicht verleihe, um ihn recht kennen zu lernen, und erleuchtete Augen des Verstandes, um es einzusehen, welch eine Hoffnung es sey, zu welcher er euch berufen hat ꝛc.“ Und aus welchem Grunde wollt ihr denn die Gabe des Geistes, welche beides gibt, Weisheit und Heiligung, spalten, und dem Priester die Weisheit, dem Laien nur die Heiligung zukommen lassen? Wer seyd ihr, um dem Geiste Gottes solche Vorschrift, solches Maaß zu geben? Und kann denn Heiligung seyn ohne Erkenntniß? Haben nicht eure Synoden auch bestimmt, was zur Heiligung gehört, wenn sie über die Buße, Bußwerke, Sündenvergebung, die Pflicht des unbedingten Glaubens an ihre Aussprüche und andere Dinge Entscheidungen gaben? Und nun, lieber Schwager, wie steht es denn um die Unfehlbarkeit dieser Priesterschaft, wenn du nach den Widersprüchen fragst, die sie sich hat lassen zu Schulden kommen? Nur einige Beispiele von vielen. Die Lehre des Arius wurde auf der Synode zu Nicäa 325 verdammt, aber auf einer Synode zu Antiochien im Jahr 341 für recht gesprochen, endlich aber durch den Einfluß des Kaisers Theodosius auf einer Synode zu Constantinopel (381) nochmals verdammt. Die Lehre des Eutyches siegte auf der Synode zu Ephesus (449), und wurde dann verdammt auf der Synode zu Chalcedon (451). — Die großen Synoden zu Costnitz (1414) und Basel (1431) sprachen feierlich aus, daß eine allgemeine Synode über den Papst sey, und die Ober-

priester in Rom erklärten in ihren Bullen eben so feierlich, daß dieses eine arge Ketzerei sey. Wo bleibt da die Unfehlbarkeit des Priesterthums? Und ist nicht das ganze Priesterthum der morgenländischen Kirche mit dem Priesterthume des Abendlandes über mehrere Glaubenspunkte in Streit? — Du magst also nur diese Unfehlbarkeit aufgeben.

Heinrich: Aber wenn du die Kirche für fehlbar hältst, so könnte ja der Fall eintreten, daß sie Irrthümer aufnähme, und daß deren allmählig so viele würden, daß die Wahrheit dadurch ganz verdunkelt, ja endlich verloren würde. Dadurch würde der Zweck des Christenthums ganz zerstört, was Gott nicht geschehen lassen kann, daher es vernünftig ist, anzunehmen, er mache durch seinen Geist die Kirche unfehlbar.

Bernhard: Die Kirche besteht aus Menschen, und alle Menschen sind dem Irrthume unterworfen, folglich auch die Priester. Ein geschlossener Stand aber, wie der Priesterstand der katholischen Kirche, ist der Gefahr zu irren doppelt ausgesetzt, weil er ein Standesinteresse hat, und es ganz natürlich und fast unvermeidlich ist, daß sein eigner Vortheil auf seine Entscheidungen Einfluß hat. Dieses Standesinteresse wird noch dadurch außerordentlich gesteigert, daß das Oberhaupt der katholischen Priester ein weltliches Königreich in Italien, die Priesterschaft selbst aber in den katholischen Ländern, Frankreich ausgenommen, großes Grundeigenthum, (in Spanien möchte man sagen, ein Königreich im Königreiche) besitzt. Es wäre in Wahrheit etwas Uebermenschliches gefordert, wenn man verlangen wollte, diese Priesterschaft solle Gebräuche, Gewohnheiten, und Meinungen abschaffen und für irrig erklären, welche ihr sehr vortheilhaft sind; im Gegentheil ist es ganz natürlich, daß sie alles, was ihre Macht und

ihren Reichthum sichern kann, oder worauf beides ruht, zu erhalten suchen, folglich auf ihren Synoden bestätigen, oder doch wenigstens nie verwerfen wird. So kann man den Päpsten nicht verdenken, daß sie als Könige des Kirchenstaats den Grundsatz, daß eine allgemeine Synode über den Papst sey, und ihn absetzen könne, niemals haben anerkennen wollen. So leicht es aber geschieht, daß ein geschlossener Stand irrt, so schwer ist es dagegen, daß die ganze Christenheit irren, oder daß sie lange in einem Irrthume beharren sollte, wenn man nur nicht die Untersuchung der Wahrheit durch Verbothe hindert, oder durch Glaubensvorschriften vorschnell beendigen will. Der Schöpfer hat der Menschheit, so leicht der Einzelne irrt, so viel Verstand gegeben, daß sie sich doch, bald eher bald später, aus Irrthümern herausfindet, und das Rechte endlich trifft. Irrthümer in der Religion haben daher nie dauernden Bestand, und so groß auch die Anzahl der Irrenden, von euch Ketzer genannt, vom ersten Jahrhundert an bis auf den heutigen Tag gewesen ist, so ist doch das Christenthum immer geblieben, und wird ferner bleiben. Die von euch dem Priesterstande beigemessene Unfehlbarkeit verschlimmert die Sache nur auf allen Seiten. Daß die Priesterschaft nicht unfehlbar ist, haben wir gesehen, und die Geschichte beweiset es auf allen Seiten. Die Hauptketzer gingen ja alle aus dieser unfehlbaren Priesterschaft hervor. Der große Presbyter Tertullian wurde ein Montanist. Der Hauptketzer Arius war Presbyter in Alexandrien; Appollinaris, Bischoff von Laodicea; Paul von Samosata, Bischoff von Antiochien; Nestorius, Bischoff von Constantinopel; Meletius, Bischoff von Antiochien; diese alle wurden Ketzer und Stifter von Ketzereien. Die Bischöffe der halben Christenheit waren in der Mitte des 4ten Jahrhunderts arianisch, und wurden vom Kaiser

Theosius in Menge abgesetzt. Die großen und dauernden Ketzereien über die Lehre von der Dreinigkeit und die beiden Naturen in Christo wurden hauptsächlich unter dem Priesterthume selbst, und nicht sowohl unter den Laien geführt, und die ganze Priesterschaft zerfiel darüber in Partheien und verdammte sich gegenseitig auf Synoden. Wie kann man einer solchen Priesterschaft Unfehlbarkeit zuschreiben? — Und wer hat denn die Meinung von dieser Unfehlbarkeit aufgebracht? Die Laien nicht, sondern die Priesterschaft selbst. Kann aber jemand Zeugniß ablegen in eigener Sache? — Du siehst also, daß die Erblehre der katholischen Kirche, deren Gewisheit und Wahrheit man nur auf die Unfehlbarkeit der Priesterschaft gründet und gründen kann, auf keinem Grunde beruht, und daß die evangelische Kirche ganz recht hat, wenn sie sich blos an das geschriebene Wort Gottes in heiliger Schrift hält, nicht aber an das, was eine irrsame Priesterschaft in spätern Jahrhunderten für Wort Gottes erklären will.

Heinrich: Du hast mich hier vollkommen überwunden, lieber Schwager, und ich weiß wirklich deinem Gegenbeweise nichts mehr entgegen zu setzen. Es ist wahr, die halbe Priesterschaft der christlichen Welt war einmal arianisch, und nur das politische Eingreifen des Kaisers Theodosius stürzte die arianischen Bischöffe. Das weiß ich freilich mit der Unfehlbarkeit der Tradition und der Priesterschaft auf keine Weise zu vereinigen.

Vater: Ich kann dir auch noch einen Grund hinzufügen, mein Sohn, der mir als Laien immer genügt hat, die von der Priesterschaft angeblich fortgepflanzte Erblehre zu verwerfen. Unter den Juden zu Jesu Zeit gab es auch eine mündlich fortgepflanzte Erblehre, welche die Pharisäer und Schriftgelehrten festhielten, und durch welche eben so, wie in der katholischen Kirche, manche Gebräuche,

Meinungen und Vorschriften aufgestellt wurden, die das mosaische Gesetz nicht enthielt. Jesus verwarf diese Erblehre aber auf das bestimmteste. Lies nur Matth. 15, 1 — 9.

Heinrich: Aber das mosaische Gesetz enthielt auch alles, was der Jude zu glauben oder zu thun hatte. Es läßt sich aber nicht beweisen, daß die Schriften des neuen Testaments nach den Absichten ihrer Verfasser alles enthalten sollten, was der Christ zu glauben und zu thun hat. Es bedarf daher der Tradition, um das Fehlende zu ersetzen.

Vater: Es gibt kein Fehlendes. Du hast gehört, daß man bis zum 4ten Jahrhundert nur das, was unser apostolisches Glaubensbekenntniß enthält, zum nothwendigen christlichen Glauben rechnete, und darein die Tradition setzte. Dieses alles findest du reichlich und ausführlich in den Schriften der Evangelisten und Apostel. Auch magst du gar nicht läugnen, daß die Evangelien zum Unterricht derer, die Christen werden wollten, geschrieben sind, und also gewiß alles enthalten, was zur Seligkeit zu wissen nöthig ist.

Mutter: Darüber haben wir sogar das bestimmte Zeugniß, Joh. 20, 30. ff., wo es heißt:

> „Noch viele andere Zeichen that Jesus vor seinen Schülern, die in diesem Buche nicht geschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sey, und durch diesen Glauben an ihn zum Leben gelangt."

Auch sagt der Heiland, Joh. 17. 3. nur: das ist das ewige Leben, daß sie erkennen dich, den einzig wahren Gott, und den, welchen du gesandt hast, Jesus Christus. Und darüber giebt uns doch die Schrift vollkommen Unterricht.

Heinrich: Du schlägst mich immer mit der Schrift aus dem Felde, liebe Mutter, und ich sehe daraus, daß du noch so bibelfest bist, als sonst. Ich dürfte dir aber leicht beweisen können, daß die Bibel ein sehr unsicherer Erkenntnißgrund des christlichen Glaubens ist. Indessen sollte ich meinen, wir versparten diesen Gegenstand bis morgen.

Zwölftes Kapitel.

Heinrich: Es hat mir nicht wenig Unruhe gemacht, als mir Rossi ohngefähr folgendes gegen die evangelische Kirche sagte.

„Die evangelische Kirche will sich ausschließend an „die Bibel halten, und verwirft das Ansehen der unfehlbaren Kirche. Die Bibel ist aber in fremden „Sprachen geschrieben, und muß erklärt werden. „Wer soll sie aber erklären? Eure Gottesgelehrten „haben sich seit der Reformation über eine große Menge „von Stellen gestritten, und sich nicht vereinigt; sie „werden auch nicht einig werden, weil dazu ein unfehlbarer Ausleger gehört, den wir eben in der „Kirche und der Erblehre haben. Bei euch bringt jeder „Theolog seine Privatmeinungen vor, und ihr habt „fast so viele theologische Systeme, als berühmte Gottesgelehrte. Daraus entstehet nichts, als Verwirrung. Was der eine annimmt, verwirft der andere; „manche wollen nichts im Christenthume gelten lassen, „was sich nicht aus der Vernunft beweisen läßt; an-

„dere suchten den Teufel, andere die Wunder und
„Weissagungen, andere diese oder jene Lehre aus der
„Schrift wegzuerklären. Eure Glaubensbekenntnisse
„binden eure Lehrer nicht; denn ihr wollt Freiheit der
„Gewissen und der Ueberzeugung. Die Folge ist, daß
„nun die verschiedensten Meinungen und Einfälle an
„den Tag kommen, daß das Volk nicht weiß, was es
„glauben soll, daß es verwirrt wird, und am Ende
„gar nichts glaubt. Eure Lehrfreiheit, euer Mangel an
„einer unfehlbar entscheidenden Behörde in Glaubens-
„sachen ist daher ein großes Uebel, das noch zur gänz-
„lichen Auflösung eurer Kirche führen wird. Diesem
„Uebel kann man nur dadurch entgehen, daß man auf
„alle Freiheit der Lehre Verzicht leistet, daß man sich
„einem unfehlbaren Glaubensrichter unbedingt, und
„ohne nach Gründen zu fragen, unterwirft, und des-
„sen Entscheidungen niemals in Untersuchung ziehen
„läßt. Diesen Glaubensrichter haben wir in dem
„Papste und in der Priesterschaft, deren Aussprü-
„chen alle, ohne zu prüfen, sich unterwerfen müssen.
„Dadurch aber wird bei uns das köstliche Gut einer
„vollkommenen Einheit des Glaubens hervorgebracht.
„Was einer glaubt, das glauben alle; ein und das-
„selbe Glaubensbekenntniß ist in jedem Munde, und
„was einmal durch eine Synode der Priester als
„Glaube festgesetzt ist, das kann gar kein Gegenstand
„des Zweifels mehr werden."

Ich wußte meinem Freunde hierauf nichts genügendes zu antworten. Was sagt ihr dazu? —

Vater: Darauf könnte ich dir zuerst bloß abweisend antworten, nämlich: daß die von dir gerühmten untrüglichen Glaubensrichter, der Papst und die Bischöffe, das gar nicht geleistet haben, was du von ihnen rühmst. Denn

was die Schriftsauslegung betrifft, so ist sie niemals in der Kirche einig gewesen.

Bernhard: Lies nur die Schrifterklärungen von Clemens von Alexandrien, Tertullian, Augustin, dann später die von den Scholastikern, und du wirst finden, daß sie viel — viel zwiespaltiger waren, als die Auslegungen der jetzigen Theologen nur immer seyn können. Der Grund davon ist, daß die Grundsätze der richtigen Schriftauslegung unbekannt waren. Seit diese aber in der evangelischen Kirche allmählig immer mehr erkannt und fester bestimmt worden sind, seitdem sind auch die Gottesgelehrten immer einiger geworden über den Sinn der Schrift, und diese Einigkeit würde noch viel größer seyn, wenn es nicht immer welche gäbe, die die heilige Schrift gern das sagen lassen möchten, was sie denken oder wünschen, das sie gesagt haben müsse. Solche Einfälle aber, wie sie die Kirchenväter, deren Erklärungen die römische Kirche für verbindlich erklärt, zu Tausenden gehabt haben, wird jetzt keiner unsrer Theologen mehr vorbringen; zum Beispiel, wenn Clemens von Alexandrien (paedagog. III., 10.) die Worte Jesu, Matth. 18, 20. („wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen") zum Beweise braucht, daß die Ehe gottgefällig sey, indem er die „Drei" von dem Manne, der Frau und ihrem Kinde erklärt, oder wenn Irenäus (gegen die Ketzer, IV, 12.) die drei Kundschafter, welche die Rahab in Jericho aufnahm, für den Vater, Sohn und Geist, hält. — Wenn du aber sagst, wir hätten fast so viele theologische Systeme als berühmte Theologen, so ist das in der frühern und in der römischen Kirche auch nicht anders gewesen. Tertullian hatte ein anderes System als Clemens und Origenes; Augustin wieder ein anderes; Gregor von Nazianz wieder; unter den Scholastikern hatten Anselm, Thomas, Joh. Eri-

gena, Duns Scotus, Occam, Biel und andere bis herab zur Reformation, ihre eigenen Systeme. Die Päpste und die Priesterschaft haben dieses eben so wenig hindern können als eine unzählige Menge von sogenannten Ketzereien, von denen noch überdieses die meisten eben von der Priesterschaft selbst ausgingen. Was hat euch also eure unfehlbare Priesterschaft geholfen? Sie hat die Verschiedenheit der Meinungen nicht gehindert; denn dieses konnte sie nicht, sondern der größere Haufe verfolgte und verdammte nur immer den kleinern Haufen, und wer der Gewalt erlag, der hatte Unrecht und war ein Ketzer; wer obsiegte, war rechtgläubig, und behielt natürlich Recht. Dieses ist mit kurzen Worten die Geschichte eurer kirchlichen Unfehlbarkeit, welche eure Behauptung von der Nützlichkeit eines unfehlbaren Glaubensrichters in ihrer ganzen Blöße zeigt.

Wilhelmine: Ich sollte denken, es gehörten auch zwei zu der Sache; der eine, der behauptete unfehlbar zu seyn, und der andere — der es ihm glaubt, und sich blindlings unterwirft. Was hilft dem ersten seine Untrüglichkeit, wenn der zweite nicht daran glaubt, und sich die Freiheit nimmt, selbst zu urtheilen? Es ist daher der Einheit der Glaubensvorstellungen durch deinen unfehlbaren Papst und seine Bischöffe gar wenig geholfen, wenn nicht die Priesterschaft auch Mittel hat, die Laien von ihrer Unfehlbarkeit zu überzeugen. Welche Mittel haben denn die Päpste dazu gebraucht?

Heinrich: (schweigt verlegen).

Vater: Nach der Geschichte waren es Bannsprüche, Verdammungsurtheile, die Inquisition und die Verfolgungen aller Art, welche die Päpste, die Geistlichkeit und die Fürsten, welche ihnen beistimmten, über die Widerspenstigen ergehen ließen.

Wilhelmine: Da bewiesen sie aber ihre Unfehl-

barkeit nicht besser als unser Nachbar, der wilde Schmidt, der seiner Frau die Richtigkeit seiner Meinung mit dem Eisenstäbchen zu beweisen pflegt.

Vater: Man brachte die Widerspenstigen zum Schweigen, und damit war man zufrieden. Zum Glauben brachte man sie freilich nicht, denn, wie bekannt, läßt sich Ueberzeugung nicht erzwingen. Das hat auch die katholische Priesterschaft in sich selbst erfahren; denn noch bis diese Stunde streitet sie sich, ob der Papst immer unfehlbar sey, oder nur in gewissen Fällen? ob er von einer allgemeinen Kirchenversammlung gerichtet werden könne oder nicht? ob seine Aussprüche allein, oder nur erst nach Genehmigung der Kirche gelten? ob er der alleinige Bischoff der Kirche, und alle andere Bischöffe nur seine Vicarien seyen, oder ob er nur der erste unter den Bischöffen, und ihres Gleichen sey. Die Päpste haben dieses alles zwar zu ihrem Vortheile entschieden und die entgegengesetzte Meinung für Ketzerei erklärt; aber die andern Bischöffe haben es ihnen bis jetzt noch nicht glauben wollen. Diese haben sich vielmehr für die entgegengesetzte Meinung ausgesprochen; aber das haben nun wieder die Päpste nicht glauben wollen. Die unfehlbare Priesterschaft hat daher nicht einmal unter sich selbst Einheit des Glaubens erhalten oder hervorbringen können, geschweige denn unter den Laien.

Heinrich: Ich sehe wohl, daß die römische Priesterschaft eine völlige Einheit des Glaubens auch nicht hat erwirken können. Aber es ist doch wohl natürlich, daß Streitigkeiten des Glaubens von der Geistlichkeit entschieden werden müssen.

Vater: Das wohl, aber nur durch Gründe, nicht so, daß ihre Aussprüche keiner Prüfung weiter unterliegen könnten. Denn zu einem blinden Glauben kann kein Mensch verpflichtet werden. Es ist unmoralisch, etwas

für Pflicht zu halten, wovon man nicht überzeugt ist, daß es Pflicht sey. Einen blinden Glauben forderten Jesus und die Apostel nicht.

Heinrich: Die Apostel erlaubten aber doch gewiß nicht, daß die Laien das, was sie ihnen vortrugen, prüfen und beurtheilen durften; folglich haben auch die Nachfolger der Apostel, die Priester, das Recht, unbedingten Gehorsam des Glaubens von den Laien zu fordern.

Vater: Der große Apostel Paulus schreibt aber an die Christen zu Korinth (1. Kor. 10, 15.): „ich rede zu euch als Verständigen; beurtheilt selbst, was ich sage.“ Ferner 2. Kor. 2, 24.? „nicht als ob wir uns die Herrschaft über euern Glauben anmaaßen wollten, sondern nur Mitbeförderer eurer Freude wollen wir seyn.“ Daß aber auch die Priesterschaft nicht, wie sie behauptet, durch den heiligen Geist unfehlbar, und zu Herren des Glaubes der Laien gemacht wird, zeigt die Regel, die der Apostel den Christen zu Thessalonich (1. Theß. 5, 20. 21.) gibt:

„Achtet das nicht gering, was die Begeisterten euch vortragen! Prüfet aber alles; das Gute behaltet.“

Wie sagen aber dagegen die katholischen Bischöffe zu Trient? — „Wir gebiethen, daß es niemand wage, anders zu glauben, oder zu lehren, als wir hier bestimmt haben!“ Wie bescheiden spricht der große Apostel, und wie anmaaßend sprechen dagegen die kleinen Bischöffe zu Trient! Vergebens hat daher der Apostel Petrus (1. Petr. 5, 2. 3.) die christlichen Bischöffe vor solchem Dünkel, die Herren und Richter der Kirche zu seyn, gewarnt, wenn er den Bischöffen sagt:

„Weidet die euch anvertraute Heerde, — nicht als unumschränkte Herren, sondern als Muster der Heerde!“

Heinrich: Aber das ist doch durch die Erfahrung bestätigt, daß, wo Freiheit der Glaubensvorstellungen gestattet wird, auch sehr verschiedene Meinungen an den Tag kommen, und daß dadurch das Volk verwirrt wird.

Vater: Verschiedene Ansichten von den religiösen Dingen haben zu aller Zeit in der römischen wie in unsrer Kirche, bei Glaubenszwang und Glaubensfreiheit, statt gefunden. Aber, wenn man nicht Verfolgungen damit verbindet, so bleiben sie, wie die Erfahrung lehrt, für das Wesentliche der Religion, das heißt für das religiöse Leben selbst, ohne Wirkung. Die verschiedenen gelehrten Systeme unsrer Religionslehrer haben auf ihre Amtsführung keinen wesentlichen Einfluß, so lange sie sich nicht auf den Kanzeln verketzern. Man kann wohl von allen sagen, daß sie ihre Gemeinden vollkommener zu machen suchen in der christlichen Gesinnung. Ich habe auf meinen Reisen viele evangelische Prediger gehört, aber nicht gefunden, daß mir einer wäre anstößig geworden; alle haben mich erbaut. Du darfst ja auch nur die große Schaar gedruckter evangelischen Predigten lesen, um dich zu überzeugen, daß ihre Verfasser, obgleich von verschiedenen Standpunkten ausgehend, doch alle auf Ein Ziel hinarbeiten, nämlich ein christliches Leben im Volke zu erwecken. Einige gibt es wohl, welche die Kanzel zum Tummelplatz gelehrter Zänkereien machen; aber es sind ihrer wenige, und sie pflegen endlich zu verstummen, da das Volk sich von ihnen zurückzieht, weil es Erbauung, aber nicht Zank und Streit haben will.

Mutter: Wäre das aber auch nicht, so hat ja jeder Christ die Bibel selbst, und wahrhaftig! was Wille Gottes an uns ist, und was man thun müsse, um selig zu werden, das ist so einfach und klar in ihr geschrieben, daß darüber auch der Laie nicht zweifelhaft seyn kann. Erin-

nere dich an das, was ich dir früher darüber gesagt habe. Auch will mich bedünken, als ob ein christliches Leben auch bei Verschiedenheit der Ansichten in diesen und jenen Glaubenslehren auf gleiche Weise bestehen könne. Die Verehrung der Lehren und Aussprüche Jesu wird immer Gehorsam wirken, wir mögen nun, wie die Socinianer glauben, Gott habe durch Jesum gesprochen, oder wie die Kirche glauben, Jesus sey selbst Gott gewesen. Auch läugne ich nicht, daß es mir gleich tröstlich ist, ob ich glaube, wie Jesus in der Erzählung vom verlornen Sohne lehrt, Gott vergibt dem Gebesserten aus freier Barmherzigkeit, oder ob ich, wie Paulus, mir die Sache so vorstelle, daß Gott dem Gebesserten um des Opfers Jesu Christi willen vergebe. Ich habe in beiden Fällen den Trost der Vergebung, der mich zur Besserung erweckt. Nur diejenigen Glaubensmeinungen halte ich für schädlich, die träge zur Tugend, sicher bei der Sünde machen, und falschen verführerischen Trost gewähren. Diese Meinungen sind gewiß falsch und abergläubisch.

Bernhard: Darin hast du sehr recht, liebe Mutter. Die Wirkungen im Leben sind ein Hauptkennzeichen der Wahrheit oder Falschheit der Lehre. Das sagt Jesus selbst, wenn er vor falschen Lehrern, Wölfen in Schaafskleidern, warnt, indem er die Regel gibt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Und warum wollen wir nicht der Kirche der ersten Jahrhunderte folgen, wo, wie Irenäus uns versichert, man die einfachen Sätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses festhielt, und über alle andere Streitfragen die Meinung den Theologen frei gab? — Das Christenthum bestand dabei und blühte und wuchs. Es wird auch jetzt nicht untergehen, wenn auch verschiedene Ansichten des Glaubens vorhanden sind.

Heinrich: Wollte ich dieses auch zugeben, so ist doch offenbar, daß die Meinungsfreiheit in der evangelischen Kirche auch die Sätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses selbst angegriffen hat. Man glaubt, es bringe der Name Protestanten, in welchem sich viele so sehr gefallen, das Recht mit, gegen alles zu protestiren, was man nicht aus dem eigenen Kopfe geschöpft habe, und man sucht eine Ehre darin, sich allmählig von allem Glauben an das Eigenthümliche des Christenthums loszumachen, und nur die natürliche Religion beizubehalten.

Bernhard: Ich läugne nicht, daß man mit dem Namen Protestanten einigen Unfug getrieben hat. Der Name ist nicht eben schicklich für uns. Die evangelischen Stände des deutschen Reichs bekamen bekanntlich vor 300 Jahren den Namen der protestirenden, weil sie gegen den Reichsabschied von Speyer, also gegen eine Entscheidung des Staatsoberhaupts in Sachen der Religion, protestirten. Sie wollten dadurch nicht etwa jedem ihrer Unterthanen das Recht erwerben, in Sachen der Religion zu thun was er wolle, sondern bloß die rechtliche Wirkung des Reichsabschieds von sich abhalten. Der Name protestantisch gehört also der Reichsgeschichte an, und hätte nie den Namen evangelisch verdrängen sollen. Protestantische Stände des vormaligen Reichs, waren solche, welche sich das Recht, die Kirchensachen in ihrem Lande nach Vorschrift des göttlichen Worts einzurichten, zusprachen, und gegen die Befugniß des Papstes oder Kaisers, dieses verbiethen zu können, protestirten. Jener Gebrauch des Wortes Protestanten, den du rügtest, ist daher ein Mißbrauch. Unsere Kirche erkennt ja ausdrücklich eine Auctorität an, der jeder Christ sich unterwerfen soll, nämlich das Wort Gottes in heiliger Schrift; wie könnte also der Protestantismus in dem Verwerfen aller Auctorität, außer der Vernunft be-

stehen? — Uebrigens ist es aber wahr, daß es in unsrer Kirche seit Friedrich des Großen Zeit eine Aufklärerei gab, welche alles Eigenthümliche des Christenthums abthun wollte.

Heinrich: Es freut mich, daß du dieses anerkennest, und ich hoffe, du wirst auch zugestehen, daß sich die katholische Kirche davon frei erhalten hat, bei ihr also eine Einheit des Glaubens geblieben ist, die in der evangelischen Kirche gänzlich fehlt.

Antonio: Darin irrst du, lieber Schwager. Jene Freigeisterei, welche des ehrwürdigen Christenthums spottete, und kaum die natürliche Religion angetastet ließ, kam von Frankreich, von dem katholischen Frankreich. Voltaire, der sich in einem seiner Briefe „Christusspötter" (Christomoque) unterzeichnete, und sich rühmte, „daß er ganz allein im Stande sey, ein Gebäude einzustürzen, das zwölf Männer (die Apostel) aufgebauet hätten," Boulanger, Freret, de la Mettrie und andere, die sich Philosophen nannten, waren es, welche die Religionsspötterei nach Berlin und Deutschland verpflanzten. Was aber diese Freigeisterei weckte, das war eben das starre Verharren der römischen Kirche bei allen Irrthümern und Mißbräuchen. In einem Lande, wo man die Pariser Bluthochzeit gesehen hatte, wo von drei Millionen Reformirter nach der Aufhebung des Edicts von Nantes in kurzer Zeit der 20ste Theil hingerichtet wurde, und mehr als eine halbe Million verjagt wurde, mußte wohl ein natürliches Bündniß aller bessern Köpfe gegen solche Gewaltthätigkeiten der römischen Priester entstehen. Daß diese nun, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade ausschütteten, daß sie das Christenthum zugleich mit der römischen Kirche stürzen wollten, war eine zu beklagende, aber eine natürliche Verirrung. Im Geiste der evangelischen Kirche liegt solche Ausschweifung nicht, und du mußt ge-

stehen, daß es gerade die Evangelischen waren, welche jene freche Freigeisterei siegreich bekämpften und sie endlich in ihrer Blöße darstellten.

Heinrich: Aber ihr habt doch jetzt unter den Evangelischen eine Parthei, die sogenannten Rationalisten, welche die heilige Schrift der Vernunft unterwerfen, und vom Christenthume nur die natürliche Religion gelten lassen wollen? —

Bernhard: Hat die römische Kirche nicht auch eine solche Parthei? Waren die französischen Freigeister, die Encyklopädisten nicht Katholiken? Waren es nicht Katholiken, welche unter der Revolution das Christenthum in Frankreich abschafften, jedoch noch so großmüthig waren zu decretiren, daß Frankreich wenigstens an einen Gott zu glauben habe? — Solcher Freigeister waren bei uns sehr wenige, und keiner darunter ein Religionslehrer. Aber auch derer waren wenige, welche keine göttliche Wirkung irgend einer Art beim Christenthum annahmen, unter denen auch nur einer Religionslehrer war, Karl Friedrich Barth, der auch vom christlichen Lehramt abtreten mußte. Die aber, welche man jetzt Rationalisten nennt, sind davon sehr verschieden. Sie erkennen insgesammt im Christenthum eine göttliche, zum Heil der Welt getroffene Anstalt, in Jesu einen Gesandten der göttlichen Vorsehung und ein in der Schrift enthaltenes ewiges und wahres Wort Gottes. Sie läugnen aber, daß Gott dabei auf eine übernatürliche und unmittelbare Weise gewirkt habe, und betrachten die Ausrüstung Jesu und sein Werk als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung überhaupt, und machen in Hinsicht der Aussprüche der heil. Schrift einen Unterschied zwischen dem, was als ewige und allgemeine Wahrheit allen Zeitaltern gilt, und dem, was sich darin auf Vorstellungen und Bedürfnisse der Zeitgenossen Jesu und der Apostel be-

zieht. Namentlich gestehen sie nicht zu, daß die menschliche Vernunft, wie die Bekenntnißschriften der Kirche behaupten, so verderbt sey, um das Wahre nicht mehr erkennen zu können, sondern meinen, die Vernunft sey, wie auch Paulus (Röm. 1.) anerkenne, die erste Offenbarung Gottes, welcher die zweite Offenbarung im Christenthum nicht widersprechen, sondern sie nur bestätigen könne. Es komme daher der Vernunft allerdings ein Urtheil in Sachen der Religion zu, wobei Einige jedoch nur behaupten, die Offenbarung dürfe nichts gegen die Vernunft enthalten, Andere aber der Meinung sind, die Offenbarung könne nur enthalten, was der Vernunft gemäß und für sie faßlich sey. Zu solchem Gebrauch der Vernunft glauben sie aber durch die Aussprüche Jesu und der Apostel selbst berechtigt zu seyn, und sie sind daher dem evangelischen Grundsatze, der die Lehren des Glaubens und Lebens aus der Schrift schöpft, nicht untreu.

Heinrich: Es ist doch aber nicht gut, daß solche Verschiedenheit der Glaubensansichten statt findet.

Bernhard: Wodurch aber willst du sie verhindern? Gott hat einmal den Menschen so geschaffen, daß er nur glauben kann aus guten Gründen, nicht aus gutem Willen, und daß die Gründe nicht bei jedem Menschen dieselbe Wirkung haben. Dieß ist in der katholischen Kirche eben so wie in der evangelischen, und der Unterschied ist nur der, daß die römische Kirche durch Strafe und Inquisition die, welche eine andere Ansicht in Sachen des Glaubens haben, zum Schweigen oder zum Heucheln zwingt, die evangelische aber die Entscheidung solcher Dinge der eigenen Kraft der Wahrheit und der Gründe überläßt. Ich sollte denken, daß Letztere wäre dem Willen Gottes am gemäßesten, der, wenn er sonst völlige Einerleiheit der religiösen Ueberzeugung hätte haben wollen, wohl andere Mittel dazu gefunden ha-

ben würde als die Greuel der Inquisition und die Ketzergerichte, wo irrsame Menschen den vermeintlich irrenden an Leben, Freiheit, Eigenthum oder Ehre strafen, ohne ihn eines andern überzeugen zu können. Man mag es daher keiner Kirche zum gegründeten Vorwurf machen, daß es in ihr Partheien gibt. Diesen Vorwurf machten die Heiden auch den Christen der ersten Jahrhunderte, worüber Clemens, der Alexandriner (Stromat. VII, 15.), recht gut sagt:

„man wirft uns (von Seiten der Heiden) vor, man „könne uns (den Christen) nicht glauben, wegen der „verschiedenen unter uns herrschenden Meinungen und „Partheien. Dergleichen gibt es aber bei den Juden „und Griechen auch, und doch sagt ihr nicht, daß man „darum nicht philosophiren oder der jüdischen Lehre „nicht folgen solle. Der Herr sagt daher vorher, daß „Unkraut unter dem Waitzen seyn solle. Soll man „deßhalb keinen Vertrag schließen, weil viele ihn „brechen?

Heinrich: Du möchtest also wohl lieber gar behaupten, daß Verschiedenheit der Glaubensmeinungen nützlich und erwünscht sey? — Das wahrhaftig kann nie die Ueberzeugung der Kirche gewesen seyn, die immer auf Einheit des Glaubens dringen muß.

Bernhard: Wenn ich dir es aufrichtig gestehen soll, so glaube ich allerdings, daß die Verschiedenheit der Auffassung göttlicher Dinge heilsam ist, und die Einseitigkeit des Glaubens und das Erstarren des Geistes, welches auch der Tod des religiösen Lebens ist, hindert. So wie Gott nicht gewollt hat, daß ein Mensch tugendhaft werden soll ohne Kampf mit der Sünde, so hat er auch nicht gewollt, daß wir weise werden ohne Kampf mit dem Irrthum. Der Kampf der Meinungen weckt zwar in vielen den blinden

Partheigeist, aber er ist doch den meisten ein wohlthätiger Anstoß zum Erkennen des Bessern. Der Streit zwischen den Christen aus dem Judenthum und denen aus dem Heidenthum in der apostolischen Kirche hatte seine guten Folgen; er erzeugte den apostolischen Beschluß, der das Christenthum vom Judenthum für immer unabhängig machte (Apost. 15.). Die alten Kirchenväter beklagten daher die Glaubensverschiedenheit nicht etwa wie ein Uebel, wie ihr thut. „Aus der Vergleichung mit dem Falschen — sagt Origines „(Homil. in Num. IX, 1.) — erglänzt die Wahrheit selbst „nur desto besser. Wäre die Kirchenlehre ganz einfach, und „nicht umgeben von Meinungen der Häretiker, so würde „unser Glaube nicht so rein, nicht so geprüft erscheinen. „Darum aber umgibt die allgemeine Lehre der Angriff der „Widersprechenden, daß unser Glaube durch die Ruhe nicht „einschlafe, sondern durch Uebung ausgefeilt werde. Deßhalb sagte der Apostel (1. Kor. 16, 19.): es müssen Ketzereien seyen, daß die Bewährten unter uns offenbar werden.“ Eben so erklärt sich der ehrwürdige Bischoff Cyprian von Karthago, (de unit. eccles. p. 197.). Wenn nun die Kirche der ersten drei Jahrhunderte, ohnerachtet sie mit Feuer und Schwert verfolgt wurde, verschiedene Religionsmeinungen in sich duldete, ohne Schaden; so werden noch weniger wir in Zeiten, wo die Kirche Friede hat, von verschiedenen Glaubensmeinungen Nachtheil zu befürchten haben.

Wilhelmine: Ich dächte, jenes schöne Wort: „daß eine Tugend, die bewacht werden müsse, der Wache nicht werth sey,“ müsse auch von der Wahrheit gelten. Eine Wahrheit, die der Gewalt und Strafen braucht, am nicht unterzugehen, ist der auf sie gewendeten Arbeit nicht werth, — ist nicht Wahrheit.

Heinrich: Aber die Freiheit im Gebrauche der Schrift, die ihr auch den Ungelehrten gestattet, hat doch auch zu mancher Grübelei und Schwärmerei geführt.

Vater: Das ist wahr; aber diese Verirrungen waren unbedeutend, und erstreckten sich selten aufs christliche Leben. Und sollte es auch ein Uebel seyn, daß es bei der Freiheit der Meinung und Schriftauslegung mancherlei Meinungen gibt, sollten auch daraus bisweilen unangenehme Verirrungen einzelner Christen hervorgehen; so wäre dieses ein unvermeidliches, aber immer ein geringes Uebel, das man leicht tragen kann, und welchem nach vielfältiger Erfahrung durch sanftes Lehren am sichersten begegnet wird. Deßwegen aber zu dem verzweifelten Mittel, das die römische Kirche gebraucht, zu greifen, und alle Christen unbedingt dem Ausspruche der Priesterschaft zu unterwerfen, und die, welche an dieser Unfehlbarkeit zweifeln, als Ketzer mit Bann und Strafen zu belegen, das ist mir eine so unerträgliche Tyrannei für die Gewissen, daß mir jedes andere Uebel unendlich kleiner scheint. Warum sollen denn das ihnen von Natur zustehende und gar nicht zu veräußernde Recht alle verlieren, weil einige unter Tausenden es mißbrauchen? Macht man denn darum den ganzen Staat zu einem Irrenhause, weil immer ein Theil der Staatsbürger verrückt ist? Die Maaßregel, alle Freiheit der Ueberzeugung aufzuheben, und blinden Glauben an einige Hunderte von Priestern vorzuschreiben, damit nicht etwa eine oder die andere irrige Meinung in Umlauf komme, kommt mir so vor, als wenn ein großer Staat deßwegen, weil manchmal ein Schiff untergeht, die Schifffahrt seinen Unterthanen verbiethen, und sie nur einigen Inselbewohnern, z. B. Spanien, den Bewohnern von Majorka, verstatten wollte.

Heinrich: Ich fühle wohl, daß das Mittel, alle Laien zum unbedingten Glauben an die Aussprüche der Priesterschaft zu verpflichten, ein thörichtes ist.

Bernhard: Denke dir es nur ganz aus! Die wenigen Hunderte von Bischöffen, die sich auf den Synoden seit dem 4ten Jahrhundert versammelten, sollen das Recht haben, den Millionen Christen ihrer und aller folgenden Zeiten ewig unveränderliche Glaubensvorschriften geben zu können! Wer bürgt uns für ihre Weisheit und Unbefangenheit? Wie wenige von ihnen sind uns näher bekannt, um ihnen vertrauen zu können? Lebten sie nicht in Zeiten großer Gährung, welche das Urtheil verwirren? Sehen wir nicht aus, so vielen ihrer Schriften, daß sie die Bibel höchst verschieden auslegten, und meistens das Hebräische gar nicht, das Griechische aber auch nicht immer verstanden? Haben sie sich nicht auf ihren Synoden aufs Heftigste gestritten? Wären sie, wie sie behaupten, vom heiligen Geist inspirirt, so hätten sie auf ihren Synoden sogleich mit einem Munde und aus einer Inspiration, wie Propheten, denselben Lehrsatz aussprechen müssen. Aber sie disputirten, waren verschiedener Meinung, mußten sich, wie andere Menschen, durch Gründe und Gegengründe durcharbeiten und waren also von ihren eigenen Kräften abhängig. Dabei ging es oft höchst stürmisch zu. Die Synode zu Ephesus im Jahre 449 unterstützte ihre Meinung durch Soldaten mit Schwertern und durch Mönche, mit Prügeln bewaffnet. Die für die katholische Kirche so entscheidende Synode zu Trient war in sich oft in größter Uneinigkeit, und die Bischöffe stritten sich, selbst bis zur Gefahr einer gänzlichen Trennung, so daß einst der Erzbischoff von Palermo, Tagliava, mitten in der Versammlung auf die Kniee fiel, und die Bischöffe mit Thränen und ausgestreckten Armen bath, sich doch zu vertragen. Auch war die Anzahl

der stimmführenden Priester auf den Synoden immer sehr gering, und es ist gewiß etwas ganz ungehöriges, daß einige hundert Priester, unter denen es immer auch beschränkte und wenig gelehrte Köpfe gibt, den 125 Millionen Katholiken, die jetzt auf der Erde leben mögen, und unter denen es so viele gelehrte, weise und fromme Männer gibt, vorschreiben dürfen, was sie glauben sollen. Als das Concilium zu Trient eröffnet wurde, waren nur 25 stimmfähige Priester da, ihre Zahl stieg zwar allmählig, aber alle am Ende des Conciliums zusammen gekommene Stimmende waren nur 255, von denen die italienischen Geistlichen allein mehr als die Hälfte ausmachten. Die meisten Beschlüsse dieser Synode sind aber nur von 70 bis 80 oder 100 Stimmenden gefaßt worden. Und diese wenigen Personen sollten die Christenheit repräsentiren, und allen Christen, die bis ans Ende der Tage seyn werden, ewig gültige Vorschriften des Glaubens machen können, und jeder, der einen ihrer Aussprüche zu verwerfen wagte, sollte als Ketzer an Ehre, Freiheit oder Leben zu strafen seyn? — Hier gilt wahrhaftig, wenn irgendwo, die Warnung des Apostels 1. Kor. 7, 23:

„Ihr seyd theuer erkauft; werdet nicht Sclaven der Menschen.“

Auch möchte man wohl fragen, warum Gott, wenn er die Priesterschaft durch seinen Geist unfehlbar zu machen für gut fand, doch hat geschehen lassen, daß so oft ein Theil der Priesterschaft in Irrthümer und Ketzerei verfiel, der dann von einem andern Theil der Priester auf kostspieligen Synoden und nicht ohne Gewaltthätigkeiten wieder verdammt werden mußte?

Heinrich: Dem weiß ich freilich nichts entgegen zu setzen. Aber was willst du denn für ein Mittel vorschlagen, die einmal nothwendige Einheit des Glaubens zu erhalten?

Bernhard: Keins; — Einheit des Glaubens in euerm Sinne ist nicht nothwendig, weil sie nicht möglich ist. Darum wollte auch Jesus (Matth. 13, 24 — 30.), daß Waitzen und Unkraut neben einander bleiben möchten bis zur Ernte. Es liegt nicht in dem Plan Gottes, dem menschlichen Geiste, durch den Buchstaben der Glaubensformeln alle Selbstständigkeit rauben, und eine solche Einheit haben zu wollen, wie sie der Uhrmacher sucht, wenn er mehrere Uhren zu gleichem Gange stellt. In allen Jahrhunderten ist die göttliche Wahrheit von verschiedenen Menschen auch verschieden aufgefaßt worden, ohne daß sie selbst dadurch gefährdet worden wäre. Wäre es nicht so, so könnten zwei Wissenschaften, die Geschichte der biblischen Lehren und die Geschichte der christlichen Dogmen, gar nicht vorhanden seyn. Wenn nun aber eine durchgängige Einerleiheit aller Glaubensvorstellungen nicht möglich, und durch kein Mittel zu erreichen ist; wenn die römische Priesterschaft zu unfehlbaren Glaubensrichtern sich nicht qualificirt, auch die Einheit des Glaubens nie hat erhalten oder bewirken können: so ist es Thorheit, die Laien den Aussprüchen der Priesterschaft zu unterwerfen, und dadurch einen Geisteszwang einzuführen, der nicht nur seines Zwecks ganz verfehlt, sondern auch höchst schädlich ist.

Heinrich: Es scheint mir aber doch, als ob in der römischen Kirche eine gewisse Einheit und Stetigkeit des Glaubens durch die richterliche Gewalt des Priesterstandes hervorgebracht worden sey.

Vater: Du sagst recht: „eine gewisse." Denn wie es mit dieser angeblichen Stetigkeit des Glaubens bei euch beschaffen ist, habe ich dir schon vorhin gezeigt. Auch ist sie nur eine gewisse, da sie nicht durch die Kraft siegender Gründe, sondern durch den Nachdruck

äußerer Gewalt, nämlich die heftigsten Verfolgungen derer, die nicht ohne Gründe glauben wollten, bewirkt worden ist, weßhalb sie auch keine wahre, innere, sondern blos eine scheinbare, äußere, und darum höchst unzuverlässige ist.

Bernhard: Gewiß, eure angebliche Einheit und Stetigkeit des Glaubens ist theils ein bloßer Schein, theils ein schädliches Uebel.

Heinrich: Den Beweis möchte ich hören! Führst du ihn, so will ich alles zurücknehmen, was ich heute gegen deine Kirche gesagt habe.

Bernhard: Ich will und kann ihn führen. — Sage mir, verstehst du unter Einheit des Glaubens dieses: daß die Glaubensbekenntnisse der Kirche dieselben bleiben und unter sich zusammenstimmen; oder dieses, daß alle katholische Christen sich bei den Worten der Glaubensbekenntnisse dasselbe denken, und nichts anderes. — Doch wohl das Letztere, denn jene Stetigkeit und Einheit der Bekenntnisse haben wir auch und weit mehr als die römische Kirche, wo Päpste und Synoden sich so oft öffentlich widersprochen und sich verdammt haben.

Heinrich: Ich meine das Letztere auch; denn darum wird ja ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, daß alle einerlei Ansicht von der christlichen Lehre haben sollen, und darum sind in unserer Kirche die Glaubensbekenntnisse Vorschriften des Glaubens für jeden, während die evangelische Kirche die ihrigen nicht für Vorschriften, sondern nur für Zeugnisse erklärt, was die Kirche, als den Sinn der heiligen Schriften, bekenne.

Bernhard: Ganz recht! — aber hältst du es denn für möglich, daß alle Menschen auch bei dem besten Willen eine Lehrformel nur auf einerlei Weise, oder nicht vielmehr auf verschiedene, auffassen werden?

Heinrich: (zögernd) Das scheint freilich nach der Erfahrung nicht wahrscheinlich.

Bernhard: Sage vielmehr: es ist unmöglich. Alle bekennen zum Beispiel die Formel: wir glauben an einen Gott. Aber wie verschieden sind der Christen Vorstellungen von Gott? Der Ungebildete denkt ihn als eine Person in menschlicher Gestalt; der Schwärmer als ein Licht, das sich an einem Orte als Brennpunkt alles Lebens befindet; ein anderer als einen das Weltall durchdringenden Geist; ein anderer als das Abstractum und zugleich die Ursache aller Weltgesetze; wieder ein anderer als ein unbestimmbares Etwas, über alle menschliche Vorstellungen erhaben, mit dem Verstande gar nicht aufzufassen, sondern nur im Glauben und Gefühl zu ergreifen. Eben so ist es mit den Begriffen Dreieinigkeit, Engel, Erbsünde, Sacrament, Kirche, Auferstehung, Fegefeuer, Himmel, Hölle und wie sie Namen haben mögen. Das Wort ist ein leerer Schall, der uns keine Vorstellung gibt, wenn wir sie nicht schon haben. Das Wort ist nur das nach Uebereinkunft gewählte Zeichen, für eine Vorstellung; es weckt also nur die Vorstellungen in der Seele, die wir schon haben. Wir müssen uns daher die Vorstellungen von den übersinnlichen Dingen selbst bilden, und eben dieser für jeden einzelnen ganz unerläßliche Proceß der eigenen Auffassung eines nicht sichtbaren Gegenstandes und Begriffs bringt eine unvermeidliche und nie entfernbare Verschiedenheit der Vorstellungen von den unsichtbaren Gegenständen des religiösen Glaubens hervor, weil die Menschen an natürlicher Kraft, Uebung, Fleiß und Besonnenheit unendlich verschieden sind, und daher nie auf gleiche Weise auffassen. Die von eurer Kirche so hoch gerühmte Einheit des Glaubens ist daher keine andere, als die wir auch haben, nämlich die Ein-

heit der Worte in den öffentlichen Glaubensbekenntnissen.

Heinrich: Können denn aber diese Bekenntnisse nicht so bestimmt sprechen, daß es gar nicht möglich ist, sich etwas anderes dabei zu denken, sondern daß alle, die nur sonst der Sprache mächtig sind, dieselbe Vorstellung bekommen müssen? Ich sollte denken, das athanasianische Glaubensbekenntniß zum Beispiel spräche so, daß es in der Lehre von der Dreieinigkeit bei allen nothwendig gleiche Vorstellung erwecken müßte.

Bernhard: Gewiß ist dieses das bestimmteste, unzweideutigste Bekenntniß, das wir nur haben; und doch haben die Theologen sich gestritten, ob die Dreinigkeit eine Eigenschaft Gottes, oder was sie sonst in Gott sey; doch haben alle Erläuterungen, die man versucht hat, ein verschiedenes Resultat gegeben, und entweder die Einheit des göttlichen Wesens oder die Verschiedenheit der Personen aufgehoben. Dieses haben auch eure Päpste sogar öffentlich anerkannt, indem sie öffentlich erklärten, daß niemand die Beschlüsse und Worte der Synode zu Trient erklären zu wollen sich vermessen solle, sondern daß dieses den Päpsten allein vorbehalten sey. Sie errichteten auch wirklich für diesen Zweck in Rom eine besondere Commission von Priestern und gaben dadurch der Welt die merkwürdige Erklärung, daß der Sinn der öffentlichen Glaubensvorstellungen eine verschiedene Auffassung zulasse, und eine allgemeine Synode kein Mittel sey, die Einheit des Glaubens bei den Christen zu bewirken.

Heinrich: Ich muß bekennen, daß diese Commission zu Erklärung der Beschlüsse von Trient in offenem Widerspruche steht mit der durch Synoden und Decrete zu bewirkenden Einheit des Glaubens.

Bernhard: Will man folgerichtig seyn, so bedürften nun auch die Aussprüche der Erklärungscommission gleichfalls einer Erklärung; man müßte also dazu wieder eine andere Commission ernennen, und für die Entscheidung dieser wieder eine andere, und so weiter. So würde die ganze Priesterschaft nichts als eine Zahl von Commissionen, die einander selbst erklärten, und für welche es nun doch keine letzte Entscheidung gäbe, weil die letzte so gut als die erste von den Gläubigen in ungleichem Sinne aufgefaßt werden würde.

Heinrich: Aber was thut denn die evangelische Kirche? Wo sucht diese die letzte Entscheidung?

Bernhard: Die erste und letzte Entscheidung suchen wir in den Lehren Jesu und der Apostel.

Heinrich: Und welche Auctorität habt ihr, die Aussprüche Jesu und der Apostel unfehlbar zu erklären?

Bernhard: Freilich nicht die Auctorität eines oder einiger Menschen, sondern die Auctorität der Gründe, die jeder vortragen darf, weil nur allein durch Gründe eine wahre und bleibende Ueberzeugung gewonnen wird, und nur eine Ueberzeugung durch Gründe der Würde der Religion und des vernünftigen Menschen würdig ist. Paulus sagt uns auch: prüfet alles und das Gute behaltet.

Heinrich: Aber dabei gibt es eben bei euch viele verschiedene Meinungen.

Bernhard: Die gibt es, und wir begehren es nicht zu hindern, weil, wie ich gezeigt habe, Gott einmal die Menschen so geschaffen hat, daß jeder ein lebendiges Wesen in sich ist, und mit eigener Thätigkeit sich der Wahrheit bemächtigen soll. Diese Verschiedenheit der Ansichten Einzelner thut aber der Hauptsache, dem christlichen Leben, nicht den geringsten Abbruch, und gibt uns die

Möglichkeit, der Pflicht der Wahrhaftigkeit zu genügen. Die angebliche Unfehlbarkeit eurer Priesterschaft auf Synoden macht es aber der römischen Kirche unmöglich, einen einmal begangenen Irrthum oder einen einmal bestätigten Mißbrauch zu verbessern. Eure Synode zu Trient hat nun einmal vor zwei Jahrhunderten das Fegefeuer, die Seelenmessen, die Kelchentziehung, die Brodverwandlung, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Verdammniß aller Nichtkatholiken, den Ablaß, die Genugthuung durch Bußwerke, und andere Dinge zu ewigen Glaubensartikeln gemacht, und vergebens ist es, daß jetzt so viele verständige Katholiken hierin eine Aenderung wünschen. Bei einer Kirche, die unfehlbar zu seyn behauptet, ist der Irrthum ewig, und Bann und Strafe halten ihn als unumstößliche Wahrheit aufrecht. Dadurch kommt die römische Kirche in einen unauflöslichen Streit mit den Fortschritten der Wissenschaften und der geselligen Bildung. Sie kann nicht, wie die evangelische, damit gleichen Schritt halten, sondern sie muß entweder im Strome der Zeit untergehen, oder sie muß die Entwickelung der Menschheit gewaltsam zu hemmen, und die Zeiten des Mittelalters, in denen sie entstand und allein gedeihen konnte, wieder herbei zu führen suchen. Das ist auch das offene Bestreben der römischen Priesterschaft in unsern Tagen, das aber eben so wenig gelingen kann, als wenn man den gereiften Mann wieder zum Kinde machen wollte. Unsre öffentlichen Bekenntnisse dagegen sollen keine Glaubensvorschriften, sondern nur Zeugnisse seyn, wie man zur Zeit der Reformation die Lehre der Schrift aufgefaßt hat. Wir können also einen begangenen Irrthum verbessern, und den Gewinn der fortschreitenden Wissenschaften mit den Wahrheiten des Christenthums vereinigen. Das Evangelium von Nazareth wird daher bestehen und wachsen, das Evan-

gelium von Rom und Trient aber wird untergehen. Wollte ich die Menschheit mit einem heranwachsenden Kinde vergleichen, so würde ich sagen: die evangelische Kirche mit ihrer Freiheit des Glaubens, welche die Ueberzeugung nur von Gründen abhängig macht, sey gleich einer Laube von lebendigen Bäumen, die mit dem Kinde heranwachsen, deren Zweige der Jüngling höher zieht, bis sie über dem Manne sich zu einem freundlichen Dache wölben, in dessen Schatten er gerne ruhet; die römische Kirche aber mit ihrer starren Unveränderlichkeit unfehlbarer und ewiger Glaubensvorschriften sey gleich einer Laube von todtem Holze, vom Zimmermann für das Kind zugeschnitten, an welche der Jüngling bald mit dem Kopfe stößt und die der Mann verläßt und wegräumt.

Heinrich: Ich glaube beinahe auch, daß wir von der Stetigkeit und Einheit des Glaubens in unserer Kirche zu viel Rühmens machen, daß Verschiedenheit religiöser Ansichten unvermeidlich und ungefährlich, und die Erklärung des göttlichen Worts nach Gründen das Beste sey.

Wilhelmine: Wenn es für mich nicht unbescheiden wäre, mich in solchen gelehrten Streit zu mischen; so hätte ich auch wohl ein Wort dazu zu geben, um eure ernsten Gesichter ein wenig zu erheitern.

Vater: Es wird ja wohl hinter dem Scherz auch ein Ernst der Wahrheit verborgen seyn. Laß doch hören!

Wilhelmine: Die Schrift spricht zum Weibe: „dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn, und er soll dein Herr seyn." (1. Mos. 3, 16.) Das Wort ist sehr klar, aber doch zu allen Zeiten verschieden verstanden worden. Der Orientale war Herr seines Weibes im strengsten Sinne des Worts, und sie seine Magd. Bei den Griechen war die Frau auch in einer, wiewohl gemilderten, Knechtschaft. — Bernhard

äußerer Gewalt, nämlich die heftigsten Verfolgungen derer, die nicht ohne Gründe glauben wollten, bewirkt worden ist, weßhalb sie auch keine wahre, innere, sondern blos eine scheinbare, äußere, und darum höchst unzuverlässige ist.

Bernhard: Gewiß, eure angebliche Einheit und Stetigkeit des Glaubens ist theils ein bloßer Schein, theils ein schädliches Uebel.

Heinrich: Den Beweis möchte ich hören! Führst du ihn, so will ich alles zurücknehmen, was ich heute gegen deine Kirche gesagt habe.

Bernhard: Ich will und kann ihn führen. — Sage mir, verstehst du unter Einheit des Glaubens dieses: daß die Glaubensbekenntnisse der Kirche dieselben bleiben und unter sich zusammenstimmen; oder dieses, daß alle katholische Christen sich bei den Worten der Glaubensbekenntnisse dasselbe denken, und nichts anderes. — Doch wohl das Letztere, denn jene Stetigkeit und Einheit der Bekenntnisse haben wir auch und weit mehr als die römische Kirche, wo Päpste und Synoden sich so oft öffentlich widersprochen und sich verdammt haben.

Heinrich: Ich meine das Letztere auch; denn darum wird ja ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, daß alle einerlei Ansicht von der christlichen Lehre haben sollen, und darum sind in unserer Kirche die Glaubensbekenntnisse Vorschriften des Glaubens für jeden, während die evangelische Kirche die ihrigen nicht für Vorschriften, sondern nur für Zeugnisse erklärt, was die Kirche, als den Sinn der heiligen Schriften, bekenne.

Bernhard: Ganz recht! — aber hältst du es denn für möglich, daß alle Menschen auch bei dem besten Willen eine Lehrformel nur auf einerlei Weise, oder nicht vielmehr auf verschiedene, auffassen werden?

Eheherrn, gesagt habe. Wenn freilich die Männer alle Engel wären. —

Bernhard: (einfallend) und die Frauen auch alle Engel, so würden sie immer noch auf gleicher Linie stehen. — Doch Scherz bei Seite! Du siehst, mein Heinrich, daß die Auffassung der Glaubensformeln in den Köpfen der Menschen immer verschieden seyn wird, und daß es nicht Päpste und Synoden genug geben könnte, um über alles zu entscheiden, und alles auf gleiche Weise in die Köpfe der Menschen hinein zu treiben. Darum mag immerhin jede Kirche ihre geschriebenen Bekenntnisse haben. Sie gewinnt damit nichts, als die Worteinheit der öffentlichen Formel, nicht aber die Einerleiheit der Vorstellungen in den Köpfen der Menschen. Die Verschiedenheit der Ansichten in der Religion ist etwas natürliches, unvermeidliches, und für die Wahrheit ungefährliches. Es ist daher unrecht, wenn wir einander deßhalb verketzern, oder durch Mittel der Gewalt, eine Einerleiheit des Glaubens erzwingen wollen. Diese Gewalt ist es nur erst, welche Religionsmeinungen gefährlich macht, indem sie Irrthümer verewigt, Schwärmerei und Haß erzeugt, und die natürliche Entwickelung des menschlichen Geistes hindert.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Hauptgrund gegen die evangelische Kirche, der in Heinrichs unberathene Seele tief eingegriffen hatte, war die Lehre vom Priesterthum, die er am nächsten Abend in Bewegung brachte. Man hatte ihm nämlich eingeredet, nur die katholische Priesterschaft sey die rechte, von

den Aposteln abstammende, zum Lehren und zur Verwaltung der Sacramente rechtmäßig berufene Priesterschaft, die daher auch allein die Sünden wirksam vergeben, und die Sacramente wirksam verwalten könne. Die Mutter meinte zwar, dieses sey ein Gegenstand, der keine Berücksichtigung verdiene, indem auf ihm wenig beruhen dürfte; aber der Vater behauptete das Gegentheil, indem die Lehre vom Priesterthume eine weit eingreifende Grundvorstellung der katholischen Kirche sey, und Bernhard bemerkte, daß die Proselytenmacher früherer und neuester Zeit den Vorwurf, daß die evangelischen Geistlichen keine Berechtigung zu ihrem Amte hätten, mit großem Nachdruck geltend zu machen versucht hätten. Um unnützen Untersuchungen zu begegnen, gab man Heinrich gleich vom Anfange an zu, daß Jesus und die Apostel gewollt hätten, daß Lehrer und Vorsteher der Gemeinde in der Kirche seyn sollten, indem die Apostel Bischöffe und Aelteste in den Gemeinden angestellt, oder von den Gemeinden hätten anstellen lassen. In dieser allgemeinen Anordnung, fuhr man fort, liege nun auch die Rechtmäßigkeit des in der evangelischen Kirche angeordneten geistlichen Amtes, und man fragte Heinrich: warum er diese Rechtmäßigkeit bestreite?

Heinrich: Die römische Kirche lehrt, daß Jesus und die Apostel nicht nur, wie ihr meint, Lehrer und Vorsteher in den Gemeinden geordnet, sondern daß sie einen besondern Priesterstand oder Priesterorden gestiftet hätten, dem ganz ausschließlich und ohne alle Theilnahme der Laien das Regiment in der Kirche, das Recht zu lehren, die Sacramente wirksam zu verwalten, die Sünde zu vergeben, und die Glaubensstreitigkeiten zu entscheiden, zustehen solle. Ohne die Priesterschaft vermag daher der Laie gar nichts. Der Priester muß ihn taufen, und den

durch wird er erst ein Christ. Der Priester muß ihn firmen, muß ihn im Beichtstuhle absolviren, für ihn das Opfer der Messe darbringen, ihm aus dem Fegefeuer helfen, und ihm durch alles dieses die Pforten des Paradieses aufschließen, was auch er, der Priester, allein kann. Der Priesterstand endlich ist es, der wegen seiner Unfehlbarkeit ganz ausschließlich das Recht hat, zu bestimmen, was der Laie als wahr glauben und was er als falsch verwerfen müsse, und welches die rechte Heiligung und die rechten Mittel zu derselben seyen.

Vater: So sind die katholischen Priester aber nicht Seelsorger, sondern Seelenherren der Laien, die unumschränktesten Monarchen derselben, weil sie in Sachen der Religion und Seligkeit nicht nur die vollziehende, sondern auch die gesetzgebende Gewalt über die Laien haben. Die Laien sind — verzeihe den Vergleich! — die Neger, und die Priester die Pflanzer. Solche Priester haben wir in der evangelischen Kirche freilich nicht.

Heinrich: Ihr könnt sie nicht haben; denn die Rechte des Priesterthums stammen von den Aposteln, und werden nur allein durch die priesterliche Weihe mitgetheilt. Sie können daher nur derjenigen Priesterschaft eigen seyn, die durch eine ununterbrochene Kette von Weihen von den Aposteln abstammt, und dadurch die priesterlichen Gaben unveränderlich fortpflanzte und mittheilte. Die katholische Geistlichkeit kann nun die Reihenfolge ihrer Bischöffe geschichtlich nachweisen bis zu den Aposteln, folglich ihr Priesterthum als ein ächtes, von dem Stifter desselben, Christo, ableiten; die evangelische Geistlichkeit aber kann dieses nicht; sie kann ihre Stiftung und Berechtigung nur von den Stiftern der Reformation, Luther und Zwingli, ableiten, die kein Priesterthum stiften konnten.

Möglichkeit, der Pflicht der Wahrhaftigkeit zu genügen. Die angebliche Unfehlbarkeit eurer Priesterschaft auf Synoden macht es aber der römischen Kirche unmöglich, einen einmal begangenen Irrthum oder einen einmal bestätigten Mißbrauch zu verbessern. Eure Synode zu Trient hat nun einmal vor zwei Jahrhunderten das Fegefeuer, die Seelenmessen, die Kelchentziehung, die Brodverwandlung, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Verdammniß aller Nichtkatholiken, den Ablaß, die Genugthuung durch Bußwerke, und andere Dinge zu ewigen Glaubensartikeln gemacht, und vergebens ist es, daß jetzt so viele verständige Katholiken hierin eine Aenderung wünschen. Bei einer Kirche, die unfehlbar zu seyn behauptet, ist der Irrthum ewig, und Bann und Strafe halten ihn als unumstößliche Wahrheit aufrecht. Dadurch kommt die römische Kirche in einen unauflöslichen Streit mit den Fortschritten der Wissenschaften und der geselligen Bildung. Sie kann nicht, wie die evangelische, damit gleichen Schritt halten, sondern sie muß entweder im Strome der Zeit untergehen, oder sie muß die Entwickelung der Menschheit gewaltsam zu hemmen, und die Zeiten des Mittelalters, in denen sie entstand und allein gedeihen konnte, wieder herbei zu führen suchen. Das ist auch das offene Bestreben der römischen Priesterschaft in unsern Tagen, das aber eben so wenig gelingen kann, als wenn man den gereiften Mann wieder zum Kinde machen wollte. Unsre öffentlichen Bekenntnisse dagegen sollen keine Glaubensvorschriften, sondern nur Zeugnisse seyn, wie man zur Zeit der Reformation die Lehre der Schrift aufgefaßt hat. Wir können also einen begangenen Irrthum verbessern, und den Gewinn der fortschreitenden Wissenschaften mit den Wahrheiten des Christenthums vereinigen. Das Evangelium von Nazareth wird daher bestehen und wachsen, das Evan-

Aussprüchen der Päpste und der Priesterschaft; daß sie also das Ansehen Jesu und der Apostel, der Stifter des Priesterthums, über das Ansehen dieses Priesterthums selbst, den Meister über die Schüler setzten. Deßwegen konnten sie also vor Gott und Jesu der Rechtmäßigkeit ihrer Weihe unmöglich beraubt werden. Verlören aber die, welche ihr Ketzer nennt, die Macht, die priesterliche Weihe fortzupflanzen, so würdest du damit die Priesterrechte der katholischen Geistlichkeit selbst zweifelhaft machen. Denn vom 1sten bis 10ten Jahrhundert war es die Priesterschaft, in welcher oft sehr lange Zeit die sogenannte Ketzerei herrschte. In der Mitte des 4ten Jahrhunderts war die halbe christliche Priesterschaft arianisch.

Bernhard: Ich erinnere dabei, daß auch die Bischöffe Dionysius von Mailand und Eusebius von Vercelli Arianer waren, und daß selbst die römischen Abgeordneten auf der Synode zu Arles (im Jahre 354) das Verdammungsurtheil des Athanasius, dessen Lehre nachher gegen den Arius siegte, unterschrieben.

Vater: Da nun diese angeblichen ketzerischen Bischöffe immer fortweihten, ohne daß man hernach die von ihnen Geweihten noch einmal ordinirt hätte, und von diesen die Weihe sich wieder weiter verbreitete, so dürfte ein großer Theil der jetzigen katholischen Priester ihre Weihe von Arianern und andern Ketzern haben, folglich nicht kräftig geweihet seyn.

Heinrich: Ich fühle, daß mein Grund unhaltbar ist. Aber eben fällt mir die Hauptsache ein. Die Priesterweihe kann nur von einem Bischoff ertheilt werden; folglich konnten sie Luther, Zwingli und andere katholische Pfarrer, die nicht Bischöffe waren, nicht mit in die evangelische Kirche verpflanzen.

Vater: Dadurch wirst du noch mehr in Verlegenheit kommen, mein Sohn. Woher weißt du, daß nur der Bischoff weihen kann?

Heinrich: Es soll die Gewohnheit so gewesen seyn, von erster Zeit an.

Vater: Die Gewohnheit begründet aber keine Nothwendigkeit. Auch war es nicht anfängliche, sondern erst später entstandene Gewohnheit. Der Apostel Matthias wurde (Apostelgesch. 1, 15 — 26) an Judas des Verräthers Stelle nicht von Petrus und den Aposteln, sondern von der Gemeinde zu Jerusalem gewählt, welche auch (V. 24.) über ihn bethete. Paulus und Barnabas wurden zu Aposteln der Heiden geweiht, nicht von einem Apostel, auch nicht von einem Bischoffe, sondern nach Apostelgesch. 13, 1 — 3. von vier frommen Privatpersonen zu Antiochien. Wenn also nur ein Bischoff recht weihen könnte, so wären Matthias, Paulus und Barnabas nicht recht geweiht gewesen, folglich hätten auch die von Paulus und Barnabas angestellten Bischöffe (Apostelg. 14, 25.) und alle die von diesen in der Folge weiter geweihten Bischöffe, die gewiß einen großen Theil der römischen Priesterschaft bilden, die rechte Weihe nicht empfangen. Auch läßt sich gar kein Grund einsehen, warum nur der Bischoff weihen könne, da doch jeder durch die Weihe, eurer Meinung nach, dieselben übernatürlichen Gaben empfängt, folglich sie auch, wenn sie überhaupt mittelbar sind, mittheilen kann. Du mußt also zugestehen, daß unsre Geistlichkeit die rechte Weihe hat, oder zugeben, daß sie auch der katholischen Geistlichkeit fehlt. — Aber ich lege darauf keinen Werth, weil die ganze Lehre von der Kraft der Weihe und der Fortpflanzung einer übernatürchen Gabe, welche den Priesterstand unfehlbar, und zum geistlichen Vormunde der Laien mache, völlig grundlos ist.

— Denn wodurch glaubst du denn, daß diese übernatürlichen Gaben fortgepflanzt werden?

Heinrich: Durch das Auflegen der Hände bei der Ordination, wodurch den Priestern der heilige Geist mitgetheilt wird, und sie die Gewalt überkommen, unfehlbar zu lehren, die Sacramente kräftig zu verwalten und Gotte das Opfer der Messe darzubringen.

Vater: Und was berechtigt dich, der Handauflegung solche Wirkung zuzuschreiben?

Heinrich: Die Schrift selbst legt sie ihr bei.

Mutter: Darin irrst du, mein Sohn. Die Handauflegung ist kein zu Jesu Zeit erst aufgekommener, sondern ein uralter israelitischer Gebrauch, als ein sinnliches Zeichen der Uebergebung von etwas Unsichtbarem. Das Mitgetheilte kann aber eben sowohl etwas Gutes, als etwas Böses, etwas Geistliches oder etwas Weltliches seyn. Dem Opferthiere legte man die Hand auf, zum Zeichen, daß man ihm die Sündenschuld übergebe, und daß es dieselbe büßen müsse (3. Moses 1, 4. 3, 2. 4, 18. 16, 21.); Verbrechern, um anzuzeigen, daß die Schuld ihre sey, und die Strafe verdient, (3. Moses 24, 14. Susanna v. 34.); den Leviten, zum Zeichen, daß ihnen die Fürsorge für den Tempel und die heiligen Dinge übergeben werde (4. Moses 8, 10.); dem Josua, um anzuzeigen, daß die Würde eines Oberanführers der Nation auf ihn übergehen solle, (4. Moses 27, 18. 23. 5. Moses 34, 9.). — Im neuen Testamente findest du, daß Jesus den Kindern die Hände auflegte, wenn er sie segnete (Matth. 19, 13 — 15.), daß den Kranken ein gleiches geschah, um sie zu heilen (Marcus 5, 23. 6, 5. 7, 32. 8, 23. 16, 18. Apost. 9. 12, 28. 8.), und daß man auch den neubekehrten Christen die Hände auflegte, um sie zu segnen und ihnen die Gaben des Geistes mit-

zutheilen (Apost. 19, 6.). Wenn es nun auch geschah bei der Annahme der Aeltesten und Diakonen (Apost. 6, 6. 1. Timoth. 4, 14., 2. Tim. 1, 6.), so war dieses nicht etwas besonderes, sondern etwas gewöhnliches, und sie empfingen dadurch keine außerordentlichen Gaben, sondern die Gaben des Geistes, die auch alle andere Christen durch die Handauflegung empfingen, und diese Gaben waren so wenig an diesen Gebrauch gebunden, daß sie nach Apost. 10, 44 — 46. auch ohne Handauflegung den noch ungetauften Heiden bloß nach Anhören des Vortrags des Apostels Petrus zu Theil wurden.

Heinrich: Darauf bin ich nicht aufmerksam gewesen, daß die Handauflegung so gewöhnlich war, und auch gleiche Wirkung bei den Laien hatte. Daraus folgt freilich, daß dieser Gebrauch bei der Priesterweihe nichts wesentliches, und kein Mittel der Fortleitung besonderer, dem Priesterstande eigener Gaben seyn könne.

Vater: Du wirst dich davon noch mehr überzeugen, wenn du dich erinnerst, daß der Apostel Matthias, nach Apost. 1, 24—26., ohne Handauflegung durch bloßes Gebeth geweiht wurde, und daß Jesus selbst bei Bevollmächtigung seiner Apostel einen andern Gebrauch beobachtete. Er sagte (Joh. 20, 21. ff.) zu ihnen:

> „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch. Indem er das sagte, hauchte er sie an und sprach: empfanget den heiligen Geist! welchen ihr die Sünde erlasset, denen werden sie erlassen; welchen ihr sie aber nicht erlasset, denen sind sie auch nicht erlassen.“

Durch Auflegen der Hände weihete also Jesus die Apostel nicht. Folglich kann dieses Auflegen bei der Weihe nichts wesentliches und nothwendiges seyn, oder die Apostel wären nicht recht geweiht, mithin auch die ganze katholische

Aussprüchen der Päpste und der Priesterschaft; daß sie also das Ansehen Jesu und der Apostel, der Stifter des Priesterthums, über das Ansehen dieses Priesterthums selbst, den Meister über die Schüler setzten. Deßwegen konnten sie also vor Gott und Jesu der Rechtmäßigkeit ihrer Weihe unmöglich beraubt werden. Verlören aber die, welche ihr Ketzer nennt, die Macht, die priesterliche Weihe fortzupflanzen, so würdest du damit die Priesterrechte der katholischen Geistlichkeit selbst zweifelhaft machen. Denn vom 1sten bis 10ten Jahrhundert war es die Priesterschaft, in welcher oft sehr lange Zeit die sogenannte Ketzerei herrschte. In der Mitte des 4ten Jahrhunderts war die halbe christliche Priesterschaft arianisch.

Bernhard: Ich erinnere dabei, daß auch die Bischöffe Dionysius von Mailand und Eusebius von Vercelli Arianer waren, und daß selbst die römischen Abgeordneten auf der Synode zu Arles (im Jahre 354) das Verdammungsurtheil des Athanasius, dessen Lehre nachher gegen den Arius siegte, unterschrieben.

Vater: Da nun diese angeblichen ketzerischen Bischöffe immer fortweihten, ohne daß man hernach die von ihnen Geweihten noch einmal ordinirt hätte, und von diesen die Weihe sich wieder weiter verbreitete, so dürfte ein großer Theil der jetzigen katholischen Priester ihre Weihe von Arianern und andern Ketzern haben, folglich nicht kräftig geweihet seyn.

Heinrich: Ich fühle, daß mein Grund unhaltbar ist. Aber eben fällt mir die Hauptsache ein. Die Priesterweihe kann nur von einem Bischoff ertheilt werden; folglich konnten sie Luther, Zwingli und andere katholische Pfarrer, die nicht Bischöffe waren, nicht mit in die evangelische Kirche verpflanzen.

Vater: Dadurch wirst du noch mehr in Verlegenheit kommen, mein Sohn. Woher weißt du, daß nur der Bischoff weihen kann?

Heinrich: Es soll die Gewohnheit so gewesen seyn, von erster Zeit an.

Vater: Die Gewohnheit begründet aber keine Nothwendigkeit. Auch war es nicht anfängliche, sondern erst später entstandene Gewohnheit. Der Apostel Matthias wurde (Apostelgesch. 1, 15 — 26) an Judas des Verräthers Stelle nicht von Petrus und den Aposteln, sondern von der Gemeinde zu Jerusalem gewählt, welche auch (V. 24.) über ihn bethete. Paulus und Barnabas wurden zu Aposteln der Heiden geweiht, nicht von einem Apostel, auch nicht von einem Bischoffe, sondern nach Apostelgesch. 13, 1 — 3. von vier frommen Privatpersonen zu Antiochien. Wenn also nur ein Bischoff recht weihen könnte, so wären Matthias, Paulus und Barnabas nicht recht geweiht gewesen, folglich hätten auch die von Paulus und Barnabas angestellten Bischöffe (Apostelg. 14, 25.) und alle die von diesen in der Folge weiter geweihten Bischöffe, die gewiß einen großen Theil der römischen Priesterschaft bilden, die rechte Weihe nicht empfangen. Auch läßt sich gar kein Grund einsehen, warum nur der Bischoff weihen könne, da doch jeder durch die Weihe, eurer Meinung nach, dieselben übernatürlichen Gaben empfängt, folglich sie auch, wenn sie überhaupt mittelbar sind, mittheilen kann. Du mußt also zugestehen, daß unsre Geistlichkeit die rechte Weihe hat, oder zugeben, daß sie auch der katholischen Geistlichkeit fehlt. — Aber ich lege darauf keinen Werth, weil die ganze Lehre von der Kraft der Weihe und der Fortpflanzung einer übernatürchen Gabe, welche den Priesterstand unfehlbar, und zum geistlichen Vormunde der Laien mache, völlig grundlos ist.

— Denn wodurch glaubst du denn, daß diese übernatürlichen Gaben fortgepflanzt werden?

Heinrich: Durch das Auflegen der Hände bei der Ordination, wodurch den Priestern der heilige Geist mitgetheilt wird, und sie die Gewalt überkommen, unfehlbar zu lehren, die Sacramente kräftig zu verwalten und Gotte das Opfer der Messe darzubringen.

Vater: Und was berechtigt dich, der Handauflegung solche Wirkung zuzuschreiben?

Heinrich: Die Schrift selbst legt sie ihr bei.

Mutter: Darin irrst du, mein Sohn. Die Handauflegung ist kein zu Jesu Zeit erst aufgekommener, sondern ein uralter israelitischer Gebrauch, als ein sinnliches Zeichen der Uebergebung von etwas Unsichtbarem. Das Mitgetheilte kann aber eben sowohl etwas Gutes, als etwas Böses, etwas Geistliches oder etwas Weltliches seyn. Dem Opferthiere legte man die Hand auf, zum Zeichen, daß man ihm die Sündenschuld übergebe, und daß es dieselbe büßen müsse (3. Moses 1, 4. 3, 2. 4, 18. 16, 21.); Verbrechern, um anzuzeigen, daß die Schuld ihre sey, und die Strafe verdient. (3. Moses 34, 14. Susanna v. 34.); den Leviten, zum Zeichen, daß ihnen die Fürsorge für den Tempel und die heiligen Dinge übergeben werde (4. Moses 8, 10.); dem Josua, um anzuzeigen, daß die Würde eines Oberanführers der Nation auf ihn übergehen solle, (4. Moses 27, 18. 23. 5. Moses 34, 9.). — Im neuen Testamente findest du, daß Jesus den Kindern die Hände auflegte, wenn er sie segnete (Matth. 19, 13 — 15.), daß den Kranken ein gleiches geschah, um sie zu heilen (Marcus 5, 23. 6, 5. 7, 32. 8, 23. 16, 18. Apost. 9. 12, 28. 8.), und daß man auch den neubekehrten Christen die Hände auflegte, um sie zu segnen und ihnen die Gaben des Geistes mit-

zutheilen (Apost. 19, 6.). Wenn es nun auch geschah bei der Annahme der Aeltesten und Diakonen (Apost. 6, 6. 1. Timoth. 4, 14., 2. Tim. 1, 6.), so war dieses nicht etwas besonderes, sondern etwas gewöhnliches, und sie empfingen dadurch keine außerordentlichen Gaben, sondern die Gaben des Geistes, die auch alle andere Christen durch die Handauflegung empfingen, und diese Gaben waren so wenig an diesen Gebrauch gebunden, daß sie nach Apost. 10, 44 — 46. auch ohne Handauflegung den noch ungetauften Heiden bloß nach Anhören des Vortrags des Apostels Petrus zu Theil wurden.

Heinrich: Darauf bin ich nicht aufmerksam gewesen, daß die Handauflegung so gewöhnlich war, und auch gleiche Wirkung bei den Laien hatte. Daraus folgt freilich, daß dieser Gebrauch bei der Priesterweihe nichts wesentliches, und kein Mittel der Fortleitung besonderer, dem Priesterstande eigener Gaben seyn könne.

Vater: Du wirst dich davon noch mehr überzeugen, wenn du dich erinnerst, daß der Apostel Matthias, nach Apost. 1, 24—26., ohne Handauflegung durch bloßes Gebeth geweiht wurde, und daß Jesus selbst bei Bevollmächtigung seiner Apostel einen andern Gebrauch beobachtete: Er sagte (Joh. 20, 21. ff.) zu ihnen:

> „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch. Indem er das sagte, hauchte er sie an und sprach: empfanget den heiligen Geist! welchen ihr die Sünde erlasset, denen werden sie erlassen; welchen ihr sie aber nicht erlasset, denen sind sie auch nicht erlassen.“

Durch Auflegen der Hände weihete also Jesus die Apostel nicht. Folglich kann dieses Auflegen bei der Weihe nichts wesentliches und nothwendiges seyn, oder die Apostel wären nicht recht geweiht, mithin auch die ganze katholische

Priesterschaft. Die Priesterweihe kann also nichts geben, als die äußerliche Berechtigung zu gewissen kirchlichen Handlungen. Die innere Weihe aber, die zum Amte tüchtig macht, läßt sich nicht vererben, wie ein Majorat oder ein Stück Land, und man kann sie nie durch Handauflegen der Menschen bekommen; denn sie besteht in dem religiösen Geiste und in den nöthigen Gaben zur Erfüllung der Amtspflichten.

Heinrich: So hätte also das Priesterthum keine übernatürliche Gabe, die es sich als ein ausgesondertes Eigenthum, an dem die Laien keinen Theil hätten, mittheile?

Vater: Wie du nur fragen kannst! Willst du noch einen Beweis, so siehe die Bischöffe, Presbyter, Diakonen vom 1sten bis zum 16ten Jahrhundert. Sie waren selten einmal einig in Glaubensmeinungen; der Priesterstand war der fruchtbarste Vater von Meinungen, die wieder ein anderer Theil dieses Priesterstandes für Ketzereien erklärte. Die Photinianer, Sabellianer, Nestorianer, Arianer, Novatianer, Adoptianer, Eutychianer und viele andere, die ihr als Ketzer bezeichnet, hatten Priester zu ihren Stiftern, Priester zu ihren Vertheidigern. Die Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten, alle geweihte Priester, führten unter sich die ärgerlichsten und langwierigsten theologischen Streitigkeiten, welche zum Theil noch jetzt nicht beigelegt sind. Und diese Priesterschaft, von der immer ein Theil mit dem andern im Kampfe lag, und sich als Ketzer verdammte, sollte unfehlbar, voll des heiligen Geistes und der Weisheit seyn, und das Recht haben, allen Christen auf unfehlbare Weise zu bestimmen, was sie glauben oder nicht glauben müßten? Und dieser Priesterschaft, die die Meinung von ihren angeblichen Vorzügen erst selbst aufgebracht und zum Glaubensartikel gemacht hat, sollen

wir eine Meinung aufs Wort glauben, die sie selbst durch die That so gröblich widerlegt?

Heinrich: Ich sehe wohl, daß ich die Rechtmäßigkeit der Weihe der evangelischen Priesterschaft aus den angeführten Gründen nicht bestreiten kann.

Bernhard: Damit ist die Sache noch nicht abgethan, lieber Heinrich. Wir haben dir vor der Hand deinen Begriff vom Priesterthum zugegeben, und nur gezeigt, daß die evangelischen Pfarrer alles Recht hätten, sich eben das beizulegen, was die katholische Kirche dem Priesterthum zuschreibt. Wir hätten aber auch die Sache kurz machen, und sagen können, Jesus und die Apostel hätten gar keine Priesterschaft stiften und in der christlichen Kirche haben wollen.

Heinrich: Das kann kaum dein Ernst seyn.

Bernhard: Völliger Ernst. Lehrer des Evangeliums und Aufseher der Gemeinden wollten sie, aber keine Priester. Denn was ist dir ein Priester?

Heinrich: Der römische Katechismus sagt: „das Amt eines Priesters ist, Gott Opfer darzubringen, und die Sacramente zu verwalten.“ Die Richtigkeit dieser Beschreibung ergibt sich unbezweifelt aus dem alten Testamente.

Bernhard: Aus diesem wohl, aber nicht aus dem neuen. Wir haben dir schon, als wir über die Messe sprachen, gezeigt, daß das neue Testament alle Opfer durch Jesu Tod für abgeschafft erklärt hat. Mithin gibt es kein zu wiederholendes Opfer, folglich auch im neuen Testamente keinen Priester, der ein Opfer zu bringen habe. Auch haben die Apostel sich niemals als Priester betrachtet.

Heinrich: Das gestehe ich zwar zu; aber die Verwaltung der Sacramente ist ihnen doch gewiß ausschließlich übergeben.

Bernhard: Nein, nein! Lies nur das 11te und 12te Kapitel des ersten Briefs an die Korinther! Da wirst du sehen, daß allen Christen die Gaben des Geistes gemein waren, daß jeder, die Weiber allein ausgenommen, in der Gemeinde auftreten und lehren, und die Schrift auslegen konnte. Das Lehren war daher keinem Stande übertragen, sondern stand allen frei, die sich dazu erweckt fühlten. Auch findet sich nicht der geringste Beweis, daß das Taufen und die Ausspendung des Abendmahls den Aposteln, Bischöffen oder Aeltesten ausschließlich zugestanden habe. Vielmehr sagt Paulus (1. Kor. 1, 14—16.), daß er in der großen Gemeinde zu Korinth, die er gestiftet hatte, nur zwei Personen und eine Familie selbst getauft habe, und setzt, was ganz entscheidend ist, noch hinzu (V. 17.): „Christus hat mich nicht sowohl gesandt, zu taufen, als vielmehr nur seine Lehre zu verkündigen."

Heinrich: Gegen den Apostel Paulus kann ich freilich nicht streiten. Aber die Macht, Sünden zu vergeben oder zu behalten, bekamen doch die Apostel ausdrücklich, und durch sie die Bischöffe?

Vater: Erinnere dich dessen, was wir früher hierüber ausführlich gesprochen haben, und was du nicht widerlegen konntest.

Heinrich: So gäbe es gar kein Priesterthum in der Christenheit?

Bernhard: Ein Priesterthum im Sinne der katholischen Kirche sollte es nach Jesu Willen nicht geben. Die Bischöffe und Aeltesten der apostolischen Kirche bildeten keinen besondern und bevorzugten Stand, sondern sie waren theils Lehrer, theils Vorsteher der Gemeinden und Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten derselben. Jeder konnte daher Bischoff werden, wenn er sich zur Verwaltung der

öffentlichen Angelegenheiten schickte. Die Diakonen der apostolischen Kirche waren gar nur Verwalter der öffentlichen Almosen, Pfleger der Armen (Apostelgeschichte 6, 1. ff.), und nicht einmal Geistliche im Sinne unserer Kirche. Darum gab es auch Diakonissinnen (1. Timotheum 4, 9. ff.), zum sichersten Beweise, daß man dabei an etwas priesterliches gar nicht dachte. Vielmehr sind die Bischöffe, Presbyter und Diakonen erst im 3ten und 4ten Jahrhundert allmählig als ein besonderer geschlossener Stand betrachtet worden, auf den man nun alles aus dem mosaischen Priesterthum übertrug, und dadurch erst die Idee des Priesterthums ausbildete. Nach der Apostel Vorstellung sind alle Christen Priester, und Petrus schreibt (1. Brief 2, 5—9.):

> „Lasset auf ihn (den Eckstein, Christum), euch als dauernde Steine aufbauen zu einem geistigen Tempel, zu einer gottgeweihten Priesterschaft, um geistige Opfer darzubringen. — Ihr seyd ein auserlesenes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein geheiligtes Volk."

Bei den geistigen Opfern ist aber nicht an die Messe zu denken, sondern nach Röm. 12, 1. 2., Hebr. 13, 14—16. an das Ablegen der Sünde und das Annehmen christlicher Tugenden. — Wenn aber Petrus sagt: alle Christen sind Priester! so ist dem wohl mehr zu glauben, als wenn der angebliche Nachfolger des Petrus das Gegentheil versichert*). Das evangelische Lehramt ist daher vollkommen berechtigt zu seinen Verrichtungen durch den Auftrag der Gemeinde, und überläßt mit Recht das Vergeben der Sünde und das Aufschließen des Paradieses dem, dem es allein zukommt, dem Höchsten im Himmel; maaßt sich auch

*) S. Stimmen der Väter, Anhang XI.

nicht an, Gotte das Opfer Christi wiederholen zu wollen, da Christus sich einmal für immer geopfert hat.

Heinrich: Ich weiß zwar nichts entgegen zu setzen; aber es ist doch etwas Beruhigendes, wenn man glauben darf, die Priesterschaft sorge für die Vergebung unserer Sünde und für unsre Seligkeit, für den richtigen Glauben!

Vater: Ja, so wie die Lobredner der Leibeigenschaft sagen: es ist doch etwas Beruhigendes für den Leibeigenen, daß er nicht für Haus, Brod, Kleidung sorgen darf, indem ihm der Grundherr dieses alles schaffen muß. Aber daran gedenken sie nicht, daß der Leibeigene auch nichts eigenes hat, daß er unbedingten Gehorsam leisten, alle Launen seines Herrn tragen und die Peitsche seiner Aufseher ohne Murren leiden muß. Und die Peitsche hat das katholische Priesterthum recht rüstig über dem Rücken der Laien geschwungen. Doch das möchte noch seyn, wenn nur die Priesterschaft das wirklich vermöchte, was sie verheißt, und weßhalb sie eine solche unumschränkte Gewalt über die Seelen der Laien fordert. Der Grundherr gibt doch seinen Leibeigenen wirklich Wohnung, Kleid und Brod, weil er Grundherr ist; aber die Priesterschaft gibt nur Anweisungen auf das Paradies, das nicht ihr eigen, sondern Gottes ist, auf das Geschenk einer Sündenvergebung, die nicht von ihr, sondern von Gottes Barmherzigkeit abhängt, also auf künftige Güter, die sie selbst nicht hat, und auch für sich selbst erst von der Gnade des höchsten Herrn erwartet. — Und wie kannst du glauben, daß diese Priesterschaft vom heiligen Geiste durchdrungen und mit Weisheit und Heiligkeit erfüllt sey, wenn du die Klagen aller Zeiten über der Päpste und der Priester Stolz, Härte, Ausschweifungen und Laster liesest? Ich läugne gar nicht, daß es viele fromme, ehrwürdige und vortreffliche Bischöffe, Pfarrer und auch Päpste gegeben hat; aber eben so unbezweifelt ist es,

daß viele andere höchst roh, ausschweifend, unwissend, lasterhaft und verächtlich gewesen sind. Es findet sich also bei ihnen eben die Mischung von Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster, welche man bei den christlichen Laien bemerkt; folglich können die Priester keine geistigen Gaben vor diesen voraus haben, sondern sind eben so irrsam und der Sünde unterworfen, als die Laien.

Vierzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen nach dieser Unterredung sah Heinrich seinen Aufsatz, den er in Frankfurt entworfen hatte, durch, um zu sehen, was ihm bei Vertheidigung seines Uebertritts zur römischen Kirche vorzubringen noch übrig sey. Er fand nichts als zwei Dinge, nämlich daß die katholische Gottesverehrung der evangelischen vorzuziehen sey, und daß die katholische Kirche eine besondere Würde durch die Heiligen und Märtyrer, die ihr angehörten, bekomme. Er hatte zwar selbst bei beiden Gründen Bedenklichkeiten, aber er beschloß doch, sie den Seinigen noch mitzutheilen, und ihr Urtheil zu hören, damit er über alles endlich mit sich und mit ihnen aufs Reine käme. Er leitete daher am nächsten Abend das Gespräch auf den katholischen Gottesdienst, dem er hauptsächlich zwei Vorzüge vor dem evangelischen zusprach, nämlich daß er viel reicher sey an Festen, und daher die Andacht viel stärker beschäftige, und daß er die Sinnlichkeit weit mehr anspreche und durch seinen Glanz und seine Gebräuche ein sprechenderes und wirksameres Bild der unsichtbaren Dinge sey, die er dem Gefühl

näher bringen solle. Er mußte aber bald wünschen, daß er von der Menge der Feste in der katholischen Kirche geschwiegen hätte; denn die Seinen machten eben dieses der römischen Kirche zum Vorwurf. Sie haben, sagten sie, die Feste so gehäuft, daß ihre Menge selbst der Verrichtung der bürgerlichen Geschäfte und dem Fleiße des Volks hinderlich geworden sey, so daß die katholischen Fürsten selbst hierin hätten ein Einsehen haben, und die Einführung neuer Kirchenfeste von ihrer Bewilligung hätten abhängig machen müssen. Auch setzten sie ihm entgegen, daß so manche Feste sich auf Dinge bezögen, die man doch ganz unbezweifelt zu historischen oder religiösen Irrthümern rechnen müsse, wie z. B. das Fest der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, Petri Stuhlfeier, des Fronleichnams, Petri Kettenfeier, der Himmelfahrt der Maria, aller Heiligen, aller Seelen (nämlich die im Fegfeuer sind), die zahlreichen Feste der Heiligen und Märtyrer, wobei sich so vieles auf höchst unsichere Sagen beziehe. Sie setzten ihm entgegen, daß doch im alten Bunde das Gesetz gegolten habe: „sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke verrichten," und daß zwar im Christenthume die Feier des 7ten Tages aufgehoben, und dafür der erste Tag jeder Woche zum Tage des Herrn gewählt worden sey, daß aber doch jene Vorschrift von 6 Arbeitstagen immer noch hohe Achtung verdiene, und es daher gegen die Absichten Gottes sey, wenn man die Feiertage so mehre, daß sie endlich fast eben so zahlreich seyen, als die Werktage.

Länger verweilte man bei dem zweiten Punkte, dem Vorzug des katholischen Gottesdienstes wegen seines Eindrucks auf die Sinnlichkeit der Menschen. Heinrich berief sich auf den großen Eindruck, den die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom auf so viele Fremde machen, und den unser Schiller in der Person des Mortimer in seinem Trauer-

öffentlichen Angelegenheiten schickte. Die Diakonen der apostolischen Kirche waren gar nur Verwalter der öffentlichen Almosen, Pfleger der Armen (Apostelgeschichte 6, 1. ff.), und nicht einmal Geistliche im Sinne unserer Kirche. Darum gab es auch Diakonissinnen (1. Timotheum 4, 9. ff.), zum sichersten Beweise, daß man dabei an etwas priesterliches gar nicht dachte. Vielmehr sind die Bischöffe, Presbyter und Diakonen erst im 3ten und 4ten Jahrhundert allmählig als ein besonderer geschlossener Stand betrachtet worden, auf den man nun alles aus dem mosaischen Priesterthum übertrug, und dadurch erst die Idee des Priesterthums ausbildete. Nach der Apostel Vorstellung sind alle Christen Priester, und Petrus schreibt (1. Brief 2, 5—9.):

> „Lasset auf ihn (den Eckstein, Christum), euch als dauernde Steine aufbauen zu einem geistigen Tempel, zu einer gottgeweihten Priesterschaft, um geistige Opfer darzubringen. — Ihr seyd ein auserlesenes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein geheiligtes Volk.“

Bei den geistigen Opfern ist aber nicht an die Messe zu denken, sondern nach Röm. 12, 1. 2., Hebr. 13, 14—16. an das Ablegen der Sünde und das Annehmen christlicher Tugenden. — Wenn aber Petrus sagt: alle Christen sind Priester! so ist dem wohl mehr zu glauben, als wenn der angebliche Nachfolger des Petrus das Gegentheil versichert *). Das evangelische Lehramt ist daher vollkommen berechtigt zu seinen Verrichtungen durch den Auftrag der Gemeinde, und überläßt mit Recht das Vergeben der Sünde und das Aufschließen des Paradieses dem, dem es allein zukommt, dem Höchsten im Himmel; maaßt sich auch

*) S. Stimmen der Väter, Anhang XI.

Religion in der Welt hat so einfache und karge Gebräuche, als die Muhammedanische. Ihre Moscheen entbehren alles Schmucks, aller Bilder, alles, was die Sinne kitzeln und berauschen könnte, und sind bloß mit Sprüchen des Korans, ihrer heiligen Schrift, geschmückt. Ihre Gottesdienste bestehen in Fasten, Abwaschungen, Gebethen. Sie sind durch diesen nüchternen und trocknen Gottesdienst völlig zufrieden, und fanatisch begeistert für ihre Religion. Und doch wohnen sie nur in den warmen, selbst heißen Ländern der Erde, gegen welche Italien, Spanien und Frankreich kalte Länder genannt werden müssen. Du findest sie in ganz Kleinasien, dem brennenden Arabien, dem heißen Indien, in Persien, in dem ewig heitern Aegypten, in dem Innern von Afrika, und in den brennenden Wüsten dieses Welttheils. Jenes Geschwätz daher, daß das Klima von Frankreich, Italien und Spanien erfordere, die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit zum Schauspiele zu machen, und daß man daselbst ohne Wallfahrten, Umzüge, Messe, Heiligen- und Madonnenbilder nicht auskommen könne, ist mir immer sehr widerlich gewesen, und ist nur eine Herabwürdigung jener edlen Nationen. Der Pöbel freilich ist überall Pöbel, und hat seinen Wohlgefallen an dem, was ihm das Auge füllt, oder die Ohren kitzelt. Aber seine Unvollkommenheit soll uns kein Gesetz seyn, sondern wir müssen ihn zum Vollkommenen heranbilden. Daß dieses auch in südlichen Ländern recht gut geschehen könne, siehst du auch an den Reformirten in Frankreich und der Schweitz, die bei einem noch viel einfachern Gottesdienst, als der unsrige ist, doch recht eifrig evangelisch sind, und in Frankreich zu wiederholten Malen eben so standhaft Märtyrer ihres Glaubens geworden sind, als sie allen Verführungen zum Abfall widerstanden haben. Und hat man etwa für die Holländer und Engländer in den Kolonien, die ganz dem heißen Erd-

gürtel angehören, in Westindien, Südafrika, Ostindien, und der indischen Halbinsel, einen andern Gottesdienst einrichten müssen, weil dort eine heiße Sonne über ihren Köpfen brennet, und der kalte Nebel ihres Vaterlandes sie nicht umgibt? Wäre es aber wahr, was ihr sagt, daß der Süden des gottesdienstlichen Schauspiels nicht entbehren könne, und der Norden nur kalte Verstandesmenschen erzeuge; nun so hätte der Schöpfer selbst ausgesprochen, daß der Katholicismus nicht für den Norden passe, und ihr hättet folglich kein Recht uns zu verdammen und zu verunglimpfen. Es ist nichts als grundloses Gewäsche! Ist der Südländer voll von lebendigen Gefühlen, so muß man seinem gefährlichen Temperamente nicht noch durch die Religion schmeicheln, ihm nur kirchliche Schauspiele geben, und den Ausschweifungen seines heißen Blutes nicht durch endloses Absolviren und stets zu habende Sündenablässe zu Hülfe kommen. Dadurch macht man ihn nur schlechter, leichtsinniger und wilder, so wie man durch die endlosen Feste seinen vom Klima bedingten Hang zum Nichtsthun nährt und groß zieht. Man sollte ihm vielmehr eine Gottesverehrung geben, die das Blut abkühlt, sein Feuer mäßigt und ihn zum Denken und nicht zum Schwärmen gewöhnt.

Heinrich: Wenn ich auch dieses zugebe, bester Vater, so bleibt doch noch das Eine, daß der katholische Gottesdienst das Unsichtbare und Geheimnißvolle der Religion in edeln und Andacht erweckenden Bildern und Gebräuchen darstellt, die euch fehlen.

Vater: Hierauf antworte du, mein Bernhard.

Bernhard: Laß uns sehen, Heinrich, was ihr vor uns voraus habt. Die Predigt haben wir, und haben sie vielmehr, wie ihr; das Abendmahl auch, und wir brauchen es nicht halb, wie ihr, sondern ganz, wie es Jesus

näher bringen solle. Er mußte aber bald wünschen, daß er von der Menge der Feste in der katholischen Kirche geschwiegen hätte; denn die Seinen machten eben dieses der römischen Kirche zum Vorwurf. Sie haben, sagten sie, die Feste so gehäuft, daß ihre Menge selbst der Verrichtung der bürgerlichen Geschäfte und dem Fleiße des Volks hinderlich geworden sey, so daß die katholischen Fürsten selbst hierin hätten ein Einsehen haben, und die Einführung neuer Kirchenfeste von ihrer Bewilligung hätten abhängig machen müssen. Auch setzten sie ihm entgegen, daß so manche Feste sich auf Dinge bezögen, die man doch ganz unbezweifelt zu historischen oder religiösen Irrthümern rechnen müsse, wie z. B. das Fest der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, Petri Stuhlfeier, des Fronleichnams, Petri Kettenfeier, der Himmelfahrt der Maria, aller Heiligen, aller Seelen (nämlich die im Fegfeuer sind), die zahlreichen Feste der Heiligen und Märtyrer, wobei sich so vieles auf höchst unsichere Sagen beziehe. Sie setzten ihm entgegen, daß doch im alten Bunde das Gesetz gegolten habe: „sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke verrichten," und daß zwar im Christenthume die Feier des 7ten Tages aufgehoben, und dafür der erste Tag jeder Woche zum Tage des Herrn gewählt worden sey, daß aber doch jene Vorschrift von 6 Arbeitstagen immer noch hohe Achtung verdiene, und es daher gegen die Absichten Gottes sey, wenn man die Feiertage so mehre, daß sie endlich fast eben so zahlreich seyen, als die Werktage.

Länger verweilte man bei dem zweiten Punkte, dem Vorzug des katholischen Gottesdienstes wegen seines Eindrucks auf die Sinnlichkeit der Menschen. Heinrich berief sich auf den großen Eindruck, den die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom auf so viele Fremde machen, und den unser Schiller in der Person des Mortimer in seinem Trauer-

gürtel angehören, in Westindien, Südafrika, Ostindien, und der indischen Halbinsel, einen andern Gottesdienst einrichten müssen, weil dort eine heiße Sonne über ihren Köpfen brennet, und der kalte Nebel ihres Vaterlandes sie nicht umgibt? Wäre es aber wahr, was ihr sagt, daß der Süden des gottesdienstlichen Schauspiels nicht entbehren könne, und der Norden nur kalte Verstandesmenschen erzeuge; nun so hätte der Schöpfer selbst ausgesprochen, daß der Katholicismus nicht für den Norden passe, und ihr hättet folglich kein Recht uns zu verdammen und zu verunglimpfen. Es ist nichts als grundloses Gewäsche! Ist der Südländer voll von lebendigen Gefühlen, so muß man seinem gefährlichen Temperamente nicht noch durch die Religion schmeicheln, ihm nur kirchliche Schauspiele geben, und den Ausschweifungen seines heißen Blutes nicht durch endloses Absolviren und stets zu habende Sündenablässe zu Hülfe kommen. Dadurch macht man ihn nur schlechter, leichtsinniger und wilder, so wie man durch die endlosen Feste seinen vom Klima bedingten Hang zum Nichtsthun nährt und groß zieht. Man sollte ihm vielmehr eine Gottesverehrung geben, die das Blut abkühlt, sein Feuer mäßigt und ihn zum Denken und nicht zum Schwärmen gewöhnt.

Heinrich: Wenn ich auch dieses zugebe, bester Vater, so bleibt doch noch das Eine, daß der katholische Gottesdienst das Unsichtbare und Geheimnißvolle der Religion in edeln und Andacht erweckenden Bildern und Gebräuchen darstellt, die euch fehlen.

Vater: Hierauf antworte du, mein Bernhard.

Bernhard: Laß uns sehen, Heinrich, was ihr vor uns voraus habt. Die Predigt haben wir, und haben sie vielmehr, wie ihr; das Abendmahl auch, und wir brauchen es nicht halb, wie ihr, sondern ganz, wie es Jesus

eingesetzt hat. Die Beichte haben wir auch. Gesang, Gebeth, Taufe, Trauung desgleichen. Unsre Confirmation entspricht eurer Firmung. Die Hauptfeste der Kirche feiern wir wie ihr, und begraben auch unsre Todten mit Feierlichkeit. Auch haben wir, wie ihr, Kirchen, Orgeln, Glocken, Singechöre, Collecten des Geistlichen und Antworten der Gemeinde, die Weihe der Geistlichen und ihre feierliche Einweisung in ihre Aemter. Was ihr mehr habt, das sind die Prozessionen und Wallfahrten, von denen du doch zugestehen mußt, daß sie der Andacht sehr wenig, ja wohl gar nicht dienen; das sind die Heiligen-Bilder, das ist das Weihwasser, das Räuchern, die Glockentaufe; — lauter Kleinigkeiten, die der Rede nicht werth sind. Die Hauptsache ist vielmehr die Messe, und diese allein.

Heinrich: Du hast recht! die Messe ist es, die den entscheidenden Unterschied bildet; sie ist das Hauptstück des katholischen Gottesdienstes, das allen andern, auch der Predigt, vorgeht.

Bernhard: Hört man die Schriftsteller eurer Kirche, so ist die Messe das Erhabenste und Andacht weckendste, was es nur geben kann. Laß uns doch aber hören, was eure Messe ist, nämlich die, welche der Priester allein feiert und nicht das Abendmahl, das wir auch haben. Die Messe, erklärt die Synode von Trient in der 22sten Sitzung, ist ein Opfer, wo der Priester denselben Christus, der am Kreuze hing, unblutig Gott opfert zur Versöhnung für Sünden, Verbrechen, auch wenn sie ungeheuer sind (etiam ingentia); ein Opfer, das der Priester nicht nur für die Sünden der Lebenden, und statt der Strafen und Bußwerke, und für andere Bedürfnisse (pro aliis necessitatibus) darbringt, sondern auch für verstorbene, noch nicht ganz (nämlich im Fegfeuer) gereinigte Christen. Die Synode

billigt zugleich nicht nur die öffentlichen Messen, wo die Gemeinde gegenwärtig ist, sondern billigt, ja sie empfiehlt (commendat) auch die Privatmessen, die der Priester in einsamer Kirche hält, und verordnet, daß die Messe stets in lateinischer Sprache gehalten werden solle. Ist es nicht so?

Heinrich: So ist es.

Bernhard: Die Hauptvorstellung also, die zum Grunde liegt, ist diese, daß der Priester, indem er die Meßhandlung verrichtet, den Leib Christi aufs Neue Gotte zum Opfer darbringe. Daß aber beim katholischen Gottesdienste das Meßopfer die Hauptsache ist, dieß sollte dir vollkommenen Aufschluß geben über das ganze Wesen der römischen Kirche, ihre Gottesverehrung und ihrem Grundunterschiede von der evangelischen Kirche. Der Charakter der römischen Kirche ist, eine priesterliche Kirche zu seyn. Man trug vom 4ten Jahrhundert an die Vorstellungen vom Priesterthume des alten Testaments auf die christlichen Bischöffe über, und betrachtete sie nicht mehr als das, was die Apostel gewesen waren und was sie nach dem Willen der Apostel seyn sollten, nämlich Lehrer, Vorbilder und Vorsteher der Gemeinden, sondern als Vermittler zwischen Gott und Menschen, die Gotte für die Menschen opfern, und ihnen dadurch Gnade und Erlaß bei Gott bewirken. Sobald diese Ansicht herrschend wurde, sobald mußte man auch allen Verrichtungen der Bischöffe und des andern Clerus eine priesterliche, d. i. versöhnende, gnadewirkende Kraft bei Gott beilegen. Ihre Verrichtungen bei der Taufe, Firmung, der Einsegnung der Ehe bekamen nun in der Vorstellung der Christen jene Wirkung auf die übersinnliche Welt. Und das ist der Grundunterschied des evangelischen und katholischen Gottesdienstes, daß wir unsrer Gottesvereh-

rung keine übernatürliche Wirkung auf Gott, sondern bloß eine moralische Wirkung auf den Menschen zuschreiben, und sie dem gemäß einrichten. Unser Gottesdienst soll den Verstand erleuchten zur Erkenntniß, den Willen erwecken zur christlichen Tugend und das Gefühl reinigen und religiös machen. Daher ist uns die Predigt des göttlichen Worts die Hauptsache, in Verbindung mit Gesang und Gebeth. Der katholische Gottesdienst als ein priesterlicher, soll in der unsichtbaren Welt, er soll auf Gott wirken, und ihn zum Erlaß der Strafe und zur Gnade bewegen. Darum ist bei ihm die Predigt Nebensache; er bedarf bei jeder Gottesverehrung eines Opfers, und man fand dieses darin, daß der Priester für sich das Abendmahl hält, und dadurch Gotte ein fortgehendes Opfer darbringt.

Heinrich: Ist es aber nicht etwas tröstliches dieses fortgehende Opfer, das uns bei unsern täglichen Fehlern täglich die Gnade schafft, deren wir bedürfen?

Bernhard: Tröstlich mag dieses immer zu habende, und für Geld stets bereite Opfer der Messe allerdings für den seyn, der Lust hat immer wieder zu sündigen. Er wird sich nun keine grauen Haare wachsen lassen über seine Sünden. Denn, wie der Kirchenvater Arnobius (adv. gentes, VII., p. 128) recht schön sagt, „die Menge „der Sünder wächset, wenn die Hoffnung des Sündenerlasses gegeben wird, und man überläßt sich leicht strafbaren Handlungen, wo die Gnade der Verzeihenden verkäuflich ist.“ — Doch dieser Trost der Messe ist nicht nur ein den Sitten gefährlicher, sondern er ist auch ein grundloser. Was muß man sich für Vorstellungen von Gott und seiner Gnade machen, wenn man glauben kann, so oft der Priester opfere, werde Gott genöthigt, seinen Sinn gegen den Sünder umzustimmen? Denn eine solche Nöthigung liegt in dem Begriff des Opfers und seiner Wir-

kung auf Gott, weil, wenn Gott freiwillig gnädig wäre, es des Meßopfers durch den Priester nicht bedürfte. Diese ganze Vorstellung von dem fortgehenden Opfer der Messe hat aber auch nicht den geringsten Grund in der Schrift. Ich fordere dich auf, mir eine einzige Stelle im neuen Testamente nachzuweisen, wo das Abendmahl nur überhaupt als ein neues, Gotte dargebrachtes Opfer beschrieben werde. Denn den Beweis, daß es der Priester darbringe, will ich gar nicht einmal verlangen. Im ganzen neuen Testamente, ob gleich so oft von der Versöhnung durch den Tod Christi die Rede ist, findest du auch nicht eine Stelle, wo nur von fern angedeutet würde, daß eine Wiederholung des von Christo dargebrachten Opfers unter den Christen geschehe oder geschehen solle. Vielmehr widerspricht dem der ganze Brief an die Hebräer, der den Zweck hat, zu zeigen, daß durch das Opfer des Todes Christi, das derselbe einmal dargebracht habe, alle Opfer unter den Christen unnöthig seyen. Um nur einiges aus diesem Briefe anzuführen, so höre die Aussprüche:

Kap. 7, 27: „Christus hatte nicht, wie jene Hohenpriester [des alten Testaments], nöthig, an jedem Versöhnungstage zuerst für seine eigenen, und dann erst für des Volkes Sünden zu opfern, denn das letztere that er ein für allemal, als er sich selbst opferte."

Kap. 8, 12: der Hohepriester Christus „ging mit seinem eigenen Blute ein für allmal in das Allerheiligste, und hat uns auf ewig Erlösung verschafft."

Kap. 8, V. 25 — 28.: „Nicht um sich mehrmals zu opfern, wie der Hohepriester alle Jahre mit fremdem Blute in das Heiligthum eingehet: (denn sonst hätte er, seitdem die Welt steht, gar oft leiden

müssen), sondern er ist jetzt am Ende der Welt zur Tilgung der Sünden selbst als Opfer erschienen. Und wie es der Menschen Loos ist, nur einmal zu sterben, und dann gerichtet zu werden; so hat sich auch Christus nur einmal als Opfer dargebracht."

Kap. 10, 10. 14.: „Nach diesem Willen Gottes sind wir durch die Aufopferung Jesu Christi ein für allemal gereinigt; — mit Einem Opfer hat er die Versöhnten völlig zum Ziele geführt; — wo die Sünden vergeben sind, da braucht es auch kein Opfer mehr für die Sünden."

Kann etwas deutlicher seyn, als diese Stellen? Wird nicht hier eine Wiederholung, des Opfers Christi in jeder Art für unstatthaft und völlig überflüssig erklärt? — Und wo spräche Paulus in dem 1. Br. an die Korinther, wo er so weitläuftig vom Abendmahle handelt, auch nur von fern den Gedanken aus, daß das Abendmahl ein zweites Opfer sey, daß es der Priester für sich allein genießen solle, daß der Priester dadurch Christum aufs Neue opfere?

Heinrich: Ich gebe dir zu, daß von einem zweiten Opfer im neuen Testamente nirgends die Rede ist.

Bernhard: Sage lieber, daß das zweite Opfer geradezu für unnütz und unstatthaft erklärt wird. Also ist die Grundvorstellung deiner Kirche von der Messe als einem Opfer ein schriftwidriger Irrthum, also auch alles, was eure Kirche von der Kraft der Messe lehrt, besonders der Privat- und Seelenmesse. Aber dieses ist nicht das einzige Irrige, was eurer Messe zu Grunde liegt. Der zweite eben so große Irrthum, auf dem alles ruht, ist der, daß Brod und Wein durch die Consecration des Priesters in den Leib und das Blut des Gottmenschen verwandelt würden, mit welchem zugleich (wie die Synode zu Trient, 13te Sitzung, sagt) Christi Seele und Gottheit

vorhanden sey (verum domini nostri corpus, verumque ejus sanguinem una cum ipsius anima et divinitate exsistere). Diese Verwandlung ist aber geradehin etwas sich selbst widersprechendes, und wird nirgends in der Schrift gelehrt. Gleichwohl aber beruht darauf der Glaube, daß nun die Hostie der Leib Gottes sey, und Gotte zum erneueten Opfer dargebracht werde. Des Widerspruchs will ich nicht einmal gedenken, der dadurch entsteht, daß der Priester selbst die Hostie genießt, und daher nicht Gotte, sondern sich selbst das Opfer darzubringen scheint, was gegen alle Gewohnheit des alten Testaments streitet, wo das, was Gotte dargebracht werden sollte, entweder gegen den Altar gesprengt, oder verbrannt, nie aber von den Priestern verzehrt wurde, obgleich die Priester einen Theil vom Opfer bekamen. Damit verbinden sich nun noch andere Irrthümer, nämlich bei den Seelenmessen der des Fegefeuers, bei andern Messen, daß sie allerlei Nothdurft des Lebens (aliis necessitatibus) dienen könnten, und man bei euch daher eine Messe lesen läßt für gutes Wetter, für eine glückliche Reise, für das Gedeihen der Heerden, und für andere Dinge, auf welche doch das erhabene Opfer Christi nie bezogen werden kann. Wenn nun aber die bei der Messe zu Grunde liegenden Vorstellungen Irrthümer sind, so ist wohl klar, daß sie nie eine heilsame Andacht erwecken kann, wenn nicht der Gläubige ungläubig wird, und sich bei der Messe etwas ganz anderes denket, und ihr durch seine eigene Andacht etwas ganz anderes zu Grunde legt. Alle Cerimonien aber, welche einen Irrthum darstellen, und die man sich, wenn sie nicht anstößig werden, sondern Andacht wecken sollen, zu einem ganz andern Sinne deuten muß, sind falsch, untauglich, abergläubisch und dürfen im Gottesdienste der Christen keinen Platz finden. Denn die Ceri-

monie ist die sinnbildliche Darstellung eines Gedankens, und muß daher zu diesem passen, wie das Kleid zum Körper. Nur durch den ihr zu Grunde liegenden Gedanken der Wahrheit bekommt sie Würde, ergreift sie das Gemüth; außerdem ist sie leer und schädlich.

Heinrich: Ich fühle, daß es wahr ist, was du hier sagst. Ich selbst habe mir zu meiner Erbauung meistens bei der Messe etwas anderes gedacht, nämlich sie als ein Bild der Allgegenwart Gottes angesehen.

Bernhard: Das Gefühl von Gottes Größe und Nähe wird dir stärker zur Seele sprechen, wenn du den gestirnten Himmel mit seinen still wandelnden Welten betrachtest, als ein Kirchengewölbe mit dem Priester am Altare. — Und hast du denn nicht unsere herrlichen Kirchenlieder in der katholischen Kirche vermißt?

Heinrich: Das kann ich nicht in Abrede stellen, daß der evangelische Kirchengesang durch Inhalt und Form seiner Lieder alles übertrifft, was wir in der katholischen Kirche als Liturgie haben, und daß er ganz vorzüglich geeignet ist, Andacht zu erwecken. Ich gestehe euch, daß das mir noch fest im Gedächtnisse schwebende alte Lied: Befiehl du deine Wege &c. oder das schöne Gellertsche: Meine Lebenszeit verstreicht &c., auch noch in Rom die innigste Erbauung gewährt haben.

Bernhard: Auch darfst du nicht vergessen, was unsre Predigt vermag. Wir haben gewiß unendlich vor euch gewonnen, daß wir statt der Messe die Predigt zur Hauptsache gemacht haben. Dadurch ist bei uns die Kanzelberedsamkeit zu einer Höhe gestiegen, welche die segensreichsten Folgen auf Verbreitung besserer Erkenntnisse und Sitten gehabt hat. Unsre Prediger sind dem katholischen Teutschland Muster geworden, und eine einzige Predigt von Reinhard, Dräseke &c. gewährt der Religiosität mehr

gesunde Nahrung, als die feierlichste Messe, mit ihrem ewigen Einerlei. Sage einmal, was hast du in Italien von Predigten gehört, die dich erbauet und gebessert hätten?

Heinrich: Hier muß ich euch alles zugeben, ihr Lieben, denn es ist nur zu wahr, daß die Predigten, die ich in Italien gehört habe, meinem, zum Bessern gewöhnten Ohre nicht nur nicht erbaulich, sondern oft in hohem Grade anstößig waren. Im katholischen Teutschland ist dieß anders; ich glaube aber selbst, daß man es der Nähe und dem Einflusse des evangelischen Predigtamts zu danken hat, daß es besser ist.

Funfzehntes Kapitel.

„Herr, — sprach am andern Morgen Antonio mit heiterm Gesicht zu Heinrich — ich bin einer recht großen Furcht los, die mich zeither oft hart geplagt hat, und fühle mich wie neu geboren, frei, wie der Vogel in der Luft.“

Heinrich: (lächelnd) Es wird wohl wieder ein Fund in deinem neuen Testamente seyn, der dich so begeistert.

Antonio: Und ist dieses etwas Unrechtes, lieber Herr? Ist uns nicht dieses Buch dazu gegeben, daß wir in ihm suchen sollen? — O ich segne die Stunde, wo es in meine Hand kam! Es hat mir aus der Nacht, die mich umfing, Tag gemacht, und mir statt Ketten, die mich an die Erde und die Gnade des Priesterthums fesselten, Flügel gegeben, die mich zu Gott, der auch mein Vater ist, und dem ich nicht, wie dem Priester, ein ge-

ringer Diener bin, erheben, und mich seine Gnade empfinden lassen, ohne daß ein Mensch mir sie verkümmern kann.

Heinrich: Nun, was ist es denn, das du gefunden hast?

Antonio: Daß es kein Fegefeuer gibt, in welchem meine Seele einst noch gemartert werden soll.

Heinreich: Welche Vorstellung machst du dir denn vom Fegefeuer? Gewiß eine grobe und sinnliche, als ob es ein Küchenfeuer wäre, in welchem die Seele alle Schmerzen empfinde, die du fühlst, wenn du dich verbrennst. Viele gute Katholiken machen sich aber davon eine feinere Vorstellung. Sie denken dabei nur an eine Reinigung der Seele von allen Schlacken der Sünde, und lassen es unbestimmt, wie sie geschehe. Denn die heilige Synode zu Trient hat zwar festgesetzt, daß ein Fegefeuer sey, sie hat aber nicht bestimmt, welche Vorstellung man sich davon machen solle.

Antonio: Das ist eine leere Ausflucht, lieber Herr. Die heilige Synode konnte bei dem Worte doch gewiß nichts anderes denken, als was man sich bis dahin allgemein unter dem Fegefeuer gedacht hatte; eigentliches Feuer; daher auch die Synode sagt, daß die Seelen dadurch „gemartert“ würden. Ihre sogenannte feine Vorstellung ist daher nichts als eine Ausflucht, durch die man eine Lehre, deren Unwahrheit sich gar zu offen darstellt, zu umgehen sucht. Wenn der Zustand ein martervoller seyn soll, und wenn man aus Barmherzigkeit eine Menge Seelenmessen lesen zu lassen verpflichtet ist, um die Seele aus dieser Marter zu befreien, so muß man wohl an eigentliches Feuer denken, oder an irgend einen Zustand der Qual.

Heinrich: Du hast darin recht; an einen solchen Zustand denkt die Kirche.

Antonio: Aber ist nicht die Erwartung eines Fegefeuers, in welches die frommen Seelen nach dem Tode kommen, etwas schreckliches, was einem guten Christen nicht blos die Stunde des Todes aufs äußerste verbittern, sondern ihn auch während seines ganzen Lebens mit Schrecken erfüllen kann? Und welche furchtbare Vorstellung, wenn uns ein Freund, ein Gatte, ein Vater, eine Mutter stirbt, daß wir erwarten müssen, nun gehe, ohnerachtet aller ihrer Frömmigkeit, für sie eine Qual an, deren Vorstellung uns mit Entsetzen füllt!

Heinrich: Aber Antonio, du weißt ja doch, daß auch die Kirche Mittel hat, um die Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen, nämlich die Seelenmessen!

Antonio: Freilich! Nachdem uns die Kirche erst fürchten und zittern gemacht hat, so biethet sie uns dann Hülfe an. Sieht es doch fast aus, als erschrecke man die Menschen nur, um sie trösten zu können, und als habe man das Fegefeuer für die Seelenmessen, nicht diese für jenes, erfunden! — Und was ist nun mit den Seelenmessen einem so armen Teufel, wie ich bin, geholfen, da sie Geld kosten? Die Kirche macht es nicht leicht, aus dem Fegefeuer zu kommen; denn mit einer Seelenmesse ist es nicht abgethan; für Reiche, die viele Messen bezahlen können, werden ihrer auch viele, für Fürsten werden ihrer Tausende gehalten. Wenn eine Messe genug wäre, aus dem Fegefeuer zu kommen, so wäre es ja eine sündliche Verschwendung, den Leib Gottes durch den Priester hundert, ja tausend Mal für eine schon das erste Mal abgethane Sache opfern zu lassen. Wenn man also viele Messen braucht, — wie viele weiß ich gar nicht, — um den Martern des Fegefeuers zu entkommen; so sehen Sie

monie ist die sinnbildliche Darstellung eines Gedankens, und muß daher zu diesem passen, wie das Kleid zum Körper. Nur durch den ihr zu Grunde liegenden Gedanken der Wahrheit bekommt sie Würde, ergreift sie das Gemüth; außerdem ist sie leer und schädlich.

Heinrich: Ich fühle, daß es wahr ist, was du hier sagst. Ich selbst habe mir zu meiner Erbauung meistens bei der Messe etwas anderes gedacht, nämlich sie als ein Bild der Allgegenwart Gottes angesehen.

Bernhard: Das Gefühl von Gottes Größe und Nähe wird dir stärker zur Seele sprechen, wenn du den gestirnten Himmel mit seinen still wandelnden Welten betrachtest, als ein Kirchengewölbe mit dem Priester am Altare. — Und hast du denn nicht unsere herrlichen Kirchenlieder in der katholischen Kirche vermißt?

Heinrich: Das kann ich nicht in Abrede stellen, daß der evangelische Kirchengesang durch Inhalt und Form seiner Lieder alles übertrifft, was wir in der katholischen Kirche als Liturgie haben, und daß er ganz vorzüglich geeignet ist, Andacht zu erwecken. Ich gestehe euch, daß das mir noch fest im Gedächtnisse schwebende alte Lied: Befiehl du deine Wege rc. oder das schöne Gellertsche: Meine Lebenszeit verstreicht rc., auch noch in Rom die innigste Erbauung gewährt haben.

Bernhard: Auch darfst du nicht vergessen, was unsre Predigt vermag. Wir haben gewiß unendlich vor euch gewonnen, daß wir statt der Messe die Predigt zur Hauptsache gemacht haben. Dadurch ist bei uns die Kanzelberedsamkeit zu einer Höhe gestiegen, welche die segensreichsten Folgen auf Verbreitung besserer Erkenntnisse und Sitten gehabt hat. Unsre Prediger sind dem katholischen Teutschland Muster geworden, und eine einzige Predigt von Reinhard, Dräseke rc. gewährt der Religiosität mehr

gesunde Nahrung, als die feierlichste Messe, mit ihrem ewigen Einerlei. Sage einmal, was hast du in Italien von Predigten gehört, die dich erbauet und gebessert hätten?

Heinrich: Hier muß ich euch alles zugeben, ihr Lieben, denn es ist nur zu wahr, daß die Predigten, die ich in Italien gehört habe, meinem, zum Bessern gewöhnten Ohre nicht nur nicht erbaulich, sondern oft in hohem Grade anstößig waren. Im katholischen Teutschland ist dieß anders; ich glaube aber selbst, daß man es der Nähe und dem Einflusse des evangelischen Predigtamts zu danken hat, daß es besser ist.

Funfzehntes Kapitel.

„Herr, — sprach am andern Morgen Antonio mit heiterm Gesicht zu Heinrich — ich bin einer recht großen Furcht los, die mich zeither oft hart geplagt hat, und fühle mich wie neu geboren, frei, wie der Vogel in der Luft."

Heinrich: (lächelnd) Es wird wohl wieder ein Fund in deinem neuen Testamente seyn, der dich so begeistert.

Antonio: Und ist dieses etwas Unrechtes, lieber Herr? Ist uns nicht dieses Buch dazu gegeben, daß wir in ihm suchen sollen? — O ich segne die Stunde, wo es in meine Hand kam! Es hat mir aus der Nacht, die mich umfing, Tag gemacht, und mir statt Ketten, die mich an die Erde und die Gnade des Priesterthums fesselten, Flügel gegeben, die mich zu Gott, der auch mein Vater ist, und dem ich nicht, wie dem Priester, ein ge-

ringer Diener bin, erheben, und mich seine Gnade empfinden lassen, ohne daß ein Mensch mir sie verkümmern kann.

Heinrich: Nun, was ist es denn, das du gefunden hast?

Antonio: Daß es kein Fegefeuer gibt, in welchem meine Seele einst noch gemartert werden soll.

Heinreich: Welche Vorstellung machst du dir denn vom Fegefeuer? Gewiß eine grobe und sinnliche, als ob es ein Küchenfeuer wäre, in welchem die Seele alle Schmerzen empfinde, die du fühlst, wenn du dich verbrennst. Viele gute Katholiken machen sich aber davon eine feinere Vorstellung. Sie denken dabei nur an eine Reinigung der Seele von allen Schlacken der Sünde, und lassen es unbestimmt, wie sie geschehe. Denn die heilige Synode zu Trient hat zwar festgesetzt, daß ein Fegefeuer sey, sie hat aber nicht bestimmt, welche Vorstellung man sich davon machen solle.

Antonio: Das ist eine leere Ausflucht, lieber Herr. Die heilige Synode konnte bei dem Worte doch gewiß nichts anderes denken, als was man sich bis dahin allgemein unter dem Fegefeuer gedacht hatte; eigentliches Feuer; daher auch die Synode sagt, daß die Seelen dadurch „gemartert“ würden. Ihre sogenannte feine Vorstellung ist daher nichts als eine Ausflucht, durch die man eine Lehre, deren Unwahrheit sich gar zu offen darstellt, zu umgehen sucht. Wenn der Zustand ein martervoller seyn soll, und wenn man aus Barmherzigkeit eine Menge Seelenmessen lesen zu lassen verpflichtet ist, um die Seele aus dieser Marter zu befreien, so muß man wohl an eigentliches Feuer denken, oder an irgend einen Zustand der Qual.

Heinrich: Du hast darin recht; an einen solchen Zustand denkt die Kirche.

Antonio: Aber ist nicht die Erwartung eines Fegefeuers, in welches die frommen Seelen nach dem Tode kommen, etwas schreckliches, was einem guten Christen nicht blos die Stunde des Todes aufs äußerste verbittern, sondern ihn auch während seines ganzen Lebens mit Schrecken erfüllen kann? Und welche furchtbare Vorstellung, wenn uns ein Freund, ein Gatte, ein Vater, eine Mutter stirbt, daß wir erwarten müssen, nun gehe, ohnerachtet aller ihrer Frömmigkeit, für sie eine Qual an, deren Vorstellung uns mit Entsetzen füllt!

Heinrich: Aber Antonio, du weißt ja doch, daß auch die Kirche Mittel hat, um die Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen, nämlich die Seelenmessen!

Antonio: Freilich! Nachdem uns die Kirche erst fürchten und zittern gemacht hat, so biethet sie uns dann Hülfe an. Sieht es doch fast aus, als erschrecke man die Menschen nur, um sie trösten zu können, und als habe man das Fegefeuer für die Seelenmessen, nicht diese für jenes, erfunden! — Und was ist nun mit den Seelenmessen einem so armen Teufel, wie ich bin, geholfen, da sie Geld kosten? Die Kirche macht es nicht leicht, aus dem Fegefeuer zu kommen; denn mit einer Seelenmesse ist es nicht abgethan; für Reiche, die viele Messen bezahlen können, werden ihrer auch viele, für Fürsten werden ihrer Tausende gehalten. Wenn eine Messe genug wäre, aus dem Fegefeuer zu kommen, so wäre es ja eine sündliche Verschwendung, den Leib Gottes durch den Priester hundert, ja tausend Mal für eine schon das erste Mal abgethane Sache opfern zu lassen. Wenn man also viele Messen braucht, — wie viele weiß ich gar nicht, — um den Martern des Fegefeuers zu entkommen; so sehen Sie

ringer Diener bin, erheben, und mich seine Gnade empfinden lassen, ohne daß ein Mensch mir sie verkümmern kann.

Heinrich: Nun, was ist es denn, das du gefunden hast?

Antonio: Daß es kein Fegefeuer gibt, in welchem meine Seele einst noch gemartert werden soll.

Heinreich: Welche Vorstellung machst du dir denn vom Fegefeuer? Gewiß eine grobe und sinnliche, als ob es ein Küchenfeuer wäre, in welchem die Seele alle Schmerzen empfinde, die du fühlst, wenn du dich verbrennst. Viele gute Katholiken machen sich aber davon eine feinere Vorstellung. Sie denken dabei nur an eine Reinigung der Seele von allen Schlacken der Sünde, und lassen es unbestimmt, wie sie geschehe. Denn die heilige Synode zu Trient hat zwar festgesetzt, daß ein Fegefeuer sey, sie hat aber nicht bestimmt, welche Vorstellung man sich davon machen solle.

Antonio: Das ist eine leere Ausflucht, lieber Herr. Die heilige Synode konnte bei dem Worte doch gewiß nichts anderes denken, als was man sich bis dahin allgemein unter dem Fegefeuer gedacht hatte; eigentliches Feuer; daher auch die Synode sagt, daß die Seelen dadurch „gemartert“ würden. Ihre sogenannte feine Vorstellung ist daher nichts als eine Ausflucht, durch die man eine Lehre, deren Unwahrheit sich gar zu offen darstellt, zu umgehen sucht. Wenn der Zustand ein martervoller seyn soll, und wenn man aus Barmherzigkeit eine Menge Seelenmessen lesen zu lassen verpflichtet ist, um die Seele aus dieser Marter zu befreien, so muß man wohl an eigentliches Feuer denken, oder an irgend einen Zustand der Qual.

Heinrich: Du hast darin recht; an einen solchen Zustand denkt die Kirche.

Antonio: Aber ist nicht die Erwartung eines Fegefeuers, in welches die frommen Seelen nach dem Tode kommen, etwas schreckliches, was einem guten Christen nicht blos die Stunde des Todes aufs äußerste verbittern, sondern ihn auch während seines ganzen Lebens mit Schrecken erfüllen kann? Und welche furchtbare Vorstellung, wenn uns ein Freund, ein Gatte, ein Vater, eine Mutter stirbt, daß wir erwarten müssen, nun gehe, ohnerachtet aller ihrer Frömmigkeit, für sie eine Qual an, deren Vorstellung uns mit Entsetzen füllt!

Heinrich: Aber Antonio, du weißt ja doch, daß auch die Kirche Mittel hat, um die Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen, nämlich die Seelenmessen!

Antonio: Freilich! Nachdem uns die Kirche erst fürchten und zittern gemacht hat, so biethet sie uns dann Hülfe an. Sieht es doch fast aus, als erschrecke man die Menschen nur, um sie trösten zu können, und als habe man das Fegefeuer für die Seelenmessen, nicht diese für jenes, erfunden! — Und was ist nun mit den Seelenmessen einem so armen Teufel, wie ich bin, geholfen, da sie Geld kosten? Die Kirche macht es nicht leicht, aus dem Fegefener zu kommen; denn mit einer Seelenmesse ist es nicht abgethan; für Reiche, die viele Messen bezahlen können, werden ihrer auch viele, für Fürsten werden ihrer Tausende gehalten. Wenn eine Messe genug wäre, aus dem Fegefeuer zu kommen, so wäre es ja eine sündliche Verschwendung, den Leib Gottes durch den Priester hundert, ja tausend Mal für eine schon das erste Mal abgethane Sache opfern zu lassen. Wenn man also viele Messen braucht, — wie viele weiß ich gar nicht, — um den Martern des Fegefeuers zu entkommen; so sehen Sie

wohl, daß der Trost der Kirche nur ein Trost ist für die Reichen und Vornehmen, die viele Messen bezahlen können, aber nicht für die Armen, die ihre Zeit im Fegefeuer aushalten müssen. „Den Armen wird frohe Nachricht verkündiget" sagt der Heiland, als er, Matth. 11, 5., den Bothen Johannis des Täufers über sein Thun Antwort gab. Aber das Fegefeuer ist keine frohe Nachricht, — für die Armen gar eine Schreckenspost. Das ganze neue Testament enthält aber auch nicht ein Wörtchen vom Fegefeuer.

Heinrich: Du weißest wohl nicht, Antonio, daß man die Stelle 1. Kor. 3, 13. 15. dafür anzuführen pflegt.

Antonio: Ich weiß das wohl; aber lesen Sie nur selbst die Stelle V. 9 — 17. im Zusammenhange, so wird das Fegefeuer der Seelen sogleich erlöschen. Paulus warnt die Korinther, keine Partheien zu machen, und einem berühmten Lehrer mehr als dem andern zu folgen. Alle Lehrer bäuten am Tempel Gottes, das ist an der christlichen Gemeinde, durch ihr Lehren; was aber ihr Baumaterial sey, ob Stein oder Holz und Stroh, das werde die Feuerprobe der Trübsale und Verfolgungen entscheiden. Da werde das von Holz und Stroh erbaute Gebäude in Feuer aufgehen, und der Baumeister, das ist der Lehrer selbst, wenn er sich auch rette, doch nur durchs Feuer retten, das ist, gewiß nicht ohne eigne große Beschädigung. Von den Seelen nach dem Tode ist also die Rede nicht, sondern von den Gemeinden auf Erden zur Zeit der Verfolgung. Das Feuer ist das Bild harter Trübsale, aber nimmer ein eigentliches Feuer; denn auch das Gebäude ist ja bildlich auf die Gemeinde gesagt, und Stein, Holz und Stroh, welche das Feuer aushalten sollen, sind ja bildlich von guten und schlechten Lehren, von Wahrheit und Irrthum gesagt. Es wäre ja thöricht, in die-

sem ganzen Gleichnisse das Feuer eigentlich, die Ausdrücke: Tempel, Stein, Holz, Stroh aber bildlich zu nehmen.

Heinrich: Diese Stelle beweiset allerdings nichts, und ich selbst habe auch auf diesen Beweis nichts gegeben; aber du wirst auch nichts gefunden haben, was dem Daseyn eines Fegefeuers widerspricht.

Antonio: Allerdings habe ich genug gefunden, und dieses ist es eben, was mich zu meiner Freude von so großer Furcht erlöset hat. Es wäre mir schon genug, daß Jesus und die Apostel, die doch so oft und so ausführlich von dem Zustande nach dem Tode sprechen, kein Wort von einem Fegefeuer sagen; denn sie hätten es gar nicht mit Stillschweigen übergehen können. Sie reden aber so, daß es gar kein Fegefeuer für fromme Seelen geben kann. Von dem armen Lazarus sagt Jesus (Luc. 16, 22.): „nun kam es, daß der Arme starb, und Engel trugen ihn in Abrahams Schooß;“ — also nicht ins Fegefeuer. Dem Schächer am Kreuze rief er (Luc. 23, 43.) zu: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn;“ und dieser Schächer war doch ein Straßenräuber gewesen, dessen Seele gewiß noch mehr Flecken an sich haben mußte, als die Seele eines Frommen. Hierauf vertraue ich, und habe daher allen Glauben an das Fegefeuer abgelegt und bin aller Furcht los und ledig. Was sollte ich auch denken von der Barmherzigkeit Gottes? Kann ich des Vaters Barmherzigkeit preisen, der mich doch noch durch ein grausames Feuer martern und gleichsam ausbrennen läßt, obgleich sein Sohn für mich, daß er mir vergebe, sein Leben zum Opfer gebracht, und der Priester dieses Opfer in der Messe unaufhörlich für mich wiederholt hat, obgleich ich nach besten Kräften gestrebt habe, seinen Willen zu erfüllen? — Und, Herr, wie sollen Sie sich denn die Sache

halten wir mit Grunde für Unrecht. Was lehren denn eure Bekenntnißschriften hierüber?

Heinrich: Die Synode zu Trient sagt in der 25sten Sitzung:

„Die Bischöffe sollen lehren, daß die Heiligen ihre Fürbitten für die Menschen Gotte darbringen; daß es gut und nützlich sey, sie demuthsvoll anzurufen, und zu Erlangung von Wohlthaten von Gott durch seinen Sohn Jesum Christum, der unser einziger Erlöser ist, zu ihren Fürbitten, ihren Diensten und ihrer Hülfe Zuflucht nehmen." — Der römische Katechismus sagt im 3ten Abschnitt: „Auch die Engel sind anzurufen, weil sie theils Gott immer anschauen, theils die Beschützung unsers Heils gern übernehmen. Es gibt Zeugnisse der göttlichen Schrift über diese Anrufung. Jakob bath (1. Mos. 32, 26) den Engel, mit dem er gerungen hatte, daß er ihn segne." — Derselbe Katechismus im 4ten Abschnitt: „Mit Recht richtet die heilige Kirche Dankgebete und Anrufungen an die allerheiligste Mutter Gottes, daß sie uns Sünder durch ihre Fürsprache Gott versöhne, und uns zeitliche und ewige Güter verschaffe." — Die katholische Kirche weihet daher diesen Fürbittern eine Art von Verehrung, läßt sie zu Beschützern einzelner Menschen, Kirchen, Provinzen und Länder wählen, und lehrt, daß man von ihnen die Abwendung von allerlei Unglück und die Zuwendung von allerlei Gütern erhalten könne.

Mutter: Ich bin zwar eine ungelehrte Frau, aber ich getraue mir die ganze bischöffliche Versammlung zu Trient gar leicht aus der Schrift zu widerlegen. Denn mit dieser streiten die Lehrsätze eurer Bischöffe so gerade zu, daß man sich verwundern muß, wie diese Hirten eurer

mich auch ferner allein halten will. An mir hat sich zu meinem Heil erfüllt, was der Heiland sagt: „suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan."

Heinrich: Bleibe in Gottes Namen dabei, Antonio! Ich wenigstens will dich keinen andern Weg führen, als den du selbst an der Hand des Evangeliums gehst.

Antonio: Das würde auch vergebens seyn! — Wie blind war ich doch, als ich mich, da wir in die evangelischen Länder kamen, verwunderte, daß es den angeblichen Ketzern auch wohl gehe, und daß sie so fleißig, rechtschaffen und gesittet sind! Ich sehe wohl, das Evangelium thut täglich an ihnen, was es an mir auch gethan hat; es macht sie zu bessern, zufriedenern Menschen. Und diese gefallen dem himmlischen Vater wohl.

Sechszehntes Kapitel.

Heinrich hatte dieses Gespräch mit seinem Diener nicht ohne das Gefühl einiger Beschämung geendigt. Antonio, der sich an der Hand des Evangeliums aus irrigen Vorstellungen, die ihm seine Erziehung eingeimpft hatte, herausarbeitete, war für ihn ein beschämender Vorwurf, der sich aus der evangelischen Wahrheit in jene irrigen Vorstellungen hatte hineinziehen lassen. Immer mehr erkannte er seine begangene Uebereilung; immer lebhafter wurde die Reue, und er würde viel darum gegeben haben, wenn er das Geschehene hätte ungeschehen machen können. Der Gedanke, zur evangelischen Kirche zurückzutreten, betrat ihn oft. Immer aber unterdrückte ihn das Gefühl der Schaam, indem ein solcher Rücktritt ihn vor der Welt

als einen wankelmüthigen, leichtsinnigen Menschen darzustellen schien, aber als einen Schwächling, der sich leicht habe überlisten lassen. Das gewöhnliche Mittel, diesem Zustande des Schwankens in seiner Seele ein Ende zu machen, war der Trost, daß er ja doch auch als Katholik ein guter Christ seyn könne, er möge nun über die Glaubenslehre denken, was er wolle. — Am nächsten Abend aber gab er den Seinen zum ersten Male Nachricht von den Veränderungen, welche das Lesen der Schrift in Antonio's Seele hervorgebracht hatte. Die Familie war damit nicht ganz unbekannt; hatte aber doch nicht geglaubt, daß Antonio so weit gekommen wäre. Heinrich gestand, daß er mit Antonio's Schriftbeweisen am wenigsten fertig zu werden wisse, und daß er ihm nur diesen Morgen das Nichtvorhandenseyn eines Fegefeuers so überzeugend dargethan habe, daß er selbst nicht mehr daran glaube.

Bernhard: Ich wundere mich aber, lieber Heinrich, daß du jemals daran geglaubt hast, da es so unverkennbar ein Ueberbleibsel aus dem Heidenthum ist. Die ganze Vorstellung rührt aus dem alten Glaubenssysteme Zoroasters, der vor Christo in Medien lebte, her. Er war ein Feueranbeter, der lehrte, wie seine noch vorhandenen Schriften zeigen, daß einst am Ende der Tage die ganze Welt durch einen Feuerstrom gehen müsse, wodurch sie gereinigt und in Licht verklärt werden würde. Von ihm hatten auch die platonischen Philosophen unter den Griechen die Vorstellung von einer Reinigung nach dem Tode angenommen. Aus diesen Quellen floß diese Meinung auch zu einigen Kirchenvätern, als zu Origenes und Augustin. Beide aber scheinen die Sache mehr als ein Bild der sittlichen Verbesserung angesehen zu haben. Glaubenslehre der Kirche war aber diese Meinung gar nicht.

Dieses wurde sie erst durch den römischen Bischoff Gregor im 6ten Jahrhundert, und breitete sich nun erst allmählig in der Kirche aus. Die Furcht vor dem Fegefeuer, aus welchem allein der Priester erlösen könnte, war aber dem Priesterthume zu nützlich, und die darauf gegründeten Todtenmessen ihm zu einträglich, als daß man diese Meinung, da sie einmal da war, hätte fallen lassen sollen. Die Synode zu Trient hat sie nun zu einem ewigen Glaubensartikel der römischen Kirche gemacht, und damit etwas in seinem Ursprunge dem Christenthume eben so fremdes zur christlichen Glaubenslehre gestempelt, als wie die Verehrung der Engel, Heiligen und Märtyrer.

Heinrich: Wie? Du erklärst dieses für etwas dem Christenthum fremdes? Ich suche grade darin einen Vorzug der katholischen Kirche, daß sie eine so große Anzahl von Heiligen und Märtyrern hat, die ihr ein Schmuck sind, an welchem es der evangelischen Kirche gänzlich fehlt. Diese Helden des Glaubens und der Demuth legen ein schönes Zeugniß ab für die Wahrheit des katholischen Christenthums, und ihr Beispiel ist den Gläubigen eine mächtige Erweckung.

Vater: So viel ich die Legenden der sogenannten Heiligen kenne; so haben wir keine Ursache, euch um diesen Reichthum zu beneiden. Aber jetzt einmal zugegeben, die Heiligen eurer Kirche wären wirklich Heilige gewesen, so ist doch euer Ruhm deßhalb nichtig. Denn da eure Kirche erst im 11ten Jahrhunderte entstand, so sind die Apostel, Heiligen und Märtyrer der ersten tausend Jahre nicht euer eigen, sondern der ganzen Kirche gemein, und gehören daher auch uns an. Aber sie nebst den Engeln zu verehren, ihnen Kirchen, Altäre und Feste zu weihen, zu ihnen zu bethen, auf ihre Fürbitte bei Gott zu rechnen, das

halten wir mit Grunde für Unrecht. Was lehren denn eure Bekenntnißschriften hierüber?

Heinrich: Die Synode zu Trient sagt in der 25sten Sitzung:

„Die Bischöffe sollen lehren, daß die Heiligen ihre Fürbitten für die Menschen Gotte darbringen; daß es gut und nützlich sey, sie demuthsvoll anzurufen, und zu Erlangung von Wohlthaten von Gott durch seinen Sohn Jesum Christum, der unser einziger Erlöser ist, zu ihren Fürbitten, ihren Diensten und ihrer Hülfe Zuflucht nehmen." — Der römische Katechismus sagt im 3ten Abschnitt: „Auch die Engel sind anzurufen, weil sie theils Gott stets anschauen, theils die Beschützung unsers Heils gern übernehmen. Es gibt Zeugnisse der göttlichen Schrift über diese Anrufung. Jakob bath (1. Mos. 32, 26.) den Engel, mit dem er gerungen hatte, daß er ihn segne." — Derselbe Katechismus im 4ten Abschnitt: „Mit Recht richtet die heilige Kirche Dankgebethe und Anrufungen an die allerheiligste Mutter Gottes, daß sie uns Sünder durch ihre Fürsprache Gott versöhne, und uns zeitliche und ewige Güter verschaffe." — Die katholische Kirche weihet daher diesen Fürbittern eine Art von Verehrung, läßt sie zu Beschützern einzelner Menschen, Kirchen, Provinzen und Länder wählen, und lehrt, daß man von ihnen die Abwendung von allerlei Unglück und die Zuwendung von allerlei Gütern erhalten könne.

Mutter: Ich bin zwar eine ungelehrte Frau, aber ich getraue mir die ganze bischöffliche Versammlung zu Trient gar leicht aus der Schrift zu widerlegen. Denn mit dieser streiten die Lehrsätze eurer Bischöffe so geradezu, daß man sich verwundern muß, wie diese Hirten eurer

Kirche so ganz gegen alle Schrift sprechen konnten. Sie sagen, man solle die Heiligen und Maria anrufen; aber der Herr sagt, Psalm 50, 15.: rufe mich an in der Zeit der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Im 145. Ps. V. 18. heißt es: Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen. Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren; er höret ihr Schreien und hilft ihnen." Es ist also nicht nöthig, daß es ihm erst von Maria und den Heiligen vorgetragen und empfohlen wird. Auch lehrt uns Jesus ohne Vermittler zu Gott bethen, wenn er Matth. 6, 9. sagt: nach folgendem Muster sollt ihr bethen; „unser Vater, der du bist im Himmel." Ja, Jesus warnt seine Jünger ausdrücklich davor, daß sie nicht glauben möchten, sie dürften nicht selbst zu Gott bethen, und müßten sich nur an ihn wenden. „Ich sage euch nicht, — heißt es Joh. 16, 26. — daß ich den Vater für euch bitten werde. Denn der Vater selbst hat euch lieb."

Heinrich: Aber, liebe Mutter, ist nicht die Fürbitte für andere Allgemeine Pflicht? Sollen also nicht auch die Heiligen im Himmel diese Pflicht erfüllen?

Mutter: Die Fürbitte für Andere ist nach 1. Timoth. 2, 1., Luc. 6, 28., Jac. 5, 15. allerdings Pflicht der Liebe; aber alle Stellen der Schrift handeln nur von der Fürbitte der Lebenden für Lebende, nicht der Todten für die Lebendigen. Nirgends wird aber diese Fürbitte als etwas, das uns nöthig sey, um von Gott Hülfe zu erlangen, dargestellt. Das neue Testament erkennt im Himmel nur einen einzigen Fürbitter für uns, nicht die Maria, nicht die Heiligen, sondern Jesum Christum. „Christus ist zur Rechten Gottes, und unsre Sachen führt er dort," heißt es Röm. 8, 5. Und 1. Joh. 2, 2.: „hat jemand gesündiget, so haben wir unsern Sachwalter bei dem Vater, nämlich Jesum Christum, den Gerechten." Dieses sagt auch der

Brief an die Hebräer, Kap. 4, 15. 16. und Kap. 7, 24. 25. Wir bedürfen also der Fürbitte der Heiligen und Engel nicht. „Bittet, heißt es, so wird euch gegeben.“ — Noch weniger aber ist es christlich, die Engel und Heiligen in irgend einer Art zu verehren. Bei Jesaias, Kap. 42, 8. heißt es: „Ich der Herr, das ist mein Name, ich will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen.“ Jesus gebiethet, Matth. 4, 10: Du sollst den Herrn deinen Gott anbethen, und ihm allein dienen!“ Und Offenbar. 19, 10., Kap. 22, 8. 9. lesen wir, daß Johannes vor dem Engel niederfallen wollte, ihn zu verehren, dieser aber die Ehre mit den Worten ablehnte: „thue es ja nicht! Ich bin dein und deiner Brüder Mitknecht [auch ein Diener Gottes], die von Jesu zeugen; Gott bethe an.“ — Auch nahm der Apostel Petrus diese Ehre nicht an, und sprach (Apost. 10, 25. ff.) zu Cornelius, als ihm dieser zu Füßen fiel: „Stehe auf, ich bin ja auch nur ein Mensch!“ — Du findest also nicht ein einziges Beispiel der Fürbitte der Verstorbenen für die Lebenden oder der Engel für uns im neuen Testamente. Das von der Synode angeführte Beispiel des Engels, von dem Jakob gesegnet seyn wollte, paßt aber hierher gar nicht. So ließen sich Jakob und Esau von Isaak, und Ephraim und Manasse von Jakob segnen (1. Mos. 27. und 48). Kann man darum sagen, sie hätten Isaak, oder Jakob verehrt? — Du siehst also, daß uns die Schrift mit unsern Gebethen überall unmittelbar an Gott, und weder an einen Engel noch an die Heiligen weiset, und noch mehr davon entfernt ist, ihnen eine Verehrung zu gestatten.

Heinrich: Du bist aber irrig, Mutter, wenn du glaubst, die katholische Kirche gestatte eine Anbethung (adoratio) der Engel und Heiligen; diese kommt nur

Gotte zu: sie gestattet vielmehr nur eine Verehrung durch Anrufung um ihre Fürsprache und Hülfe.

Mutter: Dieser Unterschied ist wohl nichts als ein bloßes Wortspiel. Es steht in der Schrift geschrieben: „rufe mich an in der Zeit der Noth," nicht aber einen Engel. Den Namen Gottes anrufen, oder Gott anrufen, steht in der Schrift an vielen Orten für: Gott verehren, zu ihm bethen. Und wäre ja noch ein Unterschied zwischen Anbethung und Verehrung oder Anrufung, so wäre er gewiß dem Volke unverständlich, daß man dadurch doch wirklich zu einer Art von Abgötterei verleitet.

Vater: Mir ist dieses auch das Anstößige dabei, daß man dem Mißbrauch, die Heiligen und Engel als Untergötter anzusehen, kaum entgehen kann. Denn wer alles Ernstes glaubt, die Maria und die Heiligen hörten seine Gebethe, der muß sie zu einer Art allgegenwärtiger und allwissender Wesen machen. Der heilige Gregor z. B. wird in Neapel, Rom, Piemont, Sicilien, Oesterreich, Baiern, Frankreich, Spanien, Portugal, in Mexiko, Chili, Peru, Brasilien, St. Domingo und an andern Orten zugleich angerufen. Entweder muß er, wie Gott, an allen diesen Orten gegenwärtig seyn, um diese Anrufungen zu hören, oder er muß, wie Gott, allwissend seyn, um von allen diesen Gebethen, Seufzern, stillen Gelübden zu wissen, oder er kann von diesem allen nichts erfahren, und also auch nichts helfen. Besonders ist dieses bei der Maria recht auffallend, da diese wohl am allgemeinsten verehrt und angerufen wird. Man rechnet etwa 125 Millionen katholische, und 40 Millionen griechische Christen, von denen die meisten täglich ihr: „Gegrüßet seyst du Maria!" bethen. Sie wohnen auf dem ganzen Erdenrund zerstreut. Sie alle soll der selige

Geist der Maria hören und ihre Bitten zu Gott bringen. Ist es nicht offenbar, daß man dabei voraussetzen muß, die Maria sey eine Art von Göttin, allhörend, allwissend und allgegenwärtig?

Heinrich: Ich habe mir wirklich die Sache nicht so vorgestellt, und sehe wohl, daß sie allen Begriffen von einer menschlichen Seele widerstreitet. Aber es ist doch ein tröstender Gedanke, zu glauben, daß die Heiligen für uns bei Gott bitten. Gott ist ein so erhabenes Wesen, daß man sich von ihm wie durch eine weite Kluft getrennt fühlt, welche Maria und die Heiligen ausfüllen.

Mutter: Das kann nicht dein Ernst seyn; denn dann müßtest du Gott gar nicht kennen. Der Psalmist sagt von ihm: „du verstehest meine Gedanken von ferne; — siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wissest.“ Lies den ganzen 139sten Psalm, und erkenne daraus, welche Thorheit es ist, für den allgegenwärtigen Gott, der unsre Gedanken durchschauet, noch ehe sie uns selbst deutlich werden, noch einen Dolmetscher unsrer Wünsche, und bei ihm, der unser gnädiger und barmherziger Vater ist, noch einen Fürsprecher zu suchen. Vielmehr reißt eure Heiligenverehrung das Herz der Christen vom wahren Gotte los; dieser wird ihnen fremd; sie gewöhnen sich, nur an Menschen zu denken; Gott erscheint unter der unwürdigen Gestalt eines morgenländischen Königs, zu dem man nicht kommen kann, als durch vornehme Fürsprecher und seine Hofleute. Wo bleibt da die Liebe, das kindliche Vertrauen, das der Christ zu Gott als seinem Vater haben soll? — Der Katholik bethet vielleicht öfterer zu der Maria und den Heiligen, als zu Gott. Da ihr indessen doch auch zu Gott bethet, so möchte ich wissen, warum ihr nicht immer zu ihm bethet, sondern zu den Heiligen? Glaubt ihr, daß er

überhaupt Gebethe vernimmt und erhöret, so müßt ihr auch glauben, daß er sie immer hört und zu berücksichtigen den Willen hat. Folglich ist die Fürsprache der Heiligen sehr überflüssig, und in Wahrheit eine Beleidigung Gottes, als ob er durch Menschen erst an seine Barmherzigkeit erinnert und gütig gemacht werden müßte.

Heinrich: Du magst darin nicht unrecht haben, liebe Mutter, aber das ist doch auch nicht zu läugnen, daß die Märtyrer und Heiligen verdienen, daß wir sie verehren und sie preisen.

Vater: Ja, — aber nur so, wie alle fromme Christen überhaupt, nicht wie Mittler zwischen Gott und Menschen. Denn wir haben nur einen Mittler, und das ist Christus. Ehren mag man die Helden der Tugend und die Märtyrer des Glaubens, ihr Andenken erhalten, ihren Muth preisen; aber zu ihnen bethen soll man nicht.

Heinrich: Aber die Verehrung der Märtyrer und Heiligen ist doch so alt in der Kirche, daß sie bis in das erste Jahrhundert zurückgeht?

Vater: Daraus würde nur folgen, daß der Irrthum alt sey; aber doch gewiß ein Irrthum, da er gegen die Schrift auf das Bestimmteste streitet.

Bernhard: Und noch dazu ein Irrthum, der einer Vorstellung seinen Ursprung verdankt, welche grade durch das Christenthum zerstört werden sollte. Die alte Welt vor Christo, auch die Juden, glaubten nämlich, die Seelen aller Menschen kämen nach dem Tode in eine Unterwelt, das ist in einen finstern Aufenthaltsort unter der Erde, eine Meinung, die auch noch die ersten Kirchenväter hatten, und die du bei Tertullian recht ausführlich dargestellt findest, wenn du das 55ste und 58ste Kapitel seiner Schrift über die Seele nachlesen willst. Diese Meinung zu zerstören, war die besondere Absicht des Christenthums, daher uns dieses

überall Freiheit vom Tode oder der Unterwelt, und ewiges Leben im Himmel, oder bei Gott verheißt. Der Gedanke aber, daß die Seelen nach dem Tode die Erde ganz verlassen und in den Himmel zu Gott kommen, ging der alten Welt so schwer ein, daß man immer noch lange an der alten Vorstellung von der Unterwelt fest hielt, und das Kommen zu Gott oder in den Himmel nur für etwas Außerordentliches, für eine ganz ausgezeichnete Belohnung hielt. Diese schrieb man, wie man aus den ältesten Kirchenvätern sieht, nur ganz allein den Märtyrern zu. Ihnen glaubte man, stehe die Aufnahme in den Himmel wie Christo zu, weil sie wie Christus den Tod gelitten hätten. Von vielen Stellen der alten Kirchenväter, auf die ich mich berufen könnte, will ich nur die Worte Tertullians („von der Auferstehung," Kap. 43.) anführen, welcher sagt: „Keiner, wenn er im Tode den Körper verläßt, kann sogleich [ohne in die Unterwelt zu müssen] bei dem Herrn verweilen, ausgenommen nach dem Vorrecht des Märtyrerthums, wo er dann ins Paradies und nicht in die Unterwelt kommt." (Nemo peregrinatus a corpore statim immoratur penes dominum, nisi ex martyrii praerogativa, paradiso scilicet, non inferis deversurus). — Du siehst nun leicht, wie man darauf kommen konnte, die Märtyrer als Fürbitter für die Menschen anzusehen, nämlich, weil man sie, und nur sie allein, nebst den Engeln, für Miteinwohner des Himmels hielt, die den Thron Gottes umgeben, und also — (denn so menschlich dachte man sich die Sache) — Gelegenheit hätten, bei Gott für die Lebenden zu bitten. Die alte Kirche hatte also doch noch in einer herrschenden, obgleich irrigen und nicht christlichen, Vorstellung einen Grund, die Märtyrer als Fürbitter bei Gott zu denken; aber daß man dieses später auf die sogenannten Heiligen ausdehnte, dazu war kein Grund vorhanden, als höchstens

das Verlangen, der Einbildungskraft der bekehrten Heiden, denen man ihre Götter geraubt hatte, etwas anderes an dessen Stelle zu geben, ohne dem Glauben an die Einheit Gottes zu nahe zu treten. Die Heiligen und Märtyrer ersetzten den Griechen und Römern die Halbgötter, oder diejenigen Menschen, die man als Halbgötter ansah, weil man sie nicht in der Unterwelt, sondern im Himmel dachte.

Heinrich: Wenn es so ist mit der Fürbitte der Märtyrer, so ist sie freilich aus einer irrigen Vorstellung hervorgegangen. Aber, lieber Bernhard, warum nennst du die Heiligen: sogenannte Heilige? Glaubst du nicht, daß ihre Tugenden ächt und nachahmungswürdig seyen?

Bernhard: Davon laß uns, da heute die Zeit gebricht, ein anderes Mal sprechen.

Vater: Dieses wünsche ich auch; denn, Heinrich, wir haben bisher deine Anklagen gegen unsre Kirche vernommen, und die Darstellung der Vorzüge, welche du der katholischen Kirche zuschreibst. Wir haben uns wegen jener vertheidigt und diese mit der Fackel der Schrift und Geschichte beleuchtet. Es ist billig, daß du nun auch uns dein Ohr leihest, und das vernimmst, was wir an deiner Kirche auszusetzen haben. Wenn du deinen Uebertritt mit völliger Ueberzeugung gethan hast, so mußt du auch dieses, was wir noch gegen deine Kirche einzuwenden haben, bedacht haben und uns darauf zu antworten wissen. Sehr viel wird es indessen nicht seyn, da schon bei unserer zeitherigen Vertheidigung viele Hauptpunkte zur Sprache gekommen und erledigt worden sind.

Siebenzehntes Kapitel.

Heinrich hatte diesem Verlangen des Vaters nichts entgegensetzen können. Es war billig. Man hatte ihn gehört; er mußte nun auch seine Aeltern hören, da er nichts mehr hatte, was ihm noch werth schien, vorgebracht zu werden. Mit Unruhe aber mußte er sich eingestehen, daß alles, wodurch er sich siegreich zu rechtfertigen gehofft hatte, in Nichts zerronnen sey. Zwar hatte noch Niemand von den Seinen eine Aeußerung gethan, die auf eine Zunöthigung zum Rücktritt zur evangelischen Kirche hindeutete; aber er erwartete mit Bestimmtheit eine solche Anmuthung von der Entschiedenheit seines Vaters, und dachte mit Bangigkeit an jenen Handschlag, den er ihm bei der ersten Unterredung, über die Pflicht von einer irrigen Kirche abzutreten, gegeben hatte. Und über mehrere Punkte, wo ihn Bernhard aus der Beschaffenheit der ersten Kirche widerlegt hatte, Licht zu bekommen, hatte er die Schriften der apostolischen Kirchenväter, des Justinus und Tertullian, zur Hand genommen, die er nun mit vielem Eifer las. Sie stellten ihm aber ein Bild von der ersten Kirche dar, das nur immer weniger und weniger der jetzigen römischen Kirche glich. Diese Lectüre, weit entfernt ihm Waffen zur Vertheidigung seiner Kirche zu gewähren, schärfte im Gegentheile nur mehr und mehr die Waffen seiner Gegner. Der Seelenzustand, in welchen er dadurch gerieth, war ihm unerträglich. Er fühlte, es müsse zu einer Entscheidung kommen, zugleich aber auch, daß nur eine Rückkehr zu der übereilt verlassenen Wahrheit wieder Eintracht und Frieden in sein Inneres bringen könne. So wie er sich diese Ueberzeugung einmal gestanden hatte, wurde er auch ruhiger, und er zeigte sich daher am Abend ziemlich gefaßt, zu hören,

was seine Lieben gegen die römische Kirche würden vorzubringen wissen.

„Die Hauptsache bei dem, was ich gegen deine Kirche zu erinnern habe, sprach der Vater, ist dieses, daß sie ein großes Verderben in die Sittenlehre gebracht, und eine falsche Tugend, die diesen Namen nicht verdient, mit dem Namen einer besondern Heiligkeit belegt hat. Die meisten Heiligen der mittlern und neuern Zeit kamen zur Ehre der Heiligen durch diese falsche Tugend."

Heinrich: Das ist wohl auch deine Ansicht der Sache, Bernhard, und darum sagtest du wohl gestern die „sogenannten" Heiligen. Theile mir doch hierüber deine Gründe mit.

Bernhard: Ich muß freilich dabei etwas weit ausholen, und dich bitten, mir eine längere Aufmerksamkeit zu schenken. — Schon vor Jesu gab es in den Morgenländern eine Denkungsart, nach welcher der Körper als ein Gefängniß der Seele, und die Materie als die Quelle der Sünde angesehen wurde. Diese Ansicht vom Körper war auch der Philosophie des Plato und Pythagoras nicht fremd, und hatte sich auch, wie das Beispiel Philo's von Alexandrien zeigt, den griechisch redenden Juden mitgetheilt, ja sie hatte den ganzen Länderkreis, wo das Christenthum zuerst aufblühte, durchdrungen, und ging daher auch zu den ersten christlichen Lehrern über. Sie gab der Moral aber leider eine verkehrte Richtung. Man glaubte nämlich nur dadurch die Seele ihrer Vollkommenheit nähern, sie zu einem wohlgefälligen Werkzeuge des Geistes Gottes, und der Vereinigung mit Gott würdig machen zu können, wenn man sich theils alles dessen enthielt, was dem Körper wohl und sanft thun, die natürlichen Triebe wecken, das sinnliche Leben erhöhen könne, theils aber auch alle harte Mittel gebrauchte, um das sinnliche Lebensgefühl zu schwächen und abzustumpfen,

den Körper matt zu machen, und dadurch der Seele eine desto größere Freiheit zu geistlichen Betrachtungen zu geben. Schon vor Jesu war solche Enthaltsamkeit oder Ertödtung des Fleisches, wie man es nannte, nicht ungewöhnlich. Der sittliche Ernst der ersten Christen machte sich dieß zu eigen, und trieb es bald weiter. Die natürlichen Triebe, deren Befriedigung sinnliches Vergnügen erweckt, wurden nun als etwas Sündliches, die Enthaltung von dieser Befriedigung als etwas Verdienstliches angesehen; Schauspiele mit anzusehen, delicate Speisen zu genießen, die Befriedigung des Geschlechtstriebes, jede Art von Luxus, Wohlleben und Genuß, wurde als unverträglich angesehen mit der christlichen Vollkommenheit; dagegen Fasten, der Genuß der einfachsten Speisen und Getränke, die strenge Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Vergnügungen, die freiwillige Ertragung der Armuth, die Ehelosigkeit, die willige Verrichtung demüthigender Beschäftigungen für besonders verdienstlich, für eine besondere Heiligkeit. Die zweite Ehe wurde daher als ein Zeichen großer Unenthaltsamkeit verworfen; die Priester, wenn sie Anspruch machten auf Heiligkeit, lebten mit ihren Frauen wie Bruder und Schwester, und viele Laien thaten dasselbe. Daraus bildete sich nun allmählig die Lehre der römischen Kirche von der christlichen Vollkommenheit aus, oder einer Frömmigkeit, welche mehr thue, als das Sittengesetz fordere, und welche Gott, weil sie nicht allen Menschen wohl möglich sey, nicht gradezu fordere, die aber doch die Apostel, als Gotte besonders wohlgefällig, angerathen hätten. Dieses sind die „evangelischen Rathschläge" der römischen Kirche, und die daraus herfließenden Handlungen die sogenannten „guten Werke" derselben. Diese Vollkommenheit besteht nach eurer Kirche in der Ehelosigkeit, der freiwilligen Armuth, dem Almosengeben, dem

freiwilligen Fasten, dem Bethen, dem blinden Gehorsam gegen geistliche Vorgesetzte, dem Zurückziehen von der Welt und ihren Geschäften und Genüssen, oder dem Klosterleben, und jeder Art von freiwilliger strenger Behandlung des Körpers. Die, welche sich in dieser Art von Enthaltungen und Selbstpeinigungen auszeichneten, bekamen vorzugsweise den Namen der Heiligen *). Am weitesten wurde diese Aftertugend zu der Zeit getrieben, als die zahllosen Bettelmönche entstanden, die ein besonderes Verdienst darin suchten, nichts zu arbeiten, sich durch Almosen ernähren zu lassen, und in der tiefsten Unreinlichkeit zu leben und einherzugehen.

Heinrich. Willst du aber solche freiwillige Enthaltungen, denen doch oft ein tiefes religiöses Gefühl zu Grunde lag, verdammen?

Bernhard. Ich gebe zu, daß bei manchen, — wiewohl bei weitem nicht bei allen — wirklich ein religiöses Gefühl zu Grunde lag; aber es war doch offenbar eine falsche Heiligkeit, der man hier nachstrebte. Denn sie ging von lauter unrichtigen Ansichten über die menschliche Natur und die Bestimmung des menschlichen Lebens aus, und stellte zum größten Schaden der Christenheit die Sittengebothe, auf denen doch die Wohlfahrt der Menschen ruht, in Schatten. In einer gesetzmäßigen Ehe leben, alle Lasten des Hausstandes treulich tragen, dem Staate und der Kirche gute Kinder zu erziehen, das ist nach dieser Vollkommenheitslehre gar nichts; nicht heirathen, keinen Hausstand

*) Clemens der Alexandriner sagt hierüber (cohort. ad gent. §. 11.): „die Rathschläge: ob man heirathen, ein Amt verwalten, Kinder zeugen soll, sind geringfügig. Die allgemeinen zur Frömmigkeit gehörenden Gebothe sind die Hauptsache; diesen gemäß zu leben ist allein nothwendig, damit wir ewig leben.“

führen, keine Kinder haben, das ist Heiligkeit. Unter den Menschen zu leben, für sie zu arbeiten, ein Handwerk, eine Kunst zu betreiben, dem Staate und der Gesellschaft zu dienen, das ist nichts; sondern sich in Klöster einzuschließen, der Welt zu entsagen und sich mit frommen Uebungen zu beschäftigen, das ist Heiligkeit. Doch, was soll ich hierüber weitläuftig seyn? Ich will dir lieber gradezu meinen Grundsatz bekennen, nach welchem ich diese ganze Vollkommenheit verwerfen muß. Was nämlich nicht allgemein werden kann, weil es, wenn es allgemein würde, das ganze bürgerliche Leben und die menschliche Gesellschaft auflösen, folglich alle Zwecke des Schöpfers mit dem Menschen zerstören, ja die Fortpflanzung der Kirche Gottes unmöglich machen würde, das ist, das kann nie gut seyn; das ist keine Vollkommenheit, sondern eine Verirrung und Schwärmerei. Gegen diesen Grundsatz wirst du gewiß nichts einwenden können. Eure sogenannte christliche Vollkommenheit aber, oder die Heiligen-Tugenden, würden eine solche Auflösung der Kirche und des Staats unvermeidlich herbeiführen, sie sind also eine schädliche Schwärmerei.

Heinrich: Aber die Kirche meint auch nicht, daß sie allgemein werden sollen, weil nicht alle Menschen den Geist dazu haben.

Bernhard: Nun dann ist sie auch keine Vollkommenheit, keine Heiligkeit, denn beides soll nach Jesu und der Apostel Vorschrift jeder Mensch sich zu eigen machen. Was eine Thorheit und ein Verderben wäre, wenn es allgemein würde, das kann nicht Tugend seyn, wenn es einige thun. Es ist dann bloß etwas erträgliches, aber nichts gutes. Ein Land voll heiliger Mönche und Nonnen, statt voll arbeitsamer Väter und Mütter, muß dir die ganze Thorheit der Mönchstugend vor Augen stellen. Und glaubst du denn den blinden Gehorsam, der auch einen Theil

dieser Vollkommenheit bildet, mit der Sittlichkeit, die Gott schlechthin mehr gehorchen muß als den Menschen, zu vereinigen? — Ist nicht dieser blinde Gehorsam in den Mönchsorden oft aufs ärgste gemißbraucht worden, besonders von den Jesuiten?

Heinrich: Die Kirche dürfte aber doch solchen Mißbrauch nicht gebilligt haben.

Bernhard: Sie sollte aber auch die Grundsätze nicht billigen, aus denen solcher Mißbrauch hervorgehet.

Heinrich: Hat sie denn aber wirklich diese Grundsätze über die christliche Vollkommenheit gebilligt?

Bernhard: Das fragst du noch? Hat sie nicht diese Grundsätze bei allen Mönchsorden gebilligt? Hat sie nicht darauf ihre ganze Lehre von den Bußwerken, welche die Synode zu Trient für hoch nothwendig erklärt, gegründet? ihre Billigung nicht durch die Verehrung der sogenannten Heiligen ausgesprochen, und dadurch die Ehelosigkeit der Priester zu rechtfertigen gesucht? — Aber, mein Freund, diese Sache hat auch noch eine andere, sehr ernsthafte und der Sittlichkeit sehr verderbliche Seite. Man lehrte: Die Heiligen hätten durch ihre freiwilligen guten Werke christlicher Vollkommenheit mehr gethan, als Gott eigentlich von dem Menschen verlange, sie hätten eine Tugend über die Tugend gezeigt, oder Werke des Ueberverdienstes (opera supererogationis), und dadurch vor Gott ein Verdienst erworben, dessen sie selbst nicht bedürften. Dieses Ueberverdienst, lehrte man weiter, ist in der Kirche geblieben, und die Kirche besitzt an diesen überflüssigen Verdiensten der Heiligen einen unermeßlichen Schatz, den der Papst in Rom in Verschluß hat. Allen denen Menschen, die es an dem Gehorsam gegen die Sittengebothe fehlen lassen, und also statt Verdienst Sündenschuld haben, kann nun der Papst aus jenem Schatze so viel Verdienst mit-

15

theilen, als sie brauchen, um ihre Sündenschuld vor Gott zu tilgen; das heißt, er kann ihnen Ablaß geben, und die schriftliche Urkunde, daß er ihm aus dem Schatz dieser Verdienste ihren Nothbedarf geschenkt habe, ist — — ein Ablaßzeddel. Wie bequem hat es der Mensch in eurer Kirche mit der Tugend! Was braucht er das Sittengesetz mit Fleiß und Mühe zu erfüllen, und sich sittliches Verdienst zu erwerben, da die Masse der Heiligen einen unerschöpflichen Schatz von Verdiensten aufgehäuft hat, den er sich nur zurechnen lassen darf, und womit die Kirche immer sehr freigebig gewesen ist!

Heinrich: Bernhard, ich kann nicht glauben, daß es so ist! Dieses wäre ja ein wahrer Handel, der den Werth der Sittlichkeit tief herab würdigte.

Bernhard: Nun so höre die Bulle des jetzigen Papstes, womit er so eben das Jubeljahr und die Austheilung der Ablässe angekündigt hat.

„Wir haben uns entschlossen, von der Gewalt „Gebrauch zu machen, welche uns von oben her „verliehen worden, um die Quellen der himmlischen „Schätze zu öffnen, welche durch das Verdienst unsers Herrn Jesus Christus, durch die gebenedeite „Jungfrau, seine Mutter, und die Heiligen angewachsen, und die auszutheilen uns der Urheber „der Menschen die Macht verliehen hat. Wir schenken und gewähren die Gnade in dem Herrn, „die Vergebung und den vollkommenen „Ablaß aller ihrer Sünden den Christen, welche „in der Jubiläumszeit wahrhaft bußfertig und reuevoll beichten, sich durch die heilige Communion stärken und andächtig, wenigstens einmal im Tage, „dreißig Tage nach einander oder absatzweise die „Kirchen des heiligen Petrus und des heiligen Jo-

„hannes von Lateran und der heiligen Maria Ma-
„jora besuchen und Gott inbrünstig Gebethe opfern
„werden für den Glanz der katholischen Kirche, die
„Ausrottung der Ketzereien, die Einigkeit
„der katholischen Fürsten, das Heil und die Ruhe
„des christlichen Volks."

Hier hörst du ja, woraus der Papst spendet; aus den Schätzen nicht nur des Verdienstes Christi, sondern auch der Maria und der Heiligen, die der Papst als in Rom, man sieht nicht ein, warum? zusammengehäuft darstellt. Du kannst auch davon bekommen, wenn du nach Rom gehen und für die Ausrottung deiner vaterländischen Kirche bethen willst.

Heinrich: (empfindlich) O, Bernhard! das war unfreundlich!

Bernhard: Verzeih'! Es galt wahrhaftig nicht dir, sondern der Bulle des Papstes, welche solches von den Gläubigen fordert. Diesen Gebrauch aber von der angeblichen Heiligkeit der Heiligen kannst du doch gewiß nicht billigen, da er alle Grundsätze der Moral umstößt, und die Tugend, welche allein Tugend ist, nämlich die Erfüllung des Sittengesetzes, als etwas geringfügigeres darstellt, und sie dadurch herabwürdigt.

Heinrich: Gewiß, ich billige diesen Gebrauch nicht und erkläre ihn für einen Mißbrauch; aber wenn einer jene sogenannten evangelischen Rathschläge befolgen will, so kann ich ihn doch darum nicht schelten, und das Almosengeben, das mit darunter begriffen ist, ist ja doch sehr nützlich und ein Werk christlicher Barmherzigkeit.

Vater: Das ist auch das einzige eurer sogenannten guten Werke, das der menschlichen Gesellschaft etwas nützt und bei euch viele herrliche Anstalten der Wohlthätigkeit erzeugt hat. Aber das magst du auch nicht läug-

nen, daß die andern Heiligen-Tugenden, als die Ehelosigkeit, das Fasten, das Klosterleben, das tägliche stundenlange Bethen, der blinde Gehorsam gegen die Geistlichkeit, die Selbstverachtung, die Selbstpeinigung und dergleichen der menschlichen Gesellschaft auch nicht das geringste nützen, und von dem Gebothe: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst“ nur abziehen. Und auch euer Almosengeben kann ich nicht billigen. Bei euch ist das Verdienst nicht in dem Geben und dem, was ihr dadurch wirkt, sondern ihr sucht es darin, daß man sich seines Vermögens freiwillig entäußert. Ihr gebt und werft daher dem Armen zu ohne Wahl und Zweck; daher macht ihr dadurch nur Faullenzer und Bettler, an denen besonders Italien so unermeßlich reich ist, daß man denken sollte, das Betteln und Nichtsarbeiten gehöre selbst zur christlichen Vollkommenheit. Bei uns besteht das Verdienst nicht darin, daß wir entbehren, sondern daß wir helfen. Wir unterstützen daher nicht die Faulheit, sondern die Schwäche oder Unfähigkeit zu arbeiten, und so ist das, was wir — und wahrhaftig reichlich genug — thun, dem allgemeinen Besten nicht schädlich, sondern nützlich.

Bernhard: Auch hat eure Heiligenverehrung die Reliquienverehrung erzeugt, welche sogar die Synode zu Trient bestätigt hat, und womit, wie die ganze Welt weiß, so viele Täuschung und großer Unfug getrieben wird. Dieser Reliquiendienst nebst den damit verbundenen angeblichen Wundern nährt nur den Aberglauben des großen Haufens, wirkt aber dahin, das Christenthum selbst und dessen Geschichte bei den Klügern verdächtig, wo nicht verächtlich zu machen. Ich wundere mich immer, daß verständige Bischöffe eurer Kirche nicht fühlen, daß eine wunderthätige Reliquie eben nichts anders ist, als der wunderthätige Fetisch eines Negers in Afrika.

Heinrich: Ich kann dir hier nicht widersprechen, und ich will auch nicht in Abrede stellen, daß ich oft von verständigen Katholiken Urtheile der Mißbilligung, von Leichtsinnigen aber arge Spöttereien darüber gehört habe.

Vater: Wenn du aber zugeben mußt, mein Sohn, daß die ganze Heiligen-Tugend mit dem Geiste ächter christlichen Tugend streitet; so findest du auch hier wieder einen Beweis, daß die römische Kirche des Hauptzwecks des Christenthums verfehlt, nämlich die Menschen von der Herrschaft der Sünde zu befreien, und sie zu christlicher Tugend zu erziehen. — Dieses sey für heute genug! Morgen will ich dich noch auf einiges andere gleicher Art aufmerksam machen.

Achtzehntes Kapitel.

Vater: Es würde unbescheiden seyn, mein Sohn, wenn ich als Evangelischer die Christen meiner Kirche in sittlicher Hinsicht vor den Katholiken rühmen wollte. Du hast selbst katholische Länder, du hast den Sitz und die Wiege der katholischen Kirche gesehen, und kennest auch dein Vaterland; urtheile daher selbst. Wenn ich indessen nach dem Urtheile der Reisenden gehe, so ist Italien grade das Land, wo häusliche und bürgerliche Tugend am wenigsten gefunden wird. Nun glaube ich aber nicht zu viel zu fordern, wenn ich sage: in Rom, wo das Vorbild und Oberhaupt der Christen ist, wo die heilige und unfehlbare Priesterschaft nicht nur geistlich, sondern auch weltlich regiert, wo alles den rechten Glauben gleichsam aus der ersten Hand hat, wo die weltliche Macht,

führen, keine Kinder haben, das ist Heiligkeit. Unter den Menschen zu leben, für sie zu arbeiten, ein Handwerk, eine Kunst zu betreiben, dem Staate und der Gesellschaft zu dienen, das ist nichts; sondern sich in Klöster einzuschließen, der Welt zu entsagen und sich mit frommen Uebungen zu beschäftigen, das ist Heiligkeit. Doch, was soll ich hierüber weitläuftig seyn? Ich will dir lieber gradezu meinen Grundsatz bekennen, nach welchem ich diese ganze Vollkommenheit verwerfen muß. Was nämlich nicht allgemein werden kann, weil es, wenn es allgemein würde, das ganze bürgerliche Leben und die menschliche Gesellschaft auflösen, folglich alle Zwecke des Schöpfers mit dem Menschen zerstören, ja die Fortpflanzung der Kirche Gottes unmöglich machen würde, das ist, das kann nie gut seyn; das ist keine Vollkommenheit, sondern eine Verirrung und Schwärmerei. Gegen diesen Grundsatz wirst du gewiß nichts einwenden können. Eure sogenannte christliche Vollkommenheit aber, oder die Heiligen-Tugenden, würden eine solche Auflösung der Kirche und des Staats unvermeidlich herbeiführen, sie sind also eine schädliche Schwärmerei.

Heinrich: Aber die Kirche meint auch nicht, daß sie allgemein werden sollen, weil nicht alle Menschen den Geist dazu haben.

Bernhard: Nun dann ist sie auch keine Vollkommenheit, keine Heiligkeit, denn beides soll nach Jesu und der Apostel Vorschrift jeder Mensch sich zu eigen machen. Was eine Thorheit und ein Verderben wäre, wenn es allgemein würde, das kann nicht Tugend seyn, wenn es einige thun. Es ist dann bloß etwas erträgliches, aber nichts gutes. Ein Land voll heiliger Mönche und Nonnen, statt voll arbeitsamer Väter und Mütter, muß dir die ganze Thorheit der Mönchstugend vor Augen stellen. Und glaubst du denn den blinden Gehorsam, der auch einen Theil

dieser Vollkommenheit bildet, mit der Sittlichkeit, die Gott schlechthin mehr gehorchen muß als den Menschen, zu vereinigen? — Ist nicht dieser blinde Gehorsam in den Mönchsorden oft aufs ärgste gemißbraucht worden, besonders von den Jesuiten?

Heinrich: Die Kirche dürfte aber doch solchen Mißbrauch nicht gebilligt haben.

Bernhard: Sie sollte aber auch die Grundsätze nicht billigen, aus denen solcher Mißbrauch hervorgehet.

Heinrich: Hat sie denn aber wirklich diese Grundsätze über die christliche Vollkommenheit gebilligt?

Bernhard: Das fragst du noch? Hat sie nicht diese Grundsätze bei allen Mönchsorden gebilligt? Hat sie nicht darauf ihre ganze Lehre von den Bußwerken, welche die Synode zu Trient für hoch nothwendig erklärt, gegründet? ihre Billigung nicht durch die Verehrung der sogenannten Heiligen ausgesprochen, und dadurch die Ehelosigkeit der Priester zu rechtfertigen gesucht? — Aber, mein Freund, diese Sache hat auch noch eine andere, sehr ernsthafte und der Sittlichkeit sehr verderbliche Seite. Man lehrte: Die Heiligen hätten durch ihre freiwilligen guten Werke christlicher Vollkommenheit mehr gethan, als Gott eigentlich von dem Menschen verlange, sie hätten eine Tugend über die Tugend gezeigt, oder Werke des Ueberverdienstes (opera supererogationis), und dadurch vor Gott ein Verdienst erworben, dessen sie selbst nicht bedürften. Dieses Ueberverdienst, lehrte man weiter, ist in der Kirche geblieben, und die Kirche besitzt an diesen überflüssigen Verdiensten der Heiligen einen unermeßlichen Schatz, den der Papst in Rom in Verschluß hat. Allen denen Menschen, die es an dem Gehorsam gegen die Sittengebothe fehlen lassen, und also statt Verdienst Sündenschuld haben, kann nun der Papst aus jenem Schatze so viel Verdienst mit-

15

theilen, als sie brauchen, um ihre Sündenschuld vor Gott zu tilgen; das heißt, er kann ihnen Ablaß geben, und die schriftliche Urkunde, daß er ihm aus dem Schatz dieser Verdienste ihren Nothbedarf geschenkt habe, ist — — ein Ablaßzeddel. Wie bequem hat es der Mensch in eurer Kirche mit der Tugend! Was braucht er das Sittengesetz mit Fleiß und Mühe zu erfüllen, und sich sittliches Verdienst zu erwerben, da die Masse der Heiligen einen unerschöpflichen Schatz von Verdiensten aufgehäuft hat, den er sich nur zurechnen lassen darf, und womit die Kirche immer sehr freigebig gewesen ist!

Heinrich: Bernhard, ich kann nicht glauben, daß es so ist! Dieses wäre ja ein wahrer Handel, der den Werth der Sittlichkeit tief herab würdigte.

Bernhard: Nun so höre die Bulle des jetzigen Papstes, womit er so eben das Jubeljahr und die Austheilung der Ablässe angekündigt hat.

„Wir haben uns entschlossen, von der Gewalt „Gebrauch zu machen, welche uns von oben her „verliehen worden, um die Quellen der himmlischen „Schätze zu öffnen, welche durch das Verdienst un„sers Herrn Jesus Christus, durch die gebenedeite „Jungfrau, seine Mutter, und die Heiligen an„gewachsen, und die auszutheilen uns der Urheber „der Menschen die Macht verliehen hat. Wir schen„ken und gewähren die Gnade in dem Herrn, „die Vergebung und den vollkommenen „Ablaß aller ihrer Sünden den Christen, welche „in der Jubiläumszeit wahrhaft bußfertig und reue„voll beichten, sich durch die heilige Communion stär„ken und andächtig, wenigstens einmal im Tage, „dreißig Tage nach einander oder absatzweise die „Kirchen des heiligen Petrus und des heiligen Jo-

„hannes von Lateran und der heiligen Maria Ma-
„jora besuchen und Gott inbrünstig Gebethe opfern
„werden für den Glanz der katholischen Kirche, die
„Ausrottung der Ketzereien, die Einigkeit
„der katholischen Fürsten, das Heil und die Ruhe
„des christlichen Volks."

Hier hörst du ja, woraus der Papst spendet; aus den Schätzen nicht nur des Verdienstes Christi, sondern auch der Maria und der Heiligen, die der Papst als in Rom, man sieht nicht ein, warum? zusammengehäuft darstellt. Du kannst auch davon bekommen, wenn du nach Rom gehen und für die Ausrottung deiner vaterländischen Kirche bethen willst.

Heinrich: (empfindlich) O, Bernhard! das war unfreundlich!

Bernhard: Verzeih'! Es galt wahrhaftig nicht dir, sondern der Bulle des Papstes, welche solches von den Gläubigen fordert. Diesen Gebrauch aber von der angeblichen Heiligkeit der Heiligen kannst du doch gewiß nicht billigen, da er alle Grundsätze der Moral umstößt, und die Tugend, welche allein Tugend ist, nämlich die Erfüllung des Sittengesetzes, als etwas geringfügigeres darstellt, und sie dadurch herabwürdigt.

Heinrich: Gewiß, ich billige diesen Gebrauch nicht und erkläre ihn für einen Mißbrauch; aber wenn einer jene sogenannten evangelischen Rathschläge befolgen will, so kann ich ihn doch darum nicht schelten, und das Almosengeben, das mit darunter begriffen ist, ist ja doch sehr nützlich und ein Werk christlicher Barmherzigkeit.

Vater: Das ist auch das einzige eurer sogenannten guten Werke, das der menschlichen Gesellschaft etwas nützt und bei euch viele herrliche Anstalten der Wohlthätigkeit erzeugt hat. Aber das magst du auch nicht läug-

nen, daß die andern Heiligen-Tugenden, als die Ehelosigkeit, das Fasten, das Klosterleben, das tägliche stundenlange Bethen, der blinde Gehorsam gegen die Geistlichkeit, die Selbstverachtung, die Selbstpeinigung und dergleichen der menschlichen Gesellschaft auch nicht das geringste nützen, und von dem Gebothe: „liebe deinen Nächsten als dich selbst" nur abziehen. Und auch euer Almosengeben kann ich nicht billigen. Bei euch ist das Verdienst nicht in dem Geben und dem, was ihr dadurch wirkt, sondern ihr sucht es darin, daß man sich seines Vermögens freiwillig entäußert. Ihr gebt und werft daher dem Armen zu ohne Wahl und Zweck; daher macht ihr dadurch nur Faullenzer und Bettler, an denen besonders Italien so unermeßlich reich ist, daß man denken sollte, das Betteln und Nichtsarbeiten gehöre selbst zur christlichen Vollkommenheit. Bei uns besteht das Verdienst nicht darin, daß wir entbehren, sondern daß wir helfen. Wir unterstützen daher nicht die Faulheit, sondern die Schwäche oder Unfähigkeit zu arbeiten, und so ist das, was wir — und wahrhaftig reichlich genug — thun, dem allgemeinen Besten nicht schädlich, sondern nützlich.

Bernhard: Auch hat eure Heiligenverehrung die Reliquienverehrung erzeugt, welche sogar die Synode zu Trient bestätigt hat, und womit, wie die ganze Welt weiß, so viele Täuschung und großer Unfug getrieben wird. Dieser Reliquiendienst nebst den damit verbundenen angeblichen Wundern nährt nur den Aberglauben des großen Haufens, wirkt aber dahin, das Christenthum selbst und dessen Geschichte bei den Klügern verdächtig, wo nicht verächtlich zu machen. Ich wundere mich immer, daß verständige Bischöffe eurer Kirche nicht fühlen, daß eine wunderthätige Reliquie eben nichts anders ist, als der wunderthätige Fetisch eines Negers in Afrika.

Heinrich: Ich kann dir hier nicht widersprechen, und ich will auch nicht in Abrede stellen, daß ich oft von verständigen Katholiken Urtheile der Mißbilligung, von Leichtsinnigen aber arge Spöttereien darüber gehört habe.

Vater: Wenn du aber zugeben mußt, mein Sohn, daß die ganze Heiligen-Tugend mit dem Geiste ächter christlichen Tugend streitet; so findest du auch hier wieder einen Beweis, daß die römische Kirche des Hauptzwecks des Christenthums verfehlt, nämlich die Menschen von der Herrschaft der Sünde zu befreien, und sie zu christlicher Tugend zu erziehen. — Dieses sey für heute genug! Morgen will ich dich noch auf einiges andere gleicher Art aufmerksam machen.

Achtzehntes Kapitel.

Vater: Es würde unbescheiden seyn, mein Sohn, wenn ich als Evangelischer die Christen meiner Kirche in sittlicher Hinsicht vor den Katholiken rühmen wollte. Du hast selbst katholische Länder, du hast den Sitz und die Wiege der katholischen Kirche gesehen, und kennest auch dein Vaterland; urtheile daher selbst. Wenn ich indessen nach dem Urtheile der Reisenden gehe, so ist Italien grade das Land, wo häusliche und bürgerliche Tugend am wenigsten gefunden wird. Nun glaube ich aber nicht zu viel zu fordern, wenn ich sage: in Rom, wo das Vorbild und Oberhaupt der Christen ist, wo die heilige und unfehlbare Priesterschaft nicht nur geistlich, sondern auch weltlich regiert, wo alles den rechten Glauben gleichsam aus der ersten Hand hat, wo die weltliche Macht,

welche die Geistlichkeit in den Händen hat, ihrer Wirksamkeit auf die Sitten kein Hinderniß, sondern jedes mögliche Beförderungsmittel darbiethet; in Rom, wo man über Heiligkeit und Unheiligkeit der Menschen allein das Urtheil spricht, die Ketzer verdammt und die Heiligen kanonisirt; in Rom, wo der Statthalter Christi als weltlicher und geistlicher Monarch mit seinen Aposteln, den Cardinälen, residirt; in Rom muß die christliche Sittlichkeit mehr als in irgend einem andern Orte der Christenheit gefunden werden; dort muß sich der ganze Einfluß des Christenthums auf die Menschen zeigen; die römischen Christen müssen Muster seyn für die christliche Welt. Ist dieses so, Heinrich? — Sprich!

Heinrich: Nein, wahrhaftig, bester Vater, von der Sittlichkeit des Christen findet man dort grade nicht mehr, sondern weniger als anderwärts.

Vater: Nun so bin ich auch völlig zu dem Schlusse berechtigt, daß dort nicht der rechte christliche Glaube, die rechte christliche Verfassung, mit einem Worte nicht das rechte Christenthum gefunden werde. Am Klima liegt es nicht, denn das alte Rom zeigte viele herrliche Tugenden, sondern es liegt daran, daß sich an Christi Stelle der Papst, an die Stelle der christlichen Kirche die Priesterschaft mit ihrer irdischen Macht und Herrlichkeit gesetzt hat, und daß der ganze Zweck des Katholicismus nicht ist, die Menschen zu Gott wohlgefälligen und tugendhaften Wesen, sondern zu folgsamen Dienern des Priesterthums zu machen. — Darum diese ewige Reihe von priesterlichen Gnadenmitteln, durch die man, ohne jemals ein besserer Mensch wirklich zu werden, immer absolvirt und zum Himmel gebracht wird. Hierüber habe ich schon zu Anfang unserer Unterhaltungen gesprochen. Darum das Preisen einer Heiligen-Tugend, welche die

Klöster und Mönchsorden bevölkert und die Kirchen und die Priesterschaft bereichert. Davon ist gestern die Rede gewesen. Heute will ich dir noch einiges zu bedenken geben, was offenbar auf die Moralität der katholischen Völker nachtheilig wirken muß, und deiner Kirche schwer zur Last fällt. Das erste ist, die Grausamkeit, welche sie stets gegen anders denkende bewiesen hat, die Verfolgungen, die sie zu allen Zeiten gegen diejenigen erregte, welche die Allmacht des Priesterthums nicht anerkennen wollten, das Ungeheuer der Inquisition, das aus ihrem Schooße hervorgegangen ist, und das die Päpste genährt und gepflegt haben, die Millionen blutiger Opfer, welche eure Priesterschaft der Erhaltung ihrer Herrschaft gebracht hat, und das immer fortgehende unchristliche Verdammen und Verfluchen aller evangelischen Christen.

Heinrich: Ich kann nicht läugnen, daß die Päpste früherer Zeit sich und ihre Kirche mit vielen Blutschulden beladen haben, aber ich glaube doch, daß jetzt ein milderer Geist in Rom herrscht, und daß man von jener Grausamkeit des finstern Mittelalters zurückgekommen ist.

Vater: Grundlose Täuschung, von den Proselytenmachern nur vorgespiegelt, um denen, welche sie gewinnen wollen, das Grauen vor der Härte ihrer Kirche zu benehmen. Protestirte nicht der vorige Papst Pius der 7te auf dem Congreß in Wien feierlich dagegen, daß die Evangelischen in Deutschland mit den Katholiken gleiche Rechte haben sollten? Schrieb nicht derselbe Papst in einem Rundschreiben vom 30. Nov. 1808 an alle auswärtige katholische Höfe:

„Es ist eben so falsch als verläumderisch, „daß das Concordat (mit Frankreich von 1801) die „Toleranz anderer Gottesverehrungen festgestellt ha„ben sollte. Diese religiöse Uebereinkunft enthält

„nicht ein einziges Wort, das Bezug habe auf irgend
„eine von der römischen Kirche verdammte und
„verbothene Gottesverehrung.“

Diese von Rom verdammte Gottesverehrung war aber die der Reformirten in Frankreich. Derselbe Papst schrieb im May 1808 an die französische Geistlichkeit: „die Gleichgültigkeit (des französischen Gesetzbuches), welche keine Religion [Confession] vorzieht, ist für die römische Kirche am meisten beleidigend, und ihrem Geiste entgegengesetzt, da diese Kirche vermöge ihrer Göttlichkeit [die nur dem Christenthum, nicht der römischen Kirche zukommt] und nothwendigen Einheit mit keiner andern sich verbinden kann.“ Wenn uns also die katholische Kirche bis diese Stunde noch als Ketzer verdammt, uns nicht als Kirche anerkennt, und gegen unser bürgerliches Daseyn immerfort protestirt, so mußt du doch sagen, daß es nicht am Willen, sondern nur an der Macht fehlt, im Geiste des Mittelalters gegen uns zu verfahren. Dieses stete Beispiel des Hasses aber und der Unverträglichkeit, steht es nicht in auffallendem Widerspruche mit dem Geiste des Christenthums, der die anders denkenden, ja selbst die Feinde zu lieben gebiethet, und überall Barmherzigkeit und Milde empfiehlt! —

Heinrich: Ich muß dieses eingestehen, mein Vater, und glaube selbst, daß es sehr schlimm um den Frieden der Welt stehen würde, wenn die katholischen Fürsten und Völker sich die Gesinnungen des Hasses und Verfolgungsgeistes aneignen wollten, der unaufhörlich von Rom aus gepredigt wird.

Vater: Die Priesterschaft eurer Kirche hat aber auch dadurch verderblich auf die Moral ihrer Glaubensgenossen gewirkt, daß sie unmoralische Grundsätze öffentlich in Schutz genommen hat. Ich will des Ablaßwesens nicht

gedenken, da wir über dessen sittliche Schädlichkeit einverstanden sind. Aber wie oft haben eure Päpste alter und neuerer Zeit feierliche Eide der Christen für ungültig erklärt, und dadurch die Heiligkeit des Eidschwurs und die Ehrfurcht vor Gott in den Herzen der Menschen untergraben? Und waren sie es nicht, die den Grundsatz aufstellten, daß man Ketzern keine Treue, keinen Glauben zu halten habe? — Dieses alles aber wäre noch das geringste, wenn nur nicht die katholische Kirche die Jesuiten erzeugt, sie aufgenommen und gepflegt, ja sogar jetzt sie wieder hergestellt hätte. Die Moral der Jesuiten ist zum Sprichwort in Europa geworden. Sie hatten den heillosen Grundsatz, daß der Zweck alle, auch die schlechtesten Mittel heilige, und daß daher zur Ehre Gottes Aufruhr, Königsmord, Meineid, Lüge und alles Böse erlaubt sey. Sie stellten die schändliche Lehre von der sogenannten Probabilität auf, nach welcher eine schlechte Handlung erlaubt sey, wenn man nur wahrscheinlich gute Wirkungen von ihr erwarten könne. Sie lehrten den innern Vorbehalt bei Eiden und Versprechungen, lehrten, daß eine unsittliche Handlung nicht sündlich sey, wenn man nur dabei an Gott denke. Sie waren mit einem Worte so ruchlos und gefährlich, daß das allgemeine Geschrei der katholischen Höfe die Aufhebung des Ordens erzwang. Nach einer gemachten Berechnung sollen 68 Jesuitische Schriftsteller den Königsmord gelehrt haben.

Heinrich: Die katholische Kirche hat aber solche abscheuliche Lehren nie gebilligt.

Vater: Nein, das hat sie nicht gethan, wie auch das Verlangen um Aufhebung des Ordens beweiset. Aber die Päpste haben zu diesen Lehren geschwiegen; sie haben den Orden gegen die Fürsten so lange als möglich geschützt; sie haben ihn wieder hergestellt; sie pflegen und

empfehlen ihn überall. Was aber euer unfehlbarer Papst, das inspirirte Oberhaupt der inspirirten Priesterschaft, thut, zu der die Jesuiten selbst auch gehören, das fällt eurer ganzen Kirche zur Last, welche den Papst als allgemeinen Christenvater anerkennt. Wer würde nicht glauben müssen, daß ein Fürst, der einen Staatsdiener von verderblichen Grundsätzen, den er wegen Ungerechtigkeiten hat fortschicken müssen, wieder aufnimmt, und hoch ehrt, auch die Grundsätze und das Verhalten desselben billige? —

Heinrich: Es ist allerdings schlimm, daß man einen Orden, den selbst die sittliche Stimme der katholischen Welt verdammte, so ohne weiteres wieder hergestellt hat, ohne seine früheren weltbekannten Verirrungen und falschen Grundsätze zu mißbilligen und der Welt eine Gewähr zu geben, oder nur aufzuzeigen, daß er besser geworden sey.

Vater: Ueberhaupt mag man den Papst nicht von der katholischen Kirche scheiden, da die Katholiken selbst ihn mit derselben so verbinden, daß sie den kaum für einen Christen halten, der sich ihm nicht unterwirft, und alle Bischöffe und Geistliche der katholischen Welt bei ihrer Ordination dem Papste „wahren Gehorsam" (veram obedientiam) schwören müssen. Nun siehe aber, mein Sohn, wie die Päpste immer Grundsätze behauptet haben, die dem Evangelio gradezu entgegen sind, und dadurch auch die katholischen Christen zum Ungehorsam gegen die Aussprüche Jesu und der Apostel bestimmten. — Sie haben immer behauptet und durch ihre Bischöffe behaupten lassen, daß die evangelischen Christen verdammt seyen, weil sie nicht mehr, als das Evangelium enthält, glauben, und daher von den besondern, später aufgekommenen Glaubenslehren der römischen Kirche nichts wissen wollen; und doch hast du aus den in unsern früheren Unterredungen vorgekommenen Aussprüchen Jesu und der Apostel gesehen, daß diese überall den

einfachen evangelischen Glauben an Gott und Jesus, den Heiland, zur Seligkeit für genugsam erklärten, dagegen unser ewiges Schicksal vorzugsweise von einem christlichen Leben abhängig machten. — Ferner geben die Päpste der christlichen Welt das böse Beispiel, daß sie, ob sie gleich Nachfolger Jesu und der Apostel seyn, und alle ihre Macht von ihnen haben wollen, dennoch Lehren und Gebräuche gegen die ausdrückliche Anordnung Jesu und der Apostel feststellen. Sie geben also das Beispiel eines bewußten und vorsätzlichen Ungehorsams. So theilte Jesus den Kelch beim Abendmahle aus, auch die Apostel und die ganze apostolische Kirche; aber Päpste und Bischöffe versagen den Laien den Kelch. So schreibt Paulus wiederholt (1. Timoth. 3, 2. 12. Tit. 1, 6.): „ein Bischoff soll seyn eines Weibes Mann;" aber der Papst und seine Bischöffe haben als Gesetz aufgestellt: ein Bischoff soll seyn keines Weibes Mann. — Paulus tadelt, 1. Timoth. 4, 2., diejenigen, welche die Ehe verbiethen und die Enthaltung von Speisen einführen, und spricht V. 8. den richtigen Grundsatz aus: „jene Uebung, die den Leib angehet, hat wenig Nutzen, aber die wahre Gottseligkeit ist in jeder Hinsicht heilsam; ihr sind Verheißungen für dieses und jenes Leben gegeben;" aber die Päpste und ihre Bischöffe verbiethen den Priestern die Ehe, erklären die Ehelosigkeit für einen seligern Stand, und lehren, daß der Mensch durch die Bußwerke des Fastens und anderer leiblicher Uebungen Strafen Gottes abwenden und für seine Sünden genug thun könne.

Heinrich: Ich glaube kaum, lieber Vater, daß unsre Kirche die Ehelosigkeit jemals für einen gottseligern Stand als die Ehe erklärt hat. Denn wie könnte sie sonst die Ehe als ein Sacrament verehren!

Bernhard: Der 10te Kanon der 24sten Sitzung der Synode zu Trient lautet also:

„Wenn jemand sagt, der eheliche Stand sey dem „Stande der Jungfrauschaft vorzuziehen, und es sey „nicht besser und seliger, in dem jungfräulichen „Stande und in der Ehelosigkeit zu bleiben, als zu heirathen; der sey verflucht.“

Hier ist zwar kein Verboth der Ehe, aber die Ehe wird doch für etwas nicht gutes, für eine Art von nothwendigem Uebel erklärt, und es wird behauptet, es sey seliger (beatius), d. h. es führe gewisser zur Seligkeit, ehelos zu bleiben. Damit steht doch eure Kirche in offenem Widerspruche mit dem Apostel, der sagte: ein Bischoff sey eines Weibes Mann, der die tadelt, welche die Ehe verbiethen, und der 1. Timoth. 2, 3. von dem Eheweibe sagt: „selig wird sie werden als Mutter von Kindern, wenn sie im Glauben und in der Liebe in einem tugendhaften und sittsamen Betragen beharret.“ Es widerspricht endlich der Anordnung Gottes vom Anfang an, der (1. Mos. 2, 18.) bei der Schöpfung des Weibes sprach: „es ist nicht gut, daß der Mann allein sey,“ während ihr lehrt: es sey besser und seliger, wenn er allein bleibe. Ja ihr tadelt damit Gott, der dadurch, daß er zwei Geschlechter schuf, und ihnen geboth: seyd fruchtbar und mehret euch! die Ehe nothwendig machte, als hätte er einen Stand eingesetzt, der nicht gut und selig sey. Während das ganze alte Testament Kinder für einen Segen Gottes erklärt, tadelt ihr die gesetzliche Verbindung beider Geschlechter, welche die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts bedingt, als einen nicht guten und nicht so seligen Stand als die Ehelosigkeit.

Mutter: Und wie sehr setzt nicht damit die katholische Kirche die eine ganze Hälfte des menschlichen Geschlechts herab! Betrachtet sie nicht die Weiber als eine Art von Uebel und von Verführerinnen zu einem minder guten und se-

ligen Zustand? Spricht sie nicht dadurch ein Urtheil der Mißbilligung über die hohen und edlen Pflichten der Mutter und Hausfrau aus? O wahrlich, es ist etwas schwereres, die Beschwerden des Hausstandes zu tragen, die Mutterpflichten mit Aufopferung der Gesundheit und Gefahr des Lebens zu erfüllen, und der Welt und der Kirche Gottes gutgesittete Kinder mit Sorge und Mühe aufzuziehen, als müßig in einem Kloster zu sitzen und Psalmen zu singen.

Wilhelmine: Und wenn es wahr ist, daß beide Geschlechter ihren, durch ihre Natur gegebenen, besondern Charakter haben, daß das ehelose und getrennte Leben beider Geschlechter nur einseitige Menschen bildet, daß aber der wahre Charakter der Menschheit sich erst dadurch bildet, daß beide Hälften des menschlichen Geschlechts im Haus- und Ehestande beisammen leben, und ihre natürlichen Vollkommenheiten einander mittheilen; so erscheint der Ausspruch deiner unbeweibten Bischöffe zu Trient noch ungeschickter, und den Absichten des Schöpfers widersprechend. Was wollten auch diese Bischöffe, deren keiner je ein Weib gehabt hatte, von der Ehe und vom Wesen des weiblichen Geschlechts verstehen! Es ist schon schlimm und unbillig, daß die Männer allein, ohne die Weiber zu hören, alle Ehegesetze machen; aber zehnmal schlimmer ist es, wenn die Gesetzmacher alle Amtshalber unbeweibt sind.

Heinrich: Weißt du nicht, Wilhelmine, daß der Apostel (1. Kor. 14, 34.) sagt: „die Frauen sollen nicht öffentlich reden in der Gemeinde?"

Bernhard: Dort ist blos von Lehrvorträgen in der Gemeinde die Rede, welche der Sittsamkeit und Bescheidenheit des schönen Geschlechts allerdings nicht anstehen würden, und für welche schon die sanfte weibliche Stimme nicht gemacht ist. Wenn man aber Ehegesetze macht oder eine Gesindeordnung, oder sonst etwas, was die Verhält-

nisse des Weibes insonderheit betrifft; so halte ich es allerdings für gut, dabei die Stimme verständiger Frauen zu hören.

Heinrich: So wahr es auch ist, was ihr hier über den Ruhm, den unsre Kirche der Ehelosigkeit gibt, erinnert habt, so muß ich dennoch bemerken, daß der Lehrsatz der Synode zu Trient den Ausspruch des Apostels Paulus für sich hat, der, 1. Kor. 7, 1. 8., schreibt: „ich halte es freilich für gut, kein Weib zu berühren;" — „den Unverheiratheten und Verwittweten sage ich aber, daß sie wohl thun, so zu bleiben, wie ich; können sie sich indessen nicht enthalten, so mögen sie heirathen."

Bernhard: Ich kenne diese Aussprüche wohl; aber sie sind ganz anderer Art. Denn warum rieth Paulus damals vom Heirathen ab? Nicht, als ob es an sich besser und seliger sey, unverheirathet zu bleiben, nicht, als ob dadurch der Weg zur christlichen Vollkommenheit und Tugend leichter gefunden würde, wie ihr lehrt; sondern weil er den Eintritt sehr trübseliger Zeiten erwartete, wo sich das Unglück leichter ertragen lasse, wenn man allein stehe, als wenn man durch Gatten und Kinder gebunden sey. Dieses sagt er im 26sten Verse: „ich bin der Meinung, daß es, der bevorstehenden Bedrängnisse wegen, rathsam sey, unverheirathet zu bleiben." Der Apostel nämlich, so wie die erste Kirche überhaupt, glaubte, die Wiederkunft Jesu stehe sehr nahe bevor, und also auch der Eintritt der traurigen Zeiten und Schrecknisse, welche Jesus Matth. 24, als seiner Zukunft vorhergehend, vorherverkündigt hatte. Deßwegen hielten sie für rathsam (nicht für seliger), unverheirathet zu bleiben. Da sich nun diese Befürchtungen als ungegründet erwiesen, so fällt auch für die spätern Christen der ganze Grund ihres wohlmeinenden Rathes weg.

Heinrich: Damit trittst du aber dem Ansehn der Apostel zu nahe, wenn du glaubst, sie hätten sich über die Zeit der Wiederkunft Jesu geirrt.

Bernhard: Ganz und gar nicht; denn Jesus hatte ihnen wiederholt gesagt, daß sie darüber keine Offenbarung erhalten würden; daher sie über diesen Punkt ihren Vermuthungen überlassen waren, wie alle andere Christen. Denn nachdem Jesus, Matth. 24, von seiner Zukunft gesprochen hatte, setzte er, V. 36., hinzu: „von jenem Tage aber oder der Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht; nur der Vater weiß es.“ Und als ihn nach Apost. 1, 6. die Apostel fragten: ob er nun bald das Reich Israel aufrichten werde, so empfingen sie V. 7. die Antwort: „euch kommt es nicht zu, Zeiten und Zeitumstände zu wissen, welche der Vater nach seiner Macht festgesetzt hat.“

Vater: Du siehst also, mein Heinrich, daß der Papst und die Bischöffe über die Ehe ausgesprochen haben, was den Lehrsätzen der heiligen Schrift widerspricht. Und wie streiten die Grundsätze und die Handlungsweise eurer Priesterschaft und der Päpste mit den evangelischen Gebothen in Hinsicht der Obrigkeiten und Fürsten? Paulus schreibt, Röm. 13, 1.: „jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt! denn nicht ohne Gottes Anordnung ist die Obrigkeit da, sondern die, welche regieren, sind von Gott verordnet.“ Und 1. Timoth. 2, 1.: „vor allem ermahne ich denn, daß Bitten, Gebethe, Fürbitten und Danksagungen für alle Menschen geschehen, für die Regenten und alle andere obrigkeitliche Personen, daß wir ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“ Und Petrus schreibt 1. Petr. 2, 13. 17.: „unterwerfet euch aus Gehorsam gegen den Herrn jeder menschlichen Ordnung! Sey es dem Könige, oder seinen Statthaltern. — Fürchtet Gott! Ehret den König!“ So lan-

ist die Stimme der heiligen Apostel. Was aber that der angebliche Nachfolger Petri? Er entband die Unterthanen der Kaiser von Deutschland, der Könige von Frankreich, England, Neapel des Eides der Treue, setzte Kaiser und Könige ein und ab, verschenkte Reiche, und behauptete, daß er Kronen geben und nehmen könne.

Heinrich: Das war wohl nur zur Zeit des finstern Mittelalters.

Vater: Nun so höre, was der Papst noch am 16. April 1701 an den König von Frankreich und andere katholische Fürsten wegen der vom Churfürsten von Brandenburg, Friedrich dem Dritten, im Jahre 1701 angenommenen Würde eines Königs von Preußen, schrieb.

> „Geliebter Sohn in Christo! Ob Wir gleich glauben, daß deine Majestät auf keine Weise das Vorhaben billigen wird, das Friedrich, Markgraf von Brandenburg, zum schändlichsten (deterrimo) Beispiel für die Christenheit unternommen hat, daß er sich nämlich unterfangen hat, den königlichen Titel sich öffentlich anzumaaßen; so können Wir doch dabei nicht stille schweigen, weil eine solche That dem Inhalt päpstlicher Verordnungen (apostolicarum sanctionum dispositioni) entgegen, und für das Ansehen des heiligen Stuhls beleidigend (injuriosum) ist, indem nämlich die heilige königliche Würde von einer nicht katholischen Person nicht angenommen werden kann, ohne Verachtung der Kirche."

Die Fürsten und Obrigkeiten aber, für welche Paulus und Petrus zu bethen, welchen sie zu gehorchen gebiethen, waren gar heidnisch, nämlich die römischen Kaiser, deren Statthalter und Obrigkeiten. Der Papst aber „ehret" sogar die christlichen Könige nicht, und will nicht nur der

katholischen, sondern auch der evangelischen Fürsten Gebiether seyn. Die frommen Apostel wollten, die Christen sollten für die heidnischen Kaiser und Obrigkeiten bethen, der jetzige Papst Leo ermahnt aber in der Bulle über das Jubiläum die Gläubigen „für die katholischen Fürsten,“ also nicht für die evangelischen, und übrigens um die „Ausrottung der Ketzerei“ zu bethen. — Der Widerspruch geht aber auch noch weiter. Paulus gebiethet den Christen zu Rom (Röm. 13, 6. 7.), sie sollten unweigerlich die von den heidnischen Obrigkeiten aufgelegten Abgaben bezahlen; die Päpste aber behaupten, kein Fürst dürfe seinen Unterthanen ohne ihre Bewilligung Abgaben auflegen.

Heinrich: Welcher Papst hätte eine so ungeheure Anmaaßung ausgesprochen?

Vater: Urban der 8te, der im Jahre 1627 die berühmte Gründonnerstags-Bulle mit 17 Flüchen erließ, die jeden Gründonnerstag in der Peterskirche zu Rom abgelesen wird, wo es wörtlich heißt:

> „Desgleichen verbannen und verdammen wir alle, welche in ihren Ländern neue Abgaben oder Gabellen, außer in solchen Fällen, die ihnen vom Recht oder aus besonderer Erlaubniß des apostolischen Stuhls vergönnet sind, auflegen oder vermehren, oder fordern, daß man sie auflege oder vermehre.“

Gestehe, lieber Sohn, daß sich eure Päpste durch alles dieses über Jesum selbst und die Apostel erhoben haben, und mehr Gehorsam für sich, als für die, deren Statthalter und Nachfolger sie seyn wollen, fordern. Gleichwohl sagt Jesus, Matth. 10, 24.: „der Schüler ist nicht besser als sein Lehrer, und der Knecht nicht höher als sein Herr.“ Hierin liegt auch der Grund, warum sie nicht wollten, daß

die Laien die heilige Schrift in der Landessprache lesen sollten, nicht sowohl, weil sie glaubten, es könne den Laien schädlich werden, als weil sie fürchteten, die Laien möchten in der Bibel vieles ganz anders finden, als es die Päpste und Bischöffe bestimmt hatten.

Neunzehntes Kapitel.

Der Sonntag fiel ein, und die ganze Familie besuchte, wie gewöhnlich, die Kirche, wo öffentliches Abendmahl mit zahlreicher Theilnahme gehalten wurde. Antonio fehlte nicht, und hatte von der ganzen Handlung kein Wort verloren. Als die Familienglieder nach der Kirche im Garten beisammen waren, und der junge Neapolitaner durch einige Geschäfte in ihrer Nähe gehalten wurde, fragte ihn die Hausfrau, die ihn besonders lieb gewonnen hatte, wie ihm die evangelische Abendmahlsfeier gefallen habe? Antonio rühmte sie als sehr anständig und erbaulich. Besonders habe ihm gefallen, daß das Abendmahl nicht wie bei den Katholiken lateinisch, sondern deutsch gehalten und daß auch der Kelch ausgetheilt werde.

„Wie kam es aber, Heinrich, — fragte die Mutter, — daß man in der römischen Kirche den Kelch den Laien verweigerte? Es scheint mir doch gar kein Grund dazu da zu seyn.“

Heinrich: Die Synode zu Trient sagt in der 21sten Sitzung hierüber:

„Man darf nicht zweifeln, daß der Genuß nur „einer Gestalt zur Seligkeit hinreichend sey. Denn,

„obgleich Christus dieses Sacrament in der Gestalt „des Brodes und Weines eingesetzt hat, so hat doch „diese Einsetzung nicht den Zweck, daß dadurch alle „gläubige Christen zum Genusse beider Gestalten ver„bunden seyen*).“

Mutter: Ich möchte wissen, warum nicht? Wenn das Wort des Heilandes: „nehmet hin und esset“ die Einsetzung des Brodes ist, so ist gewiß mit gleichem Rechte das Wort: „trinket alle daraus“ die Einsetzung des Kelchgenusses. Soll das letztere nicht alle Christen verbinden, so sehe ich nicht ein, wie auch das erstere für alle gelten soll. Auch hat die ganze alte Kirche Brod und Wein genossen, wie auch die ausführliche Stelle, 1. Kor. 11. zeigt.

Heinrich: Das gesteht die Synode ein, indem sie sagt: „zwar war der Genuß beider Gestalten im Anfange des Christenthums gewöhnlich, aber jene Gewohnheit hatte sich im Laufe der Zeit weit und breit verändert.“

Antonio: Daraus folgte doch nicht, daß diese Gewohnheit gut und recht war, und daß man sie zum Gesetz machen durfte. Man sündigte doch da gegen das ausdrückliche Wort Jesu: „trinket alle daraus.“

Vater: Es ist auch nicht wahr, was die Synode von dieser Gewohnheit sagt. Sie kam nur erst in England im 12ten Jahrhundert auf, daher die Griechische Kirche, die sich schon im 11ten Jahrhundert von der Lateinischen trennte, den Wein immerfort reicht. Der Grund dazu war aber die erst im 9ten Jahrhundert aufgekommene Meinung, daß Brod und Wein in den Leib und Blut Christi verwandelt würden. Weil man nun fürchtete, die Laien möchten

*) S. die Stimmen der Kirchenväter, Anhang XII.

einen Tropfen des Blutes des Gottmenschen zur Erde fallen lassen, oder vom Munde wischen, so entzog man ihnen aus dieser abergläubischen Furcht den Kelch allmählig ganz.

Heinrich: Der römische Katechismus führt noch andere Gründe an; nämlich, der Wein würde sauer werden, wenn man ihn, wie die Hostie, aufheben wolle.

Vater: Das ist derselbe Grund. Denn warum hebt ihr den Wein auf? Weil ihr meint, er sey nun nicht mehr Wein, sondern Blut des Gottmenschen. Daß er aber sauer wird, zeigt eben, daß er noch Wein ist.

Heinrich: Der Katechismus sagt ferner: „auch sind viele, die den Geschmack des Weins nicht vertragen können, ja nicht einmal den Geruch desselben, und in manchen Ländern ist großer Mangel an Wein, und dessen Herbeischaffung beschwerlich und kostbar.“

Vater: Richtige Gründe! Der Wein ist unter einer Million Menschen kaum einem zuwider: warum soll er allen entzogen werden? Soll man das Predigen abschaffen, weil einige taub sind in der Gemeinde? Ich habe nie gehört, daß in unsern Ländern ein Mensch gefunden worden sey, der einen natürlichen Ekel vor dem Weine gehabt habe. Wenn der Wein in einigen kalten Ländern schwer zu haben ist, so sollte man ihn doch den wärmern Ländern nicht auch verbiethen. Die Wenigkeit aber, die zum Abendmahl gebraucht wird, kann man in allen Ländern der Welt haben. Alles dieses könnte höchstens eine Ausnahme von der Regel rechtfertigen, nimmer aber eine Regel bilden.

Antonio: Essen und Trinken gehören zusammen und bedingen das irdische Leben. Da nun dieses im Abendmahl ein Sinnbild der himmlischen Speise ist, oder der Gnade, so muß man dem Menschen beides geben, wie Jesus nicht nur Brod zum Essen, sondern auch Wein zum

Trinken gab. Ein halbes Sacrament ist so gut als gar keins.

Heinrich: Der römische Katechismus führt noch einen Grund an, nämlich die Lehre von der Concomitanz, welche auch die Synode zu Trient in der 13ten Sitzung festgestellt hat; nämlich, daß im Leibe Christi auch sein Blut mit enthalten sey, und daher der Genuß des Brodes zugleich auch Genuß des Blutes Christi sey.

Vater: Ich kenne diese Erfindung der Scholastiker, kann aber nicht daran denken, ohne einen gewissen Ekel zu empfinden. Denn der Gedanke eines blutigen Fleisches Christi ist mir etwas höchst grobes, widerliches, an das Gemeinste mich erinnerndes.

Mutter: So meint man es wohl auch nicht, lieber Mann.

Heinrich: Allerdings! denn der römische Katechismus erklärt mit dürren Worten es für einen ketzerischen Irrthum, wenn man behaupte, das Brod enthalte bloß den blutlosen Leib (exsangue corpus) des Herrn.

Mutter: Nun so muß ich gestehen, daß ich mir von dem, was ihr den blutigen Leib des Herrn nennt, keine Vorstellung machen kann. Daß frisch geschlachtetes Fleisch noch blutig ist, weiß ich wohl; aber dieses auf den verklärten Leib Christi anwenden zu wollen, ist mir der allerhöchste Widersinn. Auch widerspricht diese grobe Vorstellung dem Apostel Paulus ins Angesicht. Dieser beschreibt die Leiber der Auferstandenen und den Leib Christi seit seiner Auferstehung 1. Kor. 15, 42 ff. ganz anders. Er sagt: „ein verweslicher Körper wird gesäet, ein unverweslicher [also nicht aus Fleisch und Blut bestehender] wird auferstehen. Ein thierischer [aus Fleisch und Blut bestehend] wird gesäet, ein geistiger wird auferstehen. — Das kann ich euch sagen, Brüder, dieser unser irdischer Körper kann

so nicht zum Erbtheil des göttlichen Reiches gelangen; und das Verwesliche wird der Unverweslichkeit nicht theilhaftig.» Und Philipp. 3, 21. sagt er: „Christus wird diesen hinfälligen Leib umbilden und seinem herrlichen Leibe verähnlichen.»

Antonio: Was mich betrifft, so halte ich mich daran, daß Jesus den Kelch nahm und sprach: trinket alle daraus! Die gelehrte Spitzfindigkeit, daß das Blut im Fleische sey, wußte der Heiland gewiß so gut, wie die Bischöffe zu Trient, und er hätte sich daher, wenn sie hier eine Anwendung leiden könnte, die Austheilung des Kelchs ganz ersparen können. Auch würde daraus folgen, daß der Kelch gar nicht zu nehmen sey, und daß ihn auch die Priester in keinem Falle zu trinken hätten.

Vater: Antonio hat ganz recht. So könnte man auch blos auf Gott, und nicht nach dem Befehle Jesu auf Vater, Sohn und Geist taufen, weil nach der Lehre von der Dreieinigkeit in Gott Vater, Sohn und Geist sind.

Heinrich: Ich muß euch zugeben, Freunde, daß sich für die Entziehung des Kelchs kein haltbarer Grund finden läßt. Aber daran hat doch die evangelische Kirche nicht recht gethan, daß sie die letzte Oelung abgeschafft hat, da diese unbezweifelt vom Apostel Jakobus angeordnet ist.

Vater: Wir wollen einmal die Stelle im Zusammenhange vorlesen.

Jak. 5, 13—16.: „Ist jemand unter euch durch Leiden gedrückt, so bethe er; ist er froh, so singe er Loblieder. Ist jemand von euch krank, so rufe er die Aeltesten der Gemeinde zu sich, daß sie für ihn bethen, und im Vertrauen auf den Herrn ihn mit Oel salben. Und das vertrauensvolle Gebeth wird den Kranken retten, der Herr wird ihn

genesen lassen, und hat er Sünden begangen, so werden sie ihm vergeben werden. Bekennet nur einander eure Vergehungen und bethet einer für des andern Genesung! Des Frommen eifriges Gebeth vermag viel."

Du siehst, daß der Apostel gute Regeln gibt, die sich auf drei Zustände beziehen, nämlich, wenn einer leidet, wenn er froh ist, wenn er krank ist. Du kannst also nicht sagen, daß die dritte gute Regel die Einsetzung eines Sacraments sey, oder du mußt zugeben, es sey auch ein Sacrament in den Tagen des Leidens zu bethen, und in den Tagen des Glücks Loblieder zu singen. Die ersten beiden Regeln hat nun niemand je für Sacraments-Vorschriften erklärt, folglich ist es auch die dritte nicht. Was aber hier der Apostel anräth, das ist auch nicht eure letzte Oelung. Ihr läßt sie von einem, und zwar einem Priester verrichten; der Apostel spricht aber die Aeltesten, nicht der Aelteste. Er sah es also nicht für ein priesterliches Geschäft an; daher er am Schlusse auch sagt: bethet einer für den andern; bekennet untereinander eure Vergehungen. Er schließt also niemand aus; er spricht von dem, was alle sich gegenseitig thun sollen, nicht davon, was dem Priester zukomme. Von dem Salben mit Oel leitet er aber keine besondern Wirkungen her. Aus Mark. 6, 13. wo es heißt: „sie vertrieben auch viele Teufel, salbeten viele Kranke mit Oel und heilten sie," sieht man, daß das Salben mit Oel etwas medicinisches war, was man auch noch jetzt im Morgenlande, namentlich bei der Pest, anwendet. Ihr dagegen lehrt, das Oel habe als Sacrament, und weil es vom Bischoffe geweiht sey, die Kraft, den Teufel von der scheidenden Seele abzuwehren, und ihr die Gnade Gottes zuzuwenden. Jakobus erwähnt des Gebrauchs

des Oels wohl nur, weil es eben damals gewöhnlich war, und widerlegt vielmehr stillschweigend die Meinung, als ob das Oel etwas Besonderes wirke, indem er sagt: „und das Gebeth wird den Kranken retten, — denn es vermag viel.“ Des Oeles gedenkt er gar nicht, aber das Gebeth hebt er heraus als die Hauptsache, damit die Christen nicht denken sollten, es komme auf das Oel-Brauchen eben etwas an. Wenn also der evangelische Christ in Krankheit fromme Freunde oder seinen Geistlichen zu sich kommen läßt, um für ihn zu bethen, so genügt er dieser Vorschrift des Apostels, der diese Vorschrift gibt, nicht um ein Sterbesacrament anzuordnen, sondern dem Kranken wieder zur Gesundheit zu verhelfen. Blos für den letztern Zweck braucht auch die griechische Kirche die Oelung.

Antonio: Ich bin wenigstens überzeugt, daß mich mein Heiland nicht verstoßen wird, wenn ich, auch ohne von einem Priester geölt zu seyn, sterbe, daferne ich nur gethan habe, was er von denen fordert, die zum Leben eingehen, nämlich das Halten seiner Gebothe. Bei dem rechten Christen muß das ganze Leben die letzte Oelung seyn.

Vater: Du hast recht, Antonio! Bleibe dabei und befleißige dich stets der christlichen Tugend, dann darfst du nicht fürchten, daß ein Priester dir den Himmel verschließen könne, du brauchst ihn aber auch nicht, um ihn dir zu öffnen; Priester und Laien sind dem Gericht des Herrn gleich unterworfen, und bedürfen beide seiner Gnade.

Antonio: Ich freue mich, daß Sie so ganz denken wie ich, und dieses gibt mir Muth, eine Bitte und Frage zu wagen; nämlich: ob ich wohl hier einmal mit der Gemeinde das Abendmahl feiern darf, und ob mich

der Herr Pfarrer als einen Katholiken nicht zurück weisen wird?

Vater: Antonio — du scheinst mir zu verständig, um diese Frage, womit du mich überraschest, für das Werk der Unüberlegtheit zu halten. Darum muß ich dir sagen, daß du nicht mit uns Abendmahl halten kannst, wenn du uns noch für Ketzer und Verdammte und nicht für deine christlichen Brüder hältst; denn des Herrn Mahl ist ein Mahl der Bruderliebe, und die es feiern, müssen sich für Brüder halten.

Antonio: Wenn dieses die Bedingung ist, so kann ich mit gutem Gewissen mit ihnen communiciren. — Ich bin kein römischer Katholik mehr, sondern ein evangelischer Christ, und ich erkenne die Christen des hiesigen Landes für meine rechten Brüder, und will mich fortan zu ihnen halten. — Sehen Sie mich nicht so mit Verwunderung an! Es ist mein völliger Ernst, und ein recht wohlerwogener Entschluß.

Vater: Wer aber, lieber Sohn, hat dich denn gelehrt und unterrichtet?

Antonio: Hier, — dieses Buch! das Evangelium, oder vielmehr die Reden Jesu und die Briefe der Apostel. Diese sind es, die ich fortan allein hören will, denn sie allein sind der Christenheit ursprüngliche Lehrer. Den Papst lasse ich in seinen Würden, aber ich kann ihn nicht für Christi Statthalter, nicht für den Oberbischoff der Christen mehr halten, und ihm und den Bischöffen kann ich nichts weiter glauben, als was sie mich aus diesem heiligen Buche, nicht aber, was sie mich gegen dasselbe lehren.

Vater: Wenn das deine wahre Ueberzeugung ist; so hast du den Hauptgrundsatz, den wir gegen die römische Kirche festhalten, dir zu eigen gemacht, so bist du in so fern ein evangelischer Christ. Aber, — Antonio, hast du

auch alles wohl erwogen! O übereile dich in nichts; denn es ist gefährlich, in einer so wichtigen Sache voreilig zu seyn. Ich will dir nicht abreden, einen entscheidenden Schritt zu thun, aber ferne sey es von mir, dich bereden zu wollen. Dein eigner Geist muß dich treiben, deine Ueberzeugung dich leiten; denn du allein bist dir verantwortlich in dem, was du thust, und kein dritter.

Antonio: Ich habe alles wohl erwogen. Mich treibt keine irdische Hoffnung, kein Gewinn; mich zieht mein Glaube, mein eigenes Herz. O, wenn sie wüßten, wie es früher in meiner Seele war, und wie es jetzt ist! Früher Angst, Furcht, Sorge; jetzt Zufriedenheit, Freude, Zuversicht!

Mutter: Ich glaube dir, Antonio! Du lügst nicht! — Laß ihn gewähren, lieber Mann!

Vater: Ich habe hier eigentlich weder zu gewähren, noch zu verbiethen; aber doch zu rathen, und dieses um so mehr, da Antonio hier keine Freunde hat, als uns, und ein Fremdling ist im Lande. Bedenke, Antonio, daß du als Katholik bei deinen Glaubensgenossen hier im Lande auf viele Unterstützung rechnen darfst, die du verlierst, so bald du der unsrige wirst.

Antonio: Ich habe es bedacht, und begehre nicht, aus solchem Grunde befördert und verdienten Landeskindern etwa vorgezogen zu werden.

Vater: Wenn es dein Ernst ist, so mußt du doch zuvor eines thun; du mußt dich bei einem Geistlichen des hiesigen Orts melden, und dich prüfen, und, in wie fern du es bedarfst, unterrichten lassen. Mein Sohn wird dir die dazu nöthige Zeit gestatten.

Antonio: Ich fühle, daß dieses, wenn auch nicht nöthig, doch schicklich ist, und bin dazu bereit. Haben Sie aber die Güte und sprechen Sie vorher mit dem

Herrn Pfarrer über die Sache, damit er doch weiß, was ich will, wenn ich zu ihm komme.

Vater: Das will ich thun; aber dann mußt du selbst hingehen, und ihm deinen Entschluß erklären.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Abendgespräch dieses Tages betraf ganz Antonio. Die Mutter rühmte seine große Bekanntschaft, die er sich mit dem neuen Testamente erworben hatte, der Vater seinen hellen Verstand und richtigen Blick, Wilhelmine sein gutes Herz und Heinrich seine Pünklichkeit, Treue und Redlichkeit. Der Vater überzeugte sich durch Heinrichs Erzählungen von den Auftritten, die er mit Antonio wegen seiner religiösen Zweifel gehabt hatte, noch mehr, daß es ganz allein die stille Kraft der göttlichen Lehre gewesen sey, die hier ein Gemüth von den in der Jugend eingeimpften falschen Ansichten gereinigt habe, und erklärte scherzend, daß er nach dieser Erfahrung dem Papste nicht weiter verdenken wolle, daß er gegen das Bibellesen der Laien eifere.

Die Anwendung dieser Gemüthsveränderung in dem Diener auf seinen Herrn lag aber zu nahe, als daß sie nicht hätte sollen gemacht werden. Die jugendliche Aufrichtigkeit Wilhelminens hatte ihn schon öfters geradezu aufgefordert, allen Katholicismus zu vergessen, und sich ohne alles weitere wieder zur evangelischen Kirche zu halten. Ein besonderer Uebertritt schien ihr gar nicht nöthig. Gern wäre Heinrich darauf eingegangen, wenn wirklich sein Uebertritt zur römischeu Kirche noch so verborgen ge-

wesen wäre, als er sich Anfangs schmeichelte. Ohnerachtet aber die Familie davon geschwiegen hatte, so war die Sache doch bekannt geworden, man wußte selbst nicht wie. Ja der Tag, wo Heinrich das römische Bekenntniß abgelegt hatte, und die nähern Umstände wurden im Publikum erzählt. Nur vor einiger Zeit hatte ein katholischer Arzt, der sich Friedrich nannte, sich im Orte niedergelassen, wo er vieler Achtung genoß, weil er ein verständiger und feiner Mann war, und sich der Armen auf eine ausgezeichnete Weise annahm, indem er nicht nur nichts nahm, sondern auch ihnen die Arznei umsonst gab. Er hatte nun vor einigen Tagen in öffentlicher Gesellschaft Heinrich als seinen Glaubensverwandten begrüßt, und dieser hatte sich, so unangenehm ihm auch der Gruß war, doch öffentlich als Katholiken bekennen müssen. Zugleich hatte er ihm, wiewohl heimlich, gesagt, daß man in D. von seinem Confessionswechsel unterrichtet sey, und nur erwarte, daß er sich dahin wenden und Protection suchen möchte, an der es ihm nicht fehlen solle. Unter diesen Umständen schien ihm ein stilles Zurücktreten, als wenn nichts vorgefallen wäre, nur Veranlassung zu desto größerem Aufsehen zu werden.

Anders hatte die gütige Mutter die Sache aufgefaßt. Sie konnte sich nicht enthalten, dem Sohne bemerklich zu machen, wie glücklich er sie machen würde, wenn er den übereilt gethanen Schritt wieder verbesserte. Ach wie gern wäre er dazu bereit gewesen, hätte es ohne Aufsehen und Beschämung geschehen mögen. Denn das mußte er sich selbst gestehen, daß er am Glauben kein Katholik mehr war, daß alle seine Pfeile gegen die evangelische Kirche stumpf geworden waren, und daß er den Proceß der Rechtfertigung seines Uebertritts vor seinen Aeltern vollständig verloren habe.

Nur der Vater hatte zeither gänzlich geschwiegen. Doch dieses Schweigen eben war es, was dem Sohne das Gefühl gab, das man bei der Schwüle des Tags vor einem ausbrechenden Gewitter hat. Er kannte den entschiedenen festen Sinn seines Vaters; — und betrog sich darin nicht. Denn nachdem er ihn am Abend gefragt hatte, ob er noch etwas Erhebliches vorzubringen habe, wodurch er seinen Uebertritt zur katholischen Kirche zu rechtfertigen gedenke, Heinrich aber dieses verneint hatte, so trat er geradezu mit dem Verlangen heraus, daß also Heinrich seine Uebereilung wieder gut machen, und zur evangelischen Kirche zurücktreten solle. — „Du hast, sprach er, selbst anerkannt, und zugeben müssen, daß alle die Vorzüge, welche du der römischen Kirche beilegtest, und durch die du deinen Uebertritt rechtfertigen wolltest, entweder von unsrer Kirche auch gelten, oder ungegründet sind, und daß im Gegentheil der Tadel, mit dem du unsre Kirche belegtest, ohne Grund war. Ja, was die Hauptsache ist, du hast müssen zugeben, daß die evangelische Kirche dem ganzen Zwecke des Christenthums herrlich diene, daß aber dieses bei der römischen Kirche nicht der Fall sey; du hast selbst den Grundsatz aufgestellt und gebilligt, daß man in solchem Falle Recht und Pflicht habe, seine Kirche zu verlassen, und die dem Zwecke Christi wirklich dienende Kirche zu wählen; — du hast — (fuhr er mit erhobener Stimme fort) — mir die Hand darauf gegeben, dieser Pflicht Genüge zu leisten: ich fordere nun die Erfüllung deines Versprechens.“

Heinrich: Aber, bester Vater, welches Aufsehen wird ein solcher Schritt erregen! In welchem nachtheiligen Lichte werde ich erscheinen! Man wird mich für einen wankelmüthigen Menschen halten, glauben, ich sey um irdisches Gewinnstes willen katholisch geworden. Die

ihre Kirche einmal festgestellt hat, sondern in ihren Ueberzeugungen ganz evangelisch sind, und doch in der Gemeinschaft ihrer Kirche bleiben. Willst du sie deßhalb verdammen?

Vater: Das ist ein ganz anderer Fall. Den Katholiken, der in einem Lande lebt, wo der evangelische Glaube als ein ketzerischer verbothen, oder doch nur geduldet wird, mag man wohl entschuldigen, wenn er sich nicht von seiner Kirche trennt. Denn dann treten große Pflichten ein, die er für seine bürgerliche Wohlfahrt und für das Glück seiner Familie zu berücksichtigen hat. Auch habe ich dir schon früher erklärt, daß nicht einige Irrthümer und Mißbräuche, die wir in unsrer Kirche bemerken, uns berechtigen, sie zu verlassen, sondern daß dieses nur dann der Fall ist, wenn wir einsehen, daß die Kirche, der wir angehören, dem Zwecke des Christenthums, die Menschen von der Herrschaft der Unsittlichkeit zu erlösen, nicht dient, ihn nicht fördert, vielleicht gar hindert. In einem Lande, wie Italien, Spanien, Portugal, wird nicht leicht ein Katholik bis zu diesem Urtheile über seine Kirche vorschreiten. Wäre es aber der Fall, so wäre er wahrlich in seinem Gewissen verbunden, sich von seiner Kirche zurück zu ziehen. Ein Katholik aber, der in einem Lande lebt, wo auch die evangelische Kirche gesetzlich erlaubt ist, und der zu der Einsicht gelangt, daß die katholische Kirche dem Zwecke des Christenthums nicht dient, wohl aber die evangelische, den halte ich in seinem Gewissen schlechthin für verbunden, der erkannten Wahrheit auch öffentlich die Ehre zu geben, und zu der Kirche zu treten, die nicht dem Reiche dieser Welt, sondern dem Reiche Gottes dient. In diesem Falle bist du, — und die Verpflichtung ist für dich, als einen Abtrünnigen von der wahren Kirche, eine doppelte.

Heinrich: Nur eine Frage — zürne nicht, lieber Vater! — nur eine Frage noch laß mich thun. Glaubst du nicht, daß ich als Katholik ein eben so guter Christ seyn kann, als wenn ich wieder zu eurer Kirche trete? Mußt du nicht zugestehen, daß es in allen christlichen Confessionen gute und schlechte Christen gibt, und daß man also auch bei einem irrigen Glaubensbekenntniß doch den Zweck des Evangeliums an sich erreichen könne?

Vater: Hierauf habe ich dir eigentlich schon bei unsrer ersten Unterhaltung geantwortet, wo ich dir bewieß, daß es Pflicht sey, eine Kirche unter einer gewissen Voraussetzung zu verlassen. Doch will ich noch einiges hinzufügen. Ich läugne gar nicht, daß es in deiner Kirche viele vortreffliche Menschen und recht gute Christen geben mag. Aber das ist kein Grund, zu behaupten, daß man in jeder Kirche ein guter Christ auf gleiche Weise werden könne, und daß es darum überflüssig sey, der bessern Kirche sich anzuschließen. Was würdest du sagen, wenn die Griechen und Römer zu der Zeit der Verkündigung des Christenthums sich etwa so geäußert hätten: wir haben in unserm Heidenthume doch auch viele vortreffliche Menschen, einen Sokrates, Plato und andere; man kann also auch bei der Abgötterei ein guter Mensch seyn, der Gott fürchtet und recht thut; darum wollen wir dabei bleiben? — Oder hältst du die Schulen für überflüssig, weil unter allen Völkern, auch wo keine Unterrichtsanstalten sind, gelehrte und kenntnißreiche Männer aufstanden? Man soll niemals sich darauf verlassen, daß man eine Ausnahme machen, daß man sich den Einwirkungen irriger Vorstellungen oder der Sittlichkeit nachtheiliger Gebräuche entziehen, und daß man der Einwirkung der Wahrheit nicht bedürfen werde. Du würdest es gewiß nicht billigen, wenn man sich zur Gesellschaft von Leuten

halten wollte, die von Vorurtheilen eingenommen wären, und sich gefährlichen Vergnügungen überließen, in der Hoffnung, daß man sich von dem Einflusse solches Umgangs frei erhalten werde. Eben so kannst du nicht sagen, daß du dich von allem nachtheiligen Einflusse frei erhalten wirst, welchen die Lehren deiner Kirche vom Priesterthum, Sündenvergebung, Ablaß, Bußwerken, der Pflicht des blinden Glaubens, der Verdammniß der Ketzer auf deinen Geist haben können. Und vermöchtest du auch dieses, so wirst du doch aller der Aufregungen zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Wahl des Guten entbehren, welche dir die evangelische Predigt, der freie Gebrauch der Schrift und der evangelische Gottesdienst gewähren. Nach meiner Ueberzeugung ist es leichter und gewisser, in der evangelischen Kirche ein guter Christ zu werden, als außer ihr, und man wird in ihr ein besserer Christ, als man außer ihr geworden seyn würde. Es ist aber Pflicht, solche Hülfe nicht zu verschmähen, sondern zu gebrauchen.

Mutter: Du mußt auch bedenken, geliebter Heinrich, daß dein Heiland ausdrücklich von dir fordert, sein Evangelium zu bekennen, und daß du nicht ohne Beleidigung Gottes das Wort Gottes hintansetzen darfst. Hätten alle Menschen gedacht wie du, nämlich, daß man ein guter Mensch seyn könne, man möge einen Glauben haben, welchen man wolle, so hätte dein Heiland es äußerlich mit den Pharisäern gehalten, so wären die Apostel Juden, die Väter der Kirche Heiden geblieben, so hätte es in der christlichen Kirche keine Zeugen der Wahrheit gegeben.

Wilhelmine: Ich glaube, die ganze Sache meinem Bruder durch ein Gleichniß klar machen zu können, das ihr wohl einem Mädchen, das im Brautstande ist, zu Gute halten werdet. Wenn ich zwischen zwei Männern zu wählen hätte, von denen der eine an Einsicht

und Sitten so beschaffen wäre, daß ich glauben müßte, er werde mich zu einer guten Gattin bilden, der andere aber durch seine Einseitigkeit und Unvollkommenheit mich auch zu einem verschrobenen Weibe zu machen drohte, so wäre ich wohl sehr zu tadeln, wenn ich den erstern verschmähen, und den letztern wählen wollte, indem ich mir schmeichelte, stark genug zu seyn, um allen nachtheiligen Einflüssen des täglichen Umgangs und der innigsten Verhältnisse zu widerstehen. So stehst du, lieber Bruder, zwischen zwei Kirchen, dir die eine oder die andere zur Lebensgefährtin zu erwählen. Doch es ist gewöhnlich und recht, daß man zu solcher wichtigen Wahl Bedenkzeit gestattet, und ich dächte, Vater, wir müßten auch Heinrich eine Bedenkzeit zugestehen, um einen Entschluß zu fassen.

Dieser Vorschlag Wilhelmines fand von allen Seiten Beifall, wie er denn auch der billigste war, und man kam überein, daß nur erst nach Verfluß von acht bis zehn Wochen wieder von der Sache die Rede seyn sollte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Während Heinrich schwankte, ging Antonio rasch auf dem betretnen Wege vorwärts. Er hatte sich bei dem Pfarrer des Orts mit seinem Vorhaben, sich zur evangelischen Kirche zu wenden, gemeldet. Dieser hielt ein strenges Examen mit ihm, über die Gründe dieses Schrittes; denn er argwöhnte, daß irgend etwas unlauteres dabei zu Grunde liege. Die Offenheit Antonio's, sein religiöser Sinn, seine Lage selbst, wo ihm die Empfeh-

Heinrich: Antonio, wenn ich thue, was du [illegible] test, den Willen des Herrn, bin ich dann nicht ein [illegible] Christ, und kann so ruhig seyn wie du, welcher Kirche [illegible] auch angehöre?

Antonio: Zum Willen Gottes aber gehört [illegible] daß Sie sich des Irrigen entschlagen, und der Wa[illegible] öffentlich die Ehre geben. Solches Bekenntniß vor [illegible] Welt verlangt der Heiland. „Euer Licht (sprach [illegible] Matth. 5, 16.) soll vor den Menschen leuchten, daß sie [illegible] guten Werke sehen, und euern himmlischen Vater prei[illegible] Besonders aber hören Sie sein ernstes Wort, Matth. [illegible] 32. 33.: „Wer mich vor den Menschen frei bekennen[illegible] „zu dem werde ich mich auch vor dem himmlischen [illegible] „bekennen, ihn für den meinigen erklären. Wer mich [illegible] „vor den Menschen abläugnet, den werde auch ich vor [illegible] „nem himmlischen Vater nicht als den meinigen [illegible] O, so bekennen Sie sich ferner zu Jesu, und nicht [illegible] nem angeblichen Statthalter, zum Evangelium, [illegible] zu den Aussprüchen der Priestersynoden, zur Noth[illegible] keit des kindlichen Gehorsams gegen Gott, um sel[illegible] werden, und nicht zur Nothwendigkeit des Gehorsam[illegible] gen die Priester, zum Bedürfniß der Gnade und Ba[illegible] herzigkeit Gottes und nicht zum Bedürfniß der Absolu[illegible] der Menschen!

Heinrich: Du bewegst mein Herz, Antonio! Ja, ich will mich entschließen! Ich will die Schaam [illegible] den Menschen, die mich noch immer zurückgehalten [illegible] ablegen! Ich will dir nachfolgen, geliebter Freund, da[illegible] ich auch einst mit deinem Herzensfrieden dem Tode entge[illegible] gehen kann.

Antonio: Gott segne Sie für diesen Entschluß! [illegible] ist es recht! So sind Sie treuer und redlicher als jene [illegible] risäer, die an Jesum zwar glaubten, aber aus Mensch[illegible]

Nervenfieber übergegangen war. Antonio selbst fühlte seinen Zustand wohl; er verzieh sich seines Lebens und war auf sein Ende gefaßt.

„Bester Herr, ich sterbe!“ sprach er matt, aber ruhig in einer der schlimmsten Nächte, als Heinrich bei ihm wachte. „Ich sterbe aber gern und zufrieden. Denn was habe ich Großes vom Leben zu hoffen! Nur eines thut mir leid, daß ich nicht vor meinem Tode mich habe öffentlich zum Evangelium bekennen, und dem Worte meines Heilandes die Ehre vor den Menschen habe geben können, die ihm gebührt.“

Heinrich: Beruhige dich, Antonio; Gott wird dir noch Leben schenken, deinen Vorsatz auszuführen.

Antonio: Sey es, oder sey es nicht; wie Gott will! Ach! ich danke ihm ja inbrünstig, daß er mich gewürdiget hat, die Wahrheit zu erkennen. Welch ein elender Mensch würde ich früher auf meinem Todtenlager gewesen seyn! Da hätte ich gezittert vor dem Fegefeuer, mich geängstiget mit martervoller Beichte, mich beunruhiget über die Kraft der priesterlichen Absolution, mich von Gott durch die Mittelsperson des Priesters getrennt gefühlt. O, wie selig bin ich, daß ich weiß, meine Seele ist nicht in des Priesters sterblicher Hand, und sie bedarf nicht der Fürbitten der Heiligen, sondern sie ist in der Hand Gottes und meines Heilandes! Ich habe gethan, wenigstens nach Kräften gethan, was mir gesagt war, und so bin ich gewiß, daß ich zum Leben eingehe.

Heinrich: Bleibe auch bei dieser beruhigenden Ueberzeugung, Antonio.

Antonio: Ich bleibe wohl dabei; deß bin ich gewiß! — Aber — — (ihm die Hand reichend) — hören Sie die Bitte eines treuen Herzens! Geben auch Sie dem Worte Gottes wieder die Ehre vor der Welt!

Heinrich: Antonio, wenn ich thue, was du thatest, den Willen des Herrn, bin ich dann nicht ein guter Christ, und kann so ruhig seyn wie du, welcher Kirche ich auch angehöre?

Antonio: Zum Willen Gottes aber gehört auch, daß Sie sich des Irrigen entschlagen, und der Wahrheit öffentlich die Ehre geben. Solches Bekenntniß vor der Welt verlangt der Heiland. „Euer Licht (sprach er, Matth. 5, 16.) soll vor den Menschen leuchten, daß sie eure guten Werke sehen, und euern himmlischen Vater preisen." Besonders aber hören Sie sein ernstes Wort, Matth. 10, 32. 33.: „Wer mich vor den Menschen frei bekennen wird, „zu dem werde ich mich auch vor dem himmlischen Vater „bekennen, ihn für den meinigen erklären. Wer mich aber „vor den Menschen abläugnet, den werde auch ich vor mei„nem himmlischen Vater nicht als den meinigen kennen." O, so bekennen Sie sich ferner zu Jesu, und nicht zu seinem angeblichen Statthalter, zum Evangelium, und nicht zu den Aussprüchen der Priestersynoden, zur Nothwendigkeit des kindlichen Gehorsams gegen Gott, um selig zu werden, und nicht zur Nothwendigkeit des Gehorsams gegen die Priester, zum Bedürfniß der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und nicht zum Bedürfniß der Absolution der Menschen!

Heinrich: Du bewegst mein Herz, Antonio! — Ja, ich will mich entschließen! Ich will die Schaam vor den Menschen, die mich noch immer zurückgehalten hat, ablegen! Ich will dir nachfolgen, geliebter Freund, damit ich auch einst mit deinem Herzensfrieden dem Tode entgegen gehen kann.

Antonio: Gott segne Sie für diesen Entschluß! So ist es recht! So sind Sie treuer und redlicher als jene Pharisäer, die an Jesum zwar glaubten, aber aus Menschen-

Furcht ihn nicht bekannten, weil sie, wie der Evangelist (Joh. 12, 43.) tadelnd hinzusetzt, auf die Ehre bei Menschen mehr sahen, als auf die Ehre bei Gott. So sind Sie ein würdiger Schüler der Apostel, welche bei aller Verfolgung die Wahrheit bekannten, und dabei ausriefen „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" (Apostel. 5, 29.). Ach, wie nichtig ist aller Menschen Urtheil in der Nähe des Richterstuhls Gottes! Vor diesem stehen wir aber auch in gesunden Tagen.

Der Kranke schwieg; — er schien in Schlummer zu sinken. — Doch als Heinrich ihn näher betrachtete, sah er sein Gesicht mit der Blässe des Todes bedeckt. Kein Athemzug — kein Pulsschlag war mehr bemerkbar. — Heinrich war im Innersten ergriffen, und gelobte sich im Stillen, das letzte Wort der Ermahnung seines scheidenden Freundes nicht unerfüllt zu lassen. Er eilte aber nach Hülfe, wenn anders noch zu helfen wäre. Der Arzt kam herbei; man brachte den Körper in ein warmes Bad. — Alles umsonst! Man legte ihn daher wieder in sein Bette und überzeugte sich, daß der Lebensfunke erloschen sey.

Doch dieser schlummerte nur. Die tiefe Ohnmacht des Kranken war die Crisis seiner Heilung. Man hatte die Fenster geöffnet, und der Eintritt der frischen Lebensluft erweckte den schwachen Funken des Lebens aufs Neue. Der Hausvater fand, als er den vermeintlichen Todten nach einiger Zeit besuchte, die Züge desselben verändert. Er untersuchte den Körper, und er schien ihm zu erwarmen. Der wieder herbei gerufene Arzt wandte aufs Neue alle Mittel der Kunst an, um die Kraft der Natur zu unterstützen. Nach einigen Stunden bekam der Kranke die Besinnung, bald auch die Sprache wieder. — Er war gerettet, und in einigen Wochen völlig wieder hergestellt.

Seine Dankbarkeit gegen Heinrich und dessen Aeltern kannte keine Gränzen. Vorher ihnen schon von Herzen zugethan, kettete sich nun sein Herz ganz an sie. Aber auch Heinrichs Aeltern hatten den Fremdling lieb gewonnen; auch sie fühlten sich ihm verpflichtet, als sie hörten, wie viel dieser Jüngling auf Heinrich gewirkt hatte, um ihn zu bewegen, seine, den Aeltern so schmerzliche Uebereilung gut zu machen. Eben als der Vater sich mit seiner Gattin berathen hatte, was sie wohl mit dem ihnen lieb gewordenen Fremdling beginnen sollten, um ihn nützlich zu beschäftigen, wandte sich dieser selbst an den Vater mit der Bitte, ihm einen Rath zu geben, was er in Deutschland beginnen solle. Der Vater prüfte die Kenntniß des Jünglings, die freilich nicht weiter ging, als daß er deutsch und italienisch sprach und schrieb, und einige Kenntniß in der Geographie, Naturlehre, dem Rechnen und im Französischen hatte. Da er eine recht hübsche Hand schrieb, die er fast ohne Anleitung sich durch eigene Uebung erworben hatte, und, was die Hauptsache war, Kopf und guten Willen hatte; so beschloß der Hausvater, ihn in der Handlung vor der Hand als Gehülfe und Schreiber zu gebrauchen, und ihm eine kleine Besoldung auszusetzen, die er in dem Maaße zu vermehren versprach, als sich Antonio tüchtiger und brauchbarer machen würde.

Niemand war glücklicher, als Antonio. Sein höchster Wunsch war, im Hause dieser Menschen zu bleiben, an denen er seine zweiten Aeltern gefunden zu haben schien. Kaum konnte er es erwarten, daß er sein neues Amt antreten durfte. Jede freie Stunde verwendete er auf die Vermehrung seiner Kenntnisse, daher er täglich brauchbarer wurde.

Ein besonderes Fest für ihn und die ganze Familie war der Tag, an welchem er mit Heinrich in den Schoos

der evangelischen Kirche aufgenommen wurde. Um Aufsehen zu vermeiden, war diese Aufnahme oder die Confirmation beider nicht öffentlich vor der Gemeinde, sondern in einer wenig besuchten Wochenkirche geschehen, worauf beide am nächsten Sonntage mit den übrigen Familiengliedern öffentlich das heilige Mahl genossen. Heinrich hatte seine philologischen Studien, gegen welche nun der Widerwille ganz verschwunden war, wieder aufgenommen, und bereitete sich vor zu einer Lehrstelle an einer gelehrten Schule. Gegen die Malerei, die ihm so verführerisch geworden war, hatte er einen, freilich ungegründeten, Widerwillen gefaßt.

Zufällig stieß er nach einiger Zeit unter seinen Papieren auf die aus Italien mitgebrachten Briefe, durch die er dem hochwürdigen Pater N . . . zu einer Anstellung empfohlen werden sollte. Sie waren ihm nun unnütz, und er beschloß, sie zu vernichten. Der Vater aber, als er davon hörte, war anderer Meinung, und glaubte, sie verdienten ja doch, daß man sie läse, um daraus den guten Willen seiner italienischen Freunde und das Glück zu ermessen, das Heinrich nun sich verschlagen habe. Die Neugierde der Mutter und Wilhelminens unterstützte diesen Vorschlag, dem Heinrich aus einer dunkeln Besorgniß nur ungern nachgab.

Man öffnete sie, und fand nichts darin, als Lob Heinrichs und die Bitte, diesem „Gläubigen in Christo" bei seinem irdischen Fortkommen auf alle Weise förderlich zu seyn. Den Vater nahm dieser kahle Inhalt Wunder. Er besah die Briefe von allen Seiten, ob nichts geheimes an ihnen zu finden sey; aber vergebens. Endlich fiel ihm auf, daß die Zeilen so weit aus einander standen, und ein ganzes Blatt unbeschrieben war. Er äußerte die Vermuthung, daß wohl das Papier noch einen andern Brief, mit sympathe-

lungen, die er als Katholik mit bekommen hatte, unnütz wurden, überzeugten ihn bald, daß die evangelische Kirche an Antonio ein aufrichtiges und achtbares Mitglied gewinnen würde. Nun erst kam das Wort der Billigung von Antonio's Entschlusse über seine Lippen, und mit Freudigkeit unterzog er sich dem Geschäfte, ihn zu unterrichten. Er sah aber mit Erstaunen, wie wenig er hier zu thun habe. Mit seinem neuen Testamente und dessen Inhalt war der junge Proselyt so vertraut, und hatte sich von dem Wesentlichen des Christenthums eine so gesunde, auf Jesu und der Apostel Aussprüche gegründete Erkenntniß erworben, daß der Lehrer dabei nichts zuzusetzen fand. Er hätte zwar aus den öffentlichen Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche manches hinzusetzen können; aber er that es nicht, weil er glaubte, des Christen Bekenntniß müsse das Evangelium Jesu seyn. Er läuterte, berichtigte nur das Dunkle oder Ungeordnete, das er noch hier und da in Antonio's Erkenntniß fand, und machte ihn mit dem alten Testamente, und mit der Geschichte der christlichen Kirche und der Reformation bekannt, worin Antonio noch unerfahren war. Schon nach Verfluß von acht Wochen erklärte er Antonio für völlig unterrichtet, um ihn in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen.

Der Tag, wo dieses geschehen sollte, war schon bestimmt, als das veränderte Klima seinen Einfluß auf Antonio's Körper geltend machte. Erkältung zog ihm ein Fieber zu, das bald einen bedenklichen Charakter annahm, und seinem Leben drohte. Das ganze Haus war um ihn besorgt, und besonders vergalt Heinrich die Treue seines Dieners mit der ausgezeichnetsten Theilnahme. Er war stets um ihn, und pflegte ihn wie einen Freund. Doch nichts konnte die Wuth der Krankheit hemmen, die in ein

Nervenfieber übergegangen war. Antonio selbst fühlte seinen Zustand wohl; er verzieh sich seines Lebens und war auf sein Ende gefaßt.

„Bester Herr, ich sterbe!“ sprach er matt, aber ruhig in einer der schlimmsten Nächte, als Heinrich bei ihm wachte. „Ich sterbe aber gern und zufrieden. Denn was habe ich Großes vom Leben zu hoffen! Nur eines thut mir leid, daß ich nicht vor meinem Tode mich habe öffentlich zum Evangelium bekennen, und dem Worte meines Heilandes die Ehre vor den Menschen habe geben können, die ihm gebührt.“

Heinrich: Beruhige dich, Antonio; Gott wird dir noch Leben schenken, deinen Vorsatz auszuführen.

Antonio: Sey es, oder sey es nicht; wie Gott will! Ach! ich danke ihm ja inbrünstig, daß er mich gewürdiget hat, die Wahrheit zu erkennen. Welch ein elender Mensch würde ich früher auf meinem Todtenlager gewesen seyn! Da hätte ich gezittert vor dem Fegefeuer, mich geängstiget mit martervoller Beichte, mich beunruhiget über die Kraft der priesterlichen Absolution, mich von Gott durch die Mittelsperson des Priesters getrennt gefühlt. O, wie selig bin ich, daß ich weiß, meine Seele ist nicht in des Priesters sterblicher Hand, und sie bedarf nicht der Fürbitten der Heiligen, sondern sie ist in der Hand Gottes und meines Heilandes! Ich habe gethan, wenigstens nach Kräften gethan, was mir gesagt war, und so bin ich gewiß, daß ich zum Leben eingehe.

Heinrich: Bleibe auch bei dieser beruhigenden Ueberzeugung, Antonio.

Antonio: Ich bleibe wohl dabei; deß bin ich gewiß! — Aber — — (ihm die Hand reichend) — hören Sie die Bitte eines treuen Herzens! Geben auch Sie dem Worte Gottes wieder die Ehre vor der Welt!

Heinrich: Antonio, wenn ich thue, was du thatest, den Willen des Herrn, bin ich dann nicht ein guter Christ, und kann so ruhig seyn wie du, welcher Kirche ich auch angehöre?

Antonio: Zum Willen Gottes aber gehört auch, daß Sie sich des Irrigen entschlagen, und der Wahrheit öffentlich die Ehre geben. Solches Bekenntniß vor der Welt verlangt der Heiland. „Euer Licht (sprach er, Matth. 5, 16.) soll vor den Menschen leuchten, daß sie eure guten Werke sehen, und euern himmlischen Vater preisen." Besonders aber hören Sie sein ernstes Wort, Matth. 10, 32. 33.: „Wer mich vor den Menschen frei bekennen wird, „zu dem werde ich mich auch vor dem himmlischen Vater „bekennen, ihn für den meinigen erklären. Wer mich aber „vor den Menschen abläugnet, den werde auch ich vor mei„nem himmlischen Vater nicht als den meinigen kennen." O, so bekennen Sie sich ferner zu Jesu, und nicht zu seinem angeblichen Statthalter, zum Evangelium, und nicht zu den Aussprüchen der Priestersynoden, zur Nothwendigkeit des kindlichen Gehorsams gegen Gott, um selig zu werden, und nicht zur Nothwendigkeit des Gehorsams gegen die Priester, zum Bedürfniß der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und nicht zum Bedürfniß der Absolution der Menschen!

Heinrich: Du bewegst mein Herz, Antonio! — Ja, ich will mich entschließen! Ich will die Schaam vor den Menschen, die mich noch immer zurückgehalten hat, ablegen! Ich will dir nachfolgen, geliebter Freund, damit ich auch einst mit deinem Herzensfrieden dem Tode entgegen gehen kann.

Antonio: Gott segne Sie für diesen Entschluß! So ist es recht! So sind Sie treuer und redlicher als jene Pharisäer, die an Jesum zwar glaubten, aber aus Menschen-

furcht ihn nicht bekannten, weil sie, wie der Evangelist (Joh. 12, 43.) tadelnd hinzusetzt, auf die Ehre bei Menschen mehr sahen, als auf die Ehre bei Gott. So sind Sie ein würdiger Schüler der Apostel, welche bei aller Verfolgung die Wahrheit bekannten, und dabei ausriefen „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" (Apostel. 5, 29.). Ach, wie nichtig ist aller Menschen Urtheil in der Nähe des Richterstuhls Gottes! Vor diesem stehen wir aber auch in gesunden Tagen.

Der Kranke schwieg; — er schien in Schlummer zu sinken. — Doch als Heinrich ihn näher betrachtete, sah er sein Gesicht mit der Blässe des Todes bedeckt. Kein Athemzug — kein Pulsschlag war mehr bemerkbar. — Heinrich war im Innersten ergriffen, und gelobte sich im Stillen, das letzte Wort der Ermahnung seines scheidenden Freundes nicht unerfüllt zu lassen. Er eilte aber nach Hülfe, wenn anders noch zu helfen wäre. Der Arzt kam herbei; man brachte den Körper in ein warmes Bad. — Alles umsonst! Man legte ihn daher wieder in sein Bette und überzeugte sich, daß der Lebensfunke erloschen sey.

Doch dieser schlummerte nur. Die tiefe Ohnmacht des Kranken war die Crisis seiner Heilung. Man hatte die Fenster geöffnet, und der Eintritt der frischen Lebensluft erweckte den schwachen Funken des Lebens aufs Neue. Der Hausvater fand, als er den vermeintlichen Todten nach einiger Zeit besuchte, die Züge desselben verändert. Er untersuchte den Körper, und er schien ihm zu erwarmen. Der wieder herbei gerufene Arzt wandte aufs Neue alle Mittel der Kunst an, um die Kraft der Natur zu unterstützen. Nach einigen Stunden bekam der Kranke die Besinnung, bald auch die Sprache wieder. — Er war gerettet, und in einigen Wochen völlig wieder hergestellt.

Heinrich: Antonio, wenn ich thue, was du bittest, den Willen des Herrn, bin ich dann nicht ein guter Christ, und kann so ruhig seyn wie du, welcher Kirche ich auch angehöre?

Antonio: Zum Willen Gottes aber gehört es, daß Sie sich des Irrigen entschlagen, und der Wahrheit öffentlich die Ehre geben. Solches Bekenntniß vor der Welt verlangt der Heiland. „Euer Licht (spricht er Matth. 5, 16.) soll vor den Menschen leuchten, daß sie eure guten Werke sehen, und euern himmlischen Vater preisen." Besonders aber hören Sie sein ernstes Wort, Matth. 10, 32. 33.: „Wer mich vor den Menschen frei bekennen wird, „zu dem werde ich mich auch vor dem himmlischen Vater „bekennen, ihn für den meinigen erklären. Wer mich „vor den Menschen abläugnet, den werde auch ich vor meinem „himmlischen Vater nicht als den meinigen kennen." O, so bekennen Sie sich ferner zu Jesu, und nicht zu seinem angeblichen Statthalter, zum Evangelium, und nicht zu den Aussprüchen der Priestersynoden, zur Nothwendigkeit des kindlichen Gehorsams gegen Gott, um selig zu werden, und nicht zur Nothwendigkeit des Gehorsams gegen die Priester, zum Bedürfniß der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und nicht zum Bedürfniß der Absolution der Menschen!

Heinrich: Du bewegst mein Herz, Antonio! Ja, ich will mich entschließen! Ich will die Schaam vor den Menschen, die mich noch immer zurückgehalten hat, ablegen! Ich will dir nachfolgen, geliebter Freund, daß ich auch einst mit deinem Herzensfrieden dem Tode entgegen gehen kann.

Antonio: Gott segne Sie für diesen Entschluß! So ist es recht! So sind Sie treuer und redlicher als jene Pharisäer, die an Jesum zwar glaubten, aber aus Menschen-

rcht ihn nicht bekannten, weil sie, wie der Evangelist Joh. 12, 43.) tadelnd hinzusetzt, auf die Ehre bei Menhen mehr sahen, als auf die Ehre bei Gott. So sind Sie n würdiger Schüler der Apostel, welche bei aller Verfolmng die Wahrheit bekannten, und dabei ausriefen „man uß Gott mehr gehorchen als den Menschen" (Apostel. 5, 29.). ch, wie nichtig ist aller Menschen Urtheil in der Nähe des ichterstuhls Gottes! Vor diesem stehen wir aber auch in sunden Tagen.

Der Kranke schwieg; — er schien in Schlummer zu ıken. — Doch als Heinrich ihn näher betrachtete, sah sein Gesicht mit der Blässe des Todes bedeckt. Kein themzug — kein Pulsschlag war mehr bemerkbar. — einrich war im Innersten ergriffen, und gelobte sich im tillen, das letzte Wort der Ermahnung seines scheidenn Freundes nicht unerfüllt zu lassen. Er eilte aber nach ülfe, wenn anders noch zu helfen wäre. Der Arzt kam rbei; man brachte den Körper in ein warmes Bad. — lles umsonst! Man legte ihn daher wieder in sein Bette ıd überzeugte sich, daß der Lebensfunke erloschen sey.

Doch dieser schlummerte nur. Die tiefe Ohnmacht des ranken war die Crisis seiner Heilung. Man hatte die enster geöffnet, und der Eintritt der frischen Lebensluft weckte den schwachen Funken des Lebens aufs Neue. Der ausvater fand, als er den vermeintlichen Todten nach ıiger Zeit besuchte, die Züge desselben verändert. Er unrsuchte den Körper, und er schien ihm zu erwarmen. er wieder herbei gerufene Arzt wandte aufs Neue alle littel der Kunst an, um die Kraft der Natur zu unterstün. Nach einigen Stunden bekam der Kranke die Besinmg, bald auch die Sprache wieder. — Er war gerett, und in einigen Wochen völlig wieder hergestellt.

Heinrich: Antonio, wenn ich thue, was du ... test, den Willen des Herrn, bin ich dann nicht ein ... Christ, und kann so ruhig seyn wie du, welcher Kirche ... auch angehöre?

Antonio: Zum Willen Gottes aber gehört ... daß Sie sich des Irrigen entschlagen, und der Wah... öffentlich die Ehre geben. Solches Bekenntniß vor ... Welt verlangt der Heiland. „Euer Licht (sprach ... Matth. 5, 16.) soll vor den Menschen leuchten, daß sie ... guten Werke sehen, und euern himmlischen Vater prei... Besonders aber hören Sie sein ernstes Wort, Matth. ... 32. 33.: „Wer mich vor den Menschen frei bekennt, ... „zu dem werde ich mich auch vor dem himmlischen ... „bekennen, ihn für den meinigen erklären. Wer mich ... „vor den Menschen abläugnet, den werde auch ich vor ... „nem himmlischen Vater nicht als den meinigen ... O, so bekennen Sie sich ferner zu Jesu, und nicht ... nem angeblichen Statthalter, zum Evangelium, ... zu den Aussprüchen der Priestersynoden, zur Nothwendig... keit des kindlichen Gehorsams gegen Gott, um selig ... werden, und nicht zur Nothwendigkeit des Gehorsams ... gen die Priester, zum Bedürfniß der Gnade und Barm... herzigkeit Gottes und nicht zum Bedürfniß der Absolu... der Menschen!

Heinrich: Du bewegst mein Herz, Antonio! ... Ja, ich will mich entschließen! Ich will die Schaam ... den Menschen, die mich noch immer zurückgehalten ... ablegen! Ich will dir nachfolgen, geliebter Freund, daß ... ich auch einst mit deinem Herzensfrieden dem Tode entge... gehen kann.

Antonio: Gott segne Sie für diesen Entschluß! So ... ist es recht! So sind Sie treuer und redlicher als jene Pha... risäer, die an Jesum zwar glaubten, aber aus Menschen...

furcht ihn nicht bekannten, weil sie, wie der Evangelist (Joh. 12, 43.) tadelnd hinzusetzt, auf die Ehre bei Menschen mehr sahen, als auf die Ehre bei Gott. So sind Sie ein würdiger Schüler der Apostel, welche bei aller Verfolgung die Wahrheit bekannten, und dabei ausriefen „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" (Apostel. 5, 29.). Ach, wie nichtig ist aller Menschen Urtheil in der Nähe des Richterstuhls Gottes! Vor diesem stehen wir aber auch in gesunden Tagen.

Der Kranke schwieg; — er schien in Schlummer zu sinken. — Doch als Heinrich ihn näher betrachtete, sah er sein Gesicht mit der Blässe des Todes bedeckt. Kein Athemzug — kein Pulsschlag war mehr bemerkbar. — Heinrich war im Innersten ergriffen, und gelobte sich im Stillen, das letzte Wort der Ermahnung seines scheidenden Freundes nicht unerfüllt zu lassen. Er eilte aber nach Hülfe, wenn anders noch zu helfen wäre. Der Arzt kam herbei; man brachte den Körper in ein warmes Bad. — Alles umsonst! Man legte ihn daher wieder in sein Bette und überzeugte sich, daß der Lebensfunke erloschen sey.

Doch dieser schlummerte nur. Die tiefe Ohnmacht des Kranken war die Crisis seiner Heilung. Man hatte die Fenster geöffnet, und der Eintritt der frischen Lebensluft erweckte den schwachen Funken des Lebens aufs Neue. Der Hausvater fand, als er den vermeintlichen Todten nach einiger Zeit besuchte, die Züge desselben verändert. Er untersuchte den Körper, und er schien ihm zu erwarmen. Der wieder herbei gerufene Arzt wandte aufs Neue alle Mittel der Kunst an, um die Kraft der Natur zu unterstützen. Nach einigen Stunden bekam der Kranke die Besinnung, bald auch die Sprache wieder. — Er war gerettet, und in einigen Wochen völlig wieder hergestellt.

Seine Dankbarkeit gegen Heinrich und dessen Aeltern kannte keine Gränzen. Vorher ihnen schon von Herzen zugethan, kettete sich nun sein Herz ganz an sie. Aber auch Heinrichs Aeltern hatten den Fremdling lieb gewonnen; auch sie fühlten sich ihm verpflichtet, als sie hörten, wie viel dieser Jüngling auf Heinrich gewirkt hatte, um ihn zu bewegen, seine, den Aeltern so schmerzliche Uebereilung gut zu machen. Eben als der Vater sich mit seiner Gattin berathen hatte, was sie wohl mit dem ihnen lieb gewonnenen Fremdling beginnen sollten, um ihn nützlich zu beschäftigen, wandte sich dieser selbst an den Vater mit der Bitte, ihm einen Rath zu geben, was er in Deutschland beginnen solle. Der Vater prüfte die Kenntniß des Jünglings, die freilich nicht weiter ging, als daß er deutsch und italienisch sprach und schrieb, und einige Kenntniß in der Geographie, Naturlehre, dem Rechnen und im Französischen hatte. Da er eine recht hübsche Hand schrieb, die er fast ohne Anleitung sich durch eigene Uebung erworben hatte, und, was die Hauptsache war, Kopf und guten Willen hatte; so beschloß der Hausvater, ihn in der Handlung vor der Hand als Gehülfe und Schreiber zu gebrauchen, und ihm eine kleine Besoldung auszusetzen, die er in dem Maaße zu vermehren versprach, als sich Antonio tüchtiger und brauchbarer machen würde.

Niemand war glücklicher, als Antonio. Sein höchster Wunsch war, im Hause dieser Menschen zu bleiben, in denen er seine zweiten Aeltern gefunden zu haben schien. Kaum konnte er es erwarten, daß er sein neues Amt antreten durfte. Jede freie Stunde verwendete er auf die Vermehrung seiner Kenntnisse, daher er täglich brauchbarer wurde.

Ein besonderes Fest für ihn und die ganze Familie war der Tag, an welchem er mit Heinrich in den Schooß

der evangelischen Kirche aufgenommen wurde. Um Aufsehen zu vermeiden, war diese Aufnahme oder die Confirmation beider nicht öffentlich vor der Gemeinde, sondern in einer wenig besuchten Wochenkirche geschehen, worauf beide am nächsten Sonntage mit den übrigen Familiengliedern öffentlich das heilige Mahl genossen. Heinrich hatte seine philologischen Studien, gegen welche nun der Widerwille ganz verschwunden war, wieder aufgenommen, und bereitete sich vor zu einer Lehrstelle an einer gelehrten Schule. Gegen die Malerei, die ihm so verführerisch geworden war, hatte er einen, freilich ungegründeten, Widerwillen gefaßt.

Zufällig stieß er nach einiger Zeit unter seinen Papieren auf die aus Italien mitgebrachten Briefe, durch die er dem hochwürdigen Pater N . . . zu einer Anstellung empfohlen werden sollte. Sie waren ihm nun unnütz, und er beschloß, sie zu vernichten. Der Vater aber, als er davon hörte, war anderer Meinung, und glaubte, sie verdienten ja doch, daß man sie läse, um daraus den guten Willen seiner italienischen Freunde und das Glück zu ermessen, das Heinrich nun sich verschlagen habe. Die Neugierde der Mutter und Wilhelminens unterstützte diesen Vorschlag, dem Heinrich aus einer dunkeln Besorgniß nur ungern nachgab.

Man öffnete sie, und fand nichts darin, als Lob Heinrichs und die Bitte, diesem „Gläubigen in Christo“ bei seinem irdischen Fortkommen auf alle Weise förderlich zu seyn. Den Vater nahm dieser kahle Inhalt Wunder. Er besah die Briefe von allen Seiten, ob nichts geheimes an ihnen zu finden sey; aber vergebens. Endlich fiel ihm auf, daß die Zeilen so weit aus einander standen, und ein ganzes Blatt unbeschrieben war. Er äußerte die Vermuthung, daß wohl das Papier noch einen andern Brief, mit sympathe-

Seine Dankbarkeit gegen Heinrich und dessen Aeltern kannte keine Gränzen. Vorher ihnen schon von Herzen zugethan, kettete sich nun sein Herz ganz an sie. Aber auch Heinrichs Aeltern hatten den Fremdling lieb gewonnen; auch sie fühlten sich ihm verpflichtet, als sie hörten, wie viel dieser Jüngling auf Heinrich gewirkt hatte, um ihn zu bewegen, seine, den Aeltern so schmerzliche Uebereilung gut zu machen. Eben als der Vater sich mit seiner Gattin berathen hatte, was sie wohl mit dem ihnen lieb gewordenen Fremdling beginnen sollten, um ihn nützlich zu beschäftigen, wandte sich dieser selbst an den Vater mit der Bitte, ihm einen Rath zu geben, was er in Deutschland beginnen solle. Der Vater prüfte die Kenntniß des Jünglings, die freilich nicht weiter ging, als daß er deutsch und italienisch sprach und schrieb, und einige Kenntniß in der Geographie, Naturlehre, dem Rechnen und im Französischen hatte. Da er eine recht hübsche Hand schrieb, die er fast ohne Anleitung sich durch eigene Uebung erworben hatte, und, was die Hauptsache war, Kopf und guten Willen hatte; so beschloß der Hausvater, ihn in der Handlung vor der Hand als Gehülfe und Schreiber zu gebrauchen, und ihm eine kleine Besoldung auszusetzen, die er in dem Maaße zu vermehren versprach, als sich Antonio tüchtiger und brauchbarer machen würde.

Niemand war glücklicher, als Antonio. Sein höchster Wunsch war, im Hause dieser Menschen zu bleiben, an denen er seine zweiten Aeltern gefunden zu haben schien. Kaum konnte er es erwarten, daß er sein neues Amt antreten durfte. Jede freie Stunde verwendete er auf die Vermehrung seiner Kenntnisse, daher er täglich brauchbarer wurde.

Ein besonderes Fest für ihn und die ganze Familie war der Tag, an welchem er mit Heinrich in den Schoos

der evangelischen Kirche aufgenommen wurde. Um Aufsehen zu vermeiden, war diese Aufnahme oder die Confirmation beider nicht öffentlich vor der Gemeinde, sondern in einer wenig besuchten Wochenkirche geschehen, worauf beide am nächsten Sonntage mit den übrigen Familiengliedern öffentlich das heilige Mahl genossen. Heinrich hatte seine philologischen Studien, gegen welche nun der Widerwille ganz verschwunden war, wieder aufgenommen, und bereitete sich vor zu einer Lehrstelle an einer gelehrten Schule. Gegen die Malerei, die ihm so verführerisch geworden war, hatte er einen, freilich ungegründeten, Widerwillen gefaßt.

Zufällig stieß er nach einiger Zeit unter seinen Papieren auf die aus Italien mitgebrachten Briefe, durch die er dem hochwürdigen Pater R . . . zu einer Anstellung empfohlen werden sollte. Sie waren ihm nun unnütz, und er beschloß, sie zu vernichten. Der Vater aber, als er davon hörte, war anderer Meinung, und glaubte, sie verdienten ja doch, daß man sie läse, um daraus den guten Willen seiner italienischen Freunde und das Glück zu ermessen, das Heinrich nun sich verschlagen habe. Die Neugierde der Mutter und Wilhelminens unterstützte diesen Vorschlag, dem Heinrich aus einer dunkeln Besorgniß nur ungern nachgab.

Man öffnete sie, und fand nichts darin, als Lob Heinrichs und die Bitte, diesem „Gläubigen in Christo" bei seinem irdischen Fortkommen auf alle Weise förderlich zu seyn. Den Vater nahm dieser kahle Inhalt Wunder. Er besah die Briefe von allen Seiten, ob nichts geheimes an ihnen zu finden sey; aber vergebens. Endlich fiel ihm auf, daß die Zeilen so weit aus einander standen, und ein ganzes Blatt unbeschrieben war. Er äußerte die Vermuthung, daß wohl das Papier noch einen andern Brief, mit sympathe-

tischer Dinte geschrieben, enthalten könne, deren Schrift erst sichtbar werde, wenn man das Papier in eine gewisse chemische Auflösung eintauche. Er kannte dieses Kunststück recht wohl, und beschloß auf der Stelle den Versuch zu machen.

Seine Vermuthung betrog ihn nicht. Als man das eingetauchte Papier herausnahm, stellte sich eine vorher unsichtbare Schrift dar, deren Inhalt für Heinrich nicht eben erfreulich war. Sein Freund Rossi gab dem katholischen Priester, an den der Brief gerichtet war, eine nicht aufrichtige Schilderung von Heinrichs Charakter, besonders von den Schwächen, durch welche man ihn leiten könne. „Ob er gleich, hieß es unter andern, ein Katholik aus Ue„berzeugung geworden ist, so ist doch darauf kein sicherer „Verlaß zu nehmen, weil er sich noch nicht recht zum unbe„dingten Glauben an das Wort der Kirche erhoben hat. „Auch dürften frühere Grundsätze leicht wieder erwachen, „besonders durch den Einfluß seiner Aeltern, da diese, wie „Sie mir schrieben, eifrig lutherisch sind. Sein Bedienter „ist deßwegen zur Wachsamkeit instruirt worden. Auch wird „unser trefflicher Doctor Friedrich zu thun wissen, was „seines Amtes ist. Dennoch aber wird es nöthig seyn, den „jungen Mann so schnell als möglich von seinen Aeltern zu „entfernen. Sie werden ihn einladen, nach . . . zu kommen. „Sie werden ihm glänzende Versprechungen machen, Sie „werden ihn unvermerkt in die Verbindung mit solchen Gläu„bigen bringen, die geschickt sind, ihn zu beobachten, Sie „werden, wenn er wieder abspringen wollte, besonders ihm „das nachtheilige Urtheil zu Gemüthe führen, dem er sich „bei den Menschen aussetzen dürfte, ein Grund, der bei „ihm mehr vermag, als alle Gründe der Wahrheit; Sie „werden Gelegenheit suchen, daß eine Gläubige sein Herz „gewinne, welche dahin instruirt ist, daß sie nur einen Ka-

„tholiken lieben zu können, erklären muß; Sie werden mit „einem Worte alles aufzubiethen wissen, um ihn fest zu hal- „ten. Denn obgleich an ihm nichts besonderes gewonnen „ist, indem er in seiner Kunst nur stümpert, so fordert doch „der Ruhm der Kirche seine Erhaltung, und das ansehn- „liche Vermögen des Vaters verdient schon, daß man sich „um den Erben desselben etwas bemühe. Den Bedienten, „einen guten Katholiken, der im Gehorsam gegen die Kirche „erzogen ist, werden Sie durch geistliche Strafen leicht in „seiner Pflicht erhalten. Ob aber bei seinem Herrn das „Schrecken der geistlichen Strafen anzuwenden sey, werden „Sie nach den Umständen ermessen, und darüber durch ei- „nige vorsichtig gemachte Versuche sich leicht unterrichten „können."

Heinrich war beim Vorlesen dieses Briefs bald roth, bald blaß geworden. Schaam über seine Schwäche und Unwille über diese hinterlistige Instruction bestürmten ihn zu gleicher Zeit. Er sah, daß Rossi hinter seinem Rücken über ihn und seine Aeltern gebriefwechselt hatte; sah mit tiefer Beschämung, wie wenig man dabei Werth auf ihn gelegt, und ihn nur als Erben eines bedeutenden Vermögens geachtet hatte. Doch dieses Gefühl der Schaam läu- terte auch seine Seele von dem letzten Reste der Eitelkeit, die ihn so lange verhindert hatte, den Wünschen seiner Ael- tern und der Stimme seiner verbesserten Ueberzeugung Ge- hör zu geben. Er war nur froh, daß man diese Briefe erst jetzt entzifferte, nachdem sein Rücktritt schon geschehen war. Der Vater sagte nichts. Er sah, daß dieser Brief für sei- nen Sohn keiner Erläuterung bedurfte. Die Mutter belä- chelte den Irrthum des schlauen Rossi über Antonio, und wünschte, daß er zu seiner Beschämung erfahren möchte, wie das Evangelium mehr gethan habe, als alle noch so wohl ausgedachte Instructionen. Heinrich eröffnete den

Aeltern, wie ihm von Antonio selbst über die Instructionen, die derselbe in der letzten Beichte in Rom bekommen habe, eine Eröffnung gemacht worden sey. Die Aeltern achteten darum den Jüngling nur desto mehr, und schenkten ihm ein höheres Vertrauen.

Was es aber mit der Erwähnung des Doctor Friedrichs für eine Bewandniß habe, das wurde ihnen nur erst allmählich klar, als sie das zusammen verglichen, was sie über diesen Mann gehört hatten. Man wußte nicht, woher er war, und von wannen er gekommen war. Seine Sitten waren fein; seine Kenntnisse nicht gering; sein Betragen äußerlich anständig. Nur in der letzten Zeit hatte manches von ihm verlautet, was ihn verdächtig machte. Er hatte sich als Arzt so verdient um die Armen gemacht, daß man es nicht auffallend gefunden hatte, daß einige seiner Patienten hinterher katholisch geworden waren. Es waren Arme, deren Leben verborgen und still dahin ging. Auffallender aber war es, daß er bei einer der vornehmen Weiber den Versuch gemacht habe, sie katholisch zu machen, ja das Gerücht wollte wissen, sie sey es vor ihrem Tode wirklich geworden und habe von dem Doctor die letzte Oelung empfangen. Man lobte es, daß er die wenigen Katholiken des Orts zu bewegen suchte, eine katholische Schule zu stiften, aber man verwunderte sich, als er selbst dazu eine sehr bedeutende Summe hergab, von der man nicht wußte, woher er sie habe. Auch wollte man es seinem Einflusse zuschreiben, daß die wenigen Katholiken der Stadt, die vorher häufig die evangelische Kirche besucht hatten, sich seit seiner Anwesenheit dieses Besuchs streng enthielten, und sich von dem Umgange mit den Evangelischen sehr zurückzogen. Auch eine katholische Wehefrau war durch seinen Einfluß angestellt worden und wurde von ihm aus eigenen Mitteln besoldet. Heinrich erinnerte sich auch jetzt

wieder, wie dieser Mann ihn auf eine auffallende Weise als Katholik öffentlich bezeichnet, und ihn wiederholt aufgefordert hatte, nach . . . . zu reisen.

Der Vater setzte sich aus diesem allen zusammen, daß der Doctor Friedrich ein Proselytenmacher und wohl gar ein heimlicher Jesuit seyn könne, weil diese Gesellschaft sich jetzt in allen möglichen Gestalten in katholische und evangelische Länder einzuschleichen suche.

„Ich sollte denken, — sprach endlich der Vater zu Heinrich — es müßte dir jetzt ganz wohl seyn, mein Sohn, aus der Gewalt einer Priesterschaft erlöset zu seyn, welche ihre Kirchenglieder immer mit einer Art von geheimer Polizei umgibt. Wie ist dagegen das Verhältniß der Laien zu ihren Seelsorgern bei uns so würdig der Religion des Geistes, welche freiwilligen Gehorsam und Glauben aus Ueberzeugung verlangt! Die Wahrheit bedarf heimlicher Aufsicht und Umtriebe nicht. Sie stehet fest durch ihre eigene Kraft. Nur der Irrthum, der immer in Gefahr ist, aus Mangel an Gründen zu vergehen, muß durch polizeiliche Maaßregeln mühsam aufrecht erhalten werden, was doch immer nur auf einige Zeit gelingt. Mir ist nur unbegreiflich, wie man jetzt, wo man doch in allen Staaten die geheimen Gesellschaften verbiethet und aufhebt, die viel geheimern und mächtigern geistlichen Orden, besonders die Jesuiten, so begünstigen kann!"

Heinrich: Man hält nicht nur in Rom, sondern auch in manchen andern Ländern die Wiederherstellung der Jesuiten und die Begünstigung der Priestergewalt für die sicherste Stütze aller Religion und der katholischen Kirche insbesondere, und deßhalb hat es auch der Papst über sich gewinnen können, die Aufhebungsbulle seines Vorgängers, Clemens des 14ten, (1773) wieder zu annulliren, und den Orden herzustellen. Besonders verspricht man sich in Frank-

reich alles von den Wirkungen des wieder mächtig gemachten Priesterthums.

Vater: Es war ein starkes Stück, daß der vorige Papst, der doch eben so unfehlbar seyn muß, wie sein Vorgänger Clemens, dessen feierliche und wohlbedächtige Aufhebungsbulle widerrief, und ich wundre mich, wie nach solcher Erfahrung noch Ein Katholik von der Unfehlbarkeit der Päpste ohne Erröthen sprechen kann. Indessen stellt die Geschichte der Päpste noch viel stärkere Widersprüche auf, von denen man ja auch thut, als wären sie nie gewesen. Die Hoffnung aber, die man sich von der Macht der Priesterschaft, und namentlich der Jesuiten, macht, ist eine täuschende. Je gewaltiger sie herrschen werden, desto unerträglicher wird ihr Joch unsrer Zeit seyn, desto gewisser werden sie der evangelischen Kirche vorarbeiten*). Denn es ist der höchste Unverstand, im 19ten Jahrhundert zu thun, als lebe man noch im 15ten, und sich anzustellen, als sey die Zeit vom 16 — 19ten Jahrh. mit ihren unermeßlichen Veränderungen gar nicht da gewesen. Solches thörichte Beginnen kann nur zu einer Fortsetzung der Reformation in der katholischen Kirche führen.

Heinrich: Das glaubt man freilich nicht. Auch haben die Jesuiten die Meinung, besonders an hohen Orten,

*) Welche Wirkungen die neue Gewalt der Priesterschaft in Frankreich habe, dieses sprach eine am 26. Febr. 1827 vom General Sebastiani, des Deputirten von Korsika, in der Deputirtenkammer gehaltene Rede aus. „Schon, — rief er aus —, ihr „wisset es! — schon werden die Abfälle (von der römischen „Kirche) häufig; schon sind mehr als 3000 Menschen in den „Umgebungen von Lyon zu der protestantischen Gemeinschaft „übergegangen!" — Man widersprach diesen Angaben in der Kammer nicht.

zu verbreiten gesucht, daß die französische Revolution nur eine Folge der Aufhebung der Jesuiten gewesen sey, und daß die in der Kirche absolut herrschende Priesterschaft die festeste Stütze der Thronen und das sicherste Mittel gegen das Constitutionsfieber der Völker sey.

Vater: Wie können sie aber nur immer einem, der die Geschichte nur ein wenig kennt, solchen Wahn einreden! Friedrich der Große sagte in seinen Werken den Eintritt der Revolution in Frankreich voraus, und gründete dieses auf die Zerrüttung in den Finanzen und die Verdorbenheit der höhern Stände. Er hätte die Nachbarschaft Englands und seines Parlaments, den Einfluß Nordamerika's, vor allen aber die große Masse innerer Mißbräuche hinzufügen können. Wer die französische Revolution begreifen will, der lese nur die beliebten Mémoires aus den Zeiten Ludwigs des 14ten, 15ten und 16ten, welche unfreiwillig den tiefsten Blick in die Beschaffenheit des Hofes, der Höflinge und höhern Stände thun lassen. Was aber die Priesterschaft der katholischen Kirche betrifft, so sind, seit das Papstthum enstand, die Jahrbücher aller abendländischen Königreiche voll von Erzählung der gefahrvollsten Kämpfe, welche sie gegen die Fürsten geführt hat*). Viele Fürsten erhielten sich nur mit größter Mühe gegen die Priester auf ihren Thronen; andere wurden wirklich von ihnen abgesetzt. Wie könnte es auch anders seyn! In der evangelischen Kirche ist der Landesherr Obervorsteher der Kirche, und daher sind Kirche und Staat durch ihn aufs glücklichste verbunden. So ist auch in Rußland der Kaiser zugleich der Patriarch der griechischen Kirche seines Reichs. Die römische Geistlichkeit ist aber einem auswärtigen Mo-

---

*) S. Anhang XIII.

narchen, dem Könige vom Kirchenstaat, zu vollkommenem Gehorsam verpflichtet und bildet dadurch einen Staat im Staate. Die katholischen Fürsten haben daher immer ihre Noth mit ihrer Geistlichkeit, die sich ihnen unter dem Schutze des Papstes so gern, und oft erfolgreich widersetzt. Auch hat diese Geistlichkeit vor der griechischen und evangelischen voraus, daß der zur heiligen Priesterschaft gehörende und von ihr so hoch gefeierte Orden der Jesuiten allein unter allen christlichen Priestern den Königsmord und das Recht zu revoltiren in Schutz genommen hat. — Sind denn alle diese Erfahrungen gänzlich verloren?

Heinrich: Für manche Menschen scheint es gar keine Erfahrung zu geben, mein Vater!

Vater: So muß es wohl seyn! Denn, wie könnte man sonst in unsern Tagen es nur glauben, was die Feinde unsrer Kirche ohne Ende wiederholen; nämlich, daß die Religionsfreiheit der Evangelischen den Revolutionsgeist im Politischen erzeuge! Das katholische Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, das ganze katholische Amerika hat seit 1790 revoltirt, und dadurch einen Thatbeweis gegeben, daß die katholische Priesterschaft vor Revolutionen nicht schütze. Vielmehr hat diese Priesterschaft dabei eine sehr thätige Rolle gespielt. In Frankreich beförderten die katholischen Pfarrer und die niedere Geistlichkeit die Revolution mächtig; in Spanien und Portugal sah man sie recht zahlreich unter den Cortes. Die Priesterschaft Spaniens bildet unter dem Namen der Apostolischen eine mächtige Parthei, die alles aufbiethet, sich den König dienstbar zu machen. Wenn unsre Politiker eine Erfahrung davon haben wollen, wie glücklich ein Land wird, wo das katholische Priesterthum seinen Einfluß völlig zeigen kann; so dürfen sie nur, nach dem Kirchenstaate, Spanien betrachten. Die Ruhe der evangelischen Länder während dieser

ganzen stürmischen Periode sollte dagegen jeden von der politischen Unschädlichkeit der evangelischen Kirche überzeugen. Willst du hierüber etwas recht Gediegenes lesen, so lies die treffliche Schrift von dem Herrn Doctor Tzschirner in Leipzig: „Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet" (Leipzig 1822. 2te Aufl.).

Heinrich: Du weißt, lieber Vater, daß jetzt in der Politik das System gilt, überall das Bestehende zu erhalten, und jeder Neuerung entgegen zu treten. Die Reformation sieht man aber an als die Neuerung, und das römische Kirchenthum als das Bestehende, und darum fördert man es.

Vater: Sonderbare Verwirrung der Begriffe! Was ist denn älter, das Evangelium oder das Papstthum? Als man vor dreihundert Jahren reformirte, so gab man das Papstthum als eine Neuerung auf, und ging zu dem Evangelium, als dem Alten und Bestehenden, zurück. Und sind denn drei Jahrhunderte, welche nun die evangelische Kirche besteht, nicht genug, um sie auch mit zum Bestehenden zu rechnen? Wenn diese Zeit zu kurz ist, um etwas unter die ehrenvolle Benennung des Bestehenden zu bringen; so würde der jetzige politische Zustand auch nicht gerechtfertigt seyn, sondern alles in den Zustand zurück zu stellen seyn, den die Welt vor der Reformation hatte. Damals aber gab es noch keine stehenden Heere, keine Souverainetät der deutschen Fürsten, keine Mediatisirten, keine absoluten Monarchien, keine feststehenden Abgaben, und die Gränzen der Länder waren ganz anders bestimmt, als jetzt. Man würde aber den mit Recht für einen Tollhäusler halten, der die politische Welt in jenen Zustand zurückversetzen wollte. Man bezieht das Bestehende in der Politik nur auf den letzten Zustand vor der

großen Revolution. So sollte man es aber mit der Kirche doch auch halten, und also die evangelische Kirche, die dreihundert Jahre bestanden hat, mit zu dem Bestehenden rechnen.

Mutter: Wenn sich nur nicht etwa die evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten verleiten lassen, unruhig zu werden! Dann würde man uns den Vorwurf, schlechte Unterthanen zu seyn, mit einem Scheine des Rechts machen.

Vater: Fürchte deßhalb nichts, liebes Weib. Die Evangelischen in Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Rußland, Baiern, Sachsen haben sich immer als gute Unterthanen gezeigt und werden es ferner, wenn nicht harte Bedrückungen sie reizen. Die Regierungen sind aber zu weise, zu gerecht, zu christlich, um sich jemals dem blinden Eifer der Priesterschaft hinzugeben. Nie, glaube ich, wird sich ein Volk empören, wenn es gerecht und milde regiert wird. So haben sich auch die Katholiken unter nichtkatholischen Fürsten, wie in Rußland, Schlesien, neuerlich im preußischen Staate, in Würtemberg, Baden, Holland als gute Unterthanen gezeigt, wenn auch ihre Priester ihnen nicht immer mit ganz gutem Beispiele vorangingen.

Mutter: Sollte denn aber nicht zu hoffen seyn, daß Katholiken und Evangelische sich endlich noch zu einer Kirche vereinigen dürften?

Vater: Vor der Hand gehört diese Hoffnung noch zu den Chimären. Soll sie sich verwirklichen, so müßte die römische Kirche sich vom Papste trennen, die Bibel wieder in ihre Rechte einsetzen, die Unfehlbarkeit des Priesterthums und mit ihr die Beschlüsse der Synode zu Trient aufgeben, besonders aber das unchristliche Verdammen aller Nichtkatholiken unterlassen, und so sich in ihrem ei-

genen Innern zu einer evangelisch-katholischen Kirche umbilden. Dieses, meine ich, darf gehofft werden; ja ich möchte aus manchen Erscheinungen schließen, daß eine solche Kirche schon unsichtbar unter den Katholiken da sey, und allmählig in das Leben heraustreten werde. Aus ihrem eigenen Innern muß die Reformation der römischen Kirche kommen. Dann werden die Katholiken ihre Beschlüsse der Synode zu Trient und ihren römischen Katechismus, und die Evangelischen ihre Confessionsbücher der Vergessenheit übergeben, an deren Stelle aber das Evangelium setzen, und aus diesem lernen, sich als christliche Brüder zu lieben, auf alle Glaubensvorschriften zu verzichten, und Verschiedenheit der Glaubensansichten zu tragen, ohne sich zu verketzern oder zu verdammen. Dann wird wahrer Friede seyn, und das prophetische Wort in Erfüllung gehen (Jerem. 31, 34):

„Es wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren, und sagen: erkenne den Herrn! Sondern sie sollen mich alle kennen, beide Klein und Groß, spricht der Herr!"

Mutter: Wird dieses aber jemals geschehen?

Vater: Geschehen wird es; — aber wir freilich werden es nicht erleben. Indessen laßt uns redlich thun, was solchen Frieden vorbereiten kann.

Heinrich: Dazu dürfte wohl vor allem erforderlich seyn, daß man von evangelischer Seite mit gutem Beispiele voranginge, und nicht in Schrift und Rede immer Krieg führte gegen die römische Kirche. Denn was kann dadurch anders erzeugt werden, als Haß und Erbitterung, welche die Getrennten nur noch weiter von einander entfernen?

Vater: Mein Sohn, wir haben die christliche Pflicht, auch unsere römischen Mitchristen zu lieben und ihnen alles

Gute zu erweisen. Aber ihre Irrthümer zu lieben, ihre Mißbräuche für Recht zu sprechen, das gebiethet die Pflicht nicht, das ist Menschengefälligkeit, Augendienerei.

Heinrich: Aber sollte es nicht aus unserm Grundsatze von Gewissensfreiheit folgen, daß wir den Katholiken seines Glaubens leben lassen und nicht gegen ihn streiten?

Vater: Du bist irrig. Wir beziehen die Gewissensfreiheit darauf, daß keiner wegen Glaubensmeinungen bürgerlich oder geistlich zu strafen sey, wie die römische Priesterschaft thut, welche die Ketzer als Verbrecher bestrafte; deßgleichen darauf, daß jedem erlaubt seyn müsse, seine Ueberzeugungen in Sachen der Religion auszusprechen und die Gründe dafür öffentlich darzulegen, was die römische Priesterschaft gleichfalls verbiethet. Natürlich geben wir Evangelischen das letztere Recht dadurch, daß wir es andern zugestehen, nicht für uns selbst auf, sondern nehmen es eben in Anspruch. Wenn wir dem Katholiken zugestehen, seinen Glauben öffentlich zu bekennen und zu vertheidigen, so wäre es lächerlich, wenn wir uns zugleich verbunden erachteten, gegen ihn zu schweigen. Jesus schwieg auch nicht gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten.

Heinrich: Da hast du recht. Die Katholiken haben daher keinen Grund, es den Evangelischen so übel zu nehmen, daß diese reden, und sie sollten sich durch den Widerspruch nicht beleidigt und verletzt fühlen.

Vater: Die katholische Priesterschaft möchte freilich lieber allein das Wort haben. Sie kann sich aber in Wahrheit nicht beklagen, wenn wir sie immer als Feinde ansehen, denen wir unsre guten Waffen zeigen. Denn sie steht seit der Reformation in dauerndem Kriegsstande gegen uns. Alle evangelischen Christen hat der Papst von

Anfang an, und dann wiederholt, und noch auf der Synode zu Trient als Ketzer verdammt, und diesen Spruch der Verdammniß nie aufgehoben, und uns nie als Kirche anerkannt. Im Gegentheil hat er beim Westphälischen Frieden (1648) und auf dem Congreß in Wien gegen das Daseyn der evangelischen Kirche wiederholt protestirt, und er macht es jetzt beim Jubeljahr allen Katholiken zur Pflicht, nicht etwa um die Erleuchtung der Irrenden, sondern „um die Ausrottung der Ketzerei" zu beten. Da sind ja in Wahrheit alle Bedingungen des vollkommensten Kriegsstandes vorhanden; und es gebricht nichts als die politische Macht, um den guten Willen Roms zu Ausrottung der Ketzer zur Vollziehung zu bringen. Während also die evangelischen Christen von Rom immerfort für einen rebellischen Haufen nicht zu duldender, sondern auszurottender Ketzer erklärt werden; während die Priester dieser Kirche uns mit der schändlichen Beschuldigung, als ob wir nur Revolutionaire wären, und das Christenthum zerrütten wollten, fortwährend verfolgen; sollen wir stille schweigen, den Finger auf den Mund legen, und uns gebehrden, als hätten wir eine schlechte Sache, für welche die Rede zu scheuen sey? — Ja, ich kenne wohl solche evangelische Christen, die entweder aus Schwachheit, oder aus Verblendung, oder aus Kaltsinn für alle Wahrheit, allen Anmaaßungen der katholischen Priesterschaft nachgeben, ihr demuthsvolle Verbeugungen machen, von Wahrheit und Irrthum nur in halben und zweideutigen Worten reden, um die Gunst dieser Geistlichkeit, von der sie doch nur verachtet werden, buhlen, und jedem ängstlich Ruhe winken, der das blitzende Schild der Wahrheit schüttelt. Das heißt nicht, den Herrn und sein Evangelium vor den Menschen bekennen, das heißt nicht, die Ehre vor Gott lieber haben, als

die Ehre vor Menschen. Nein! — Die Wahrheit fordert, daß sie von denen, die sie erkennen, auch laut bekannt, und gegen Verunglimpfungen vertheigt werde. Das fordert auch die christliche Liebe zu unsern irrenden Brüdern. Also die Wahrheit festhalten, sie lehren, bekennen, vertheidigen, das sey der Wahlspruch redlicher Christen. Aber nur die evangelische Lehre sey es, die wir bekennen und vertheidigen. Nicht lutherische oder zwinglische oder calvinische Christen wollen wir seyn und heißen, sondern evangelische, damit, wenn wir den Katholiken einladen, das Evangelium zu hören, es nicht scheine, als solle er zu Luther, Zwingli oder Calvin kommen. Zu diesen wird er nicht kommen; aber zu Jesu und den Aposteln — ich hoffe es mit Zuversicht! — zu diesen wird er kommen, diese wird er hören. Bei diesen wollen wir daher feststehen!

Heinrich: (ihm die Hand reichend) So sey es, Vater! und nichts in der Welt soll fortan deinen Sohn von diesem richtigen Pfade abwenden!

Vater: (einschlagend) So bist du wieder ganz mein! — Komm an mein Herz, mein Heinrich!

Mutter: Gott sey gepriesen für diese Freude!

Wilhelmine: O Heinrich, wie glücklich machst du deine Aeltern!

Heinrich: Der Glücklichste bin doch ich selbst! Nun erst ist mein Herz ganz wieder beruhigt; denn nur bei der Wahrheit ist dauernder Friede zu finden.

Anhang.

Wenn ich hier einige Stellen der Kirchenväter, d. i. der berühmtesten Lehrer der Kirche, aus den ersten vier Jahrhunderten folgen lasse, so muß ich mich wohl gegen den Leser über den Zweck dieser Anführungen erklären. Die Stimmen dieser alten Lehrer sollen nicht etwa die evangelische Lehre beweisen; denn das Evangelium braucht solches Zeugniß nicht, da auf seiner Wahrheit erst die Wahrheit der Kirche und der von ihren Lehrern vorgetragenen Lehren ruht. Auch sollen sie nicht beweisen, daß die Lehrer der ersten vier Jahrhunderte nur das gelehrt hätten, was das Evangelium enthält oder demselben gemäß ist. Denn dieses haben sie in Wahrheit nicht gethan. Aber sie lebten und lehrten zu einer Zeit, wo es zwar einen römischen Bischoff, aber noch keinen Papst gab, wo die Kirche noch eine ganz andere Gestalt hatte, als die jetzige römisch-päpstliche, und wo man von so vielen Lehren und Gebräuchen, welche die Folgezeit für nothwendige Dinge erklärte, noch nichts wußte. Diese Anführungen sollen bestätigen, wie viel noch in den ersten Jahrhunderten das Evangelium galt, wie wenig das Vorgeben gegründet ist, daß die Kirche von Anbeginn an das gelehrt habe, was später die Päpste und das Concilium zu Trient festgesetzt

haben, wie weit sich also in so mancher Hinsicht die römische Kirche von der Kirche der ersten vier Jahrhunderte entfernt habe.

Für den der Kirchengeschichte unkundigen Leser mögen über die Männer, deren Stimmen hier aufgerufen worden sind, folgende kurze Notizen stehen.

Clemens, mit dem Beinahmen der römische, ein Schüler des Apostels Petrus, und zuletzt Bischoff der christlichen Gemeinde in Rom. Er soll zu Anfang des zweiten Jahrhunderts gestorben seyn. — Hermas, ein Schüler der Apostel, dessen Paulus in dem Briefe an die Römer gedenkt (Kap. 16, 14), und von dem wir noch eine Schrift unter dem Titel: der Hirte, besitzen, welche jedoch manche einem spätern Hermas, der ums Jahr 140 lebte, zuschreiben wollen. — Papias, Bischoff zu Hierapolis in Phrygien, der noch an die Zeiten des Apostels Johannes gränzte. — Hegesippus, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, schrieb eine Kirchengeschichte, von der wir aber nur noch einige Bruchstücke besitzen. — Irenäus, der von Kleinasien, wo er noch die Zeitgenossen der Apostel gehört hatte, nach Lyon in Gallien ging, wurde dort im J. 177 Bischoff, und soll im J. 202 gestorben seyn. — Clemens, zum Unterschiede von dem römischen Clemens, der Alexandriner genannt, war Presbyter der Gemeinde zu Alexandrien und Lehrer der dortigen berühmten katechetischen Schule, mit griechischer Philosophie wohl bekannt. Er ist gegen das Jahr 220 gestorben. — Sein berühmtester Nachfolger war Origenes, geb. 185 zu Alexandrien, gestorben zu Tyrus 254, gleichfalls Presbyter zu Alexandrien, Vorsteher der genannten Schule, und einer der fruchtbarsten Schriftsteller unter den Kirchenvätern. — Tertullian lebte zu Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts, war Presbyter zu Karthago in

Afrika, und einer der bedeutendsten Schriftsteller der ersten Kirche. In seinen letzten Lebensjahren trat er den Meinungen der Montanisten bei. — Cyprian wurde im Jahre 248 oder 249 Bischoff von Karthago, und starb im J. 255 als Märtyrer. — Arnobius, Lehrer der Beredtsamkeit zu Sicca in Afrika, lebte zu Anfang des vierten Jahrhunderts. — Lactantius, geboren in Afrika, war erst Lehrer der Beredtsamkeit in Nicomedien, und wurde von da im J. 317 als Lehrer des Sohns Constantins nach Gallien berufen, wo er wahrscheinlich auch gestorben ist. — Eusebius wurde ohngefähr im J. 314 Bischoff in Cäsarea und wär Verfasser der ersten Geschichte der christlichen Kirche, welche noch auf unsre Zeiten gekommen ist. — Die sogenannten Constitutionen oder Verordnungen der Apostel sind Vorschriften über die kirchliche Verfassung, die Liturgie, das Leben der Christen u. s. w., welche angeblich die Apostel aufgesetzt haben sollen. Sie sind aber aus späterer Zeit und von unsicherm Alter, enthalten aber doch manches Alte aus dem zweiten und dritten Jahrhunderte neben manchem Neuen.

Stimmen der Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte.

I.

Zu S. 62. Ueber die priesterliche Absolution.

Daß es eine priesterliche Macht gebe, welche den Himmel auf- oder zuschließen könne, davon weiß Clemens von Rom nichts. Er dringt vielmehr in seinem zweiten Briefe an die Korinther Kap. 4—6 ernstlich auf

die Ueberzeugung, daß nur die selig werden, welche in der bei der Taufe gelobten Besserung beharren, und setzt am Schlusse des 6ten Kap. hinzu: „wenn wir nicht die „Taufe rein und unverletzt bewahren, worauf wollen „wir denn sonst vertrauen, daß wir in das Reich „Gottes eingehen werden? oder wer könnte unser „Sachwalter (παράκλητος) seyn, wenn nicht hei„lige und gerechte Handlungen an uns gefun„den werden?"

Origenes sagt in seinen Homilien über das 3. B. M. Homil. 12, §. 6: „Wenn jemand von uns „Christen sündiget, so ist er [bei Christo] verworfen, wenn „er auch nicht vom Bischoff verworfen wird, dieser mag „nun seine Vergehungen nicht kennen, oder bisweilen nach „Gunst urtheilen; er ist ausgestoßen durch das Bewußt„seyn seiner Sünde. Auch nützt ihm die Gnade der Men„schen nichts, da Christus eine solche Seele, als eine verwor„fene, nicht aufnimmt in seine Gemeinschaft." — Homil. 14, §. 3: „im Gegentheil geschieht es wohl, daß jemand „durch einen ungerechten Spruch der Vorsteher der Kirche „ausgestoßen wird. Aber wenn er vorher nicht selbst her„ausgegangen ist, das ist, wenn er nichts gethan hat, „weßhalb er ausgestoßen zu werden verdiente, so schadet „ihm es [bei Christo] nichts, daß er durch ein unge„rechtes Urtheil von Menschen als ein Ausgeschlossener „erscheint. Und so geschieht es, daß bisweilen der Aus„geschlossene in der Kirche ist, und der, den man in der „Kirche zu behalten scheint, außerhalb derselben ist."

Tertullian (von der Schamhaftigkeit Kap. 21.) eifert sehr dagegen, daß der Priester die Macht habe, Sünden der Unkeuschheit zu vergeben, die er für Hauptsünden erklärt, welche nur Gott erlassen könne. Nur die leichtern Vergehen könne der Bischoff vergeben; die größern nur

Gott. Dabei sagt er: „stelle mir doch ein apostolisches „und prophetisches Beispiel auf, das dir die Macht zu„spricht, dergleichen Sünden zu vergeben. Da du nur „das Geschäft, die Disciplin zu handhaben, überkommen „hast, und nicht Gewalthaber, sondern Diener bist, wie „kannst du dir anmaaßen, Vergebung aussprechen zu „wollen? — Woher willst du der Kirche dieses Recht „zuschreiben? Etwa, weil der Herr (Matth. 16.) zu „Petrus sprach: auf diesen Felsen will ich meine Ge„meinde gründen; oder: was du auf Erden lösen oder „binden wirst, soll auch im Himmel gelöset oder gebunden „seyn? — Wenn du deßhalb annimmst, daß die Macht „zu binden und zu lösen auch an dich gekommen sey, so „wagst du es, die offenbare Absicht des Herrn, der die„ses dem Petrus nur für seine Person zu„sprach, zu verändern und aufzuheben. Jesus sagt ja: „ich will dir, nicht aber: ich will der Kirche die „Schlüssel geben, und: was du binden oder lösen wirst, „nicht: was sie [die Bischöffe] binden oder lösen wer„den. — Die dem Petrus hier verliehene Macht bezog „sich gar nicht auf die groben Sünden der gläubigen „Christen", (sondern bloß auf die Ungläubigen, wie Tertullian schon im 18. Kapitel behauptet hatte). — — „Die Kirche ist der Geist, der im geistlichen Menschen „wirkt; die Kirche aber sind nicht die Bischöffe. „Dem Herrn steht das Recht und die Entschei„dung zu, nicht dem Diener; Gotte selbst, und „nicht dem Priester."

Cyprian in seinem Buche von den Gefallenen schreibt: „niemand täusche, niemand betrüge sich. Der „Herr allein kann Erbarmung üben. Erlaß der Sünden, „die gegen ihn begangen worden sind, kann allein der „ertheilen, der unsre Sünden getragen, den Gott für

„unsre Sünden dahin gegeben hat. Der Mensch kann „nicht größer seyn als Gott, und der Knecht kann „nicht durch seinen Erlaß das vergeben wollen, was, als „schwere Sünde, gegen seinen Herrn begangen worden „ist, damit nicht zur Schuld des Gefallenen auch noch „dieses hinzukomme, als ob er nicht den Ausspruch „(Jerem. 17) kenne: „verflucht ist der Mensch, der „seine Hoffnung auf Menschen setzet."

II.

Zu S. 73. Was erfordert wird, um selig zu werden?

Hermas in seinem Hirten, 2. B. 7. Kap.: „Fürchte „Gott, so wirst du leben; alle, die ihn fürchten und sei„nen Gebothen gehorchen, deren Leben ist bei dem Herrn; „die ihm nicht gehorchen, die haben auch das Leben „nicht."

Irenäus gegen die Ketzer, 4. B. Kap. 15. §. 1.: „Gott hat die Menschen zuerst ermahnet durch die natür„lichen Gebothe, die er von Anfang an den Menschen „einpflanzte, das ist durch die zehen Gebothe. Wer „diese nicht beobachtet, wird nicht selig."

Cyprian, vom Geboth des Herrn: „Da das „Wort, unser Herr Jesus Christus, für alle gekommen „ist, und, Gelehrte und Ungelehrte sammelnd, jedem Ge„schlecht und Alter die Gebothe des Heils gegeben hat; „so faßte er seine Gebothe in einen sehr kurzen Ausspruch „zusammen, damit sie die, welche die himmlische Lehre lern„ten, leicht ins Gedächtniß fassen und schnell lernen möchten, „was zum einfachen Glauben nothwendig ist. Als er daher „lehren wollte, wovon die Erlangung des ewigen „Lebens abhange, so faßte er das Geheimniß des Heils „in die kurzen, göttlichen Worte (Joh. 17, 3) zusammen:

„ „Das ist das ewige Leben, daß sie erkennen dich, den „einig wahren Gott, und den, welchen du gesandt hast, „Jesus Christus.“ Deßgleichen, da er die ersten und „wichtigsten Gebothe aus dem Gesetze und den Prophe- „ten ausheben wollte, so sprach er: „Höre, Israel! der „Herr dein Gott ist ein einiger Gott; und du sollst den „Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, von „ganzer Seele u. s. w.“ “

III.

Zu S. 99.: Daß bei der Wahrheit nichts darauf ankomme, ob sie alt oder neu sey.

Tertullian, von Verschleierung der Jungfrauen, Kap. 1.: „Unser Herr Jesus Christus nannte sich die „Wahrheit, nicht das Herkommen. So wie Chri- „stus ewig ist, und älter, als alle; eben so ist auch die „Wahrheit eine ewige und alte Sache. — Die Ketzereien „werden als solche nicht durch ihre Neuheit, sondern durch die „Wahrheit erkannt. Was gegen die Wahrheit ver- „stößt ist eine Ketzerei, sey es auch ein altes „Herkommen.“ — Ebendaselbst Kap. 16.: „Ich verthei- „dige meine Meinung durch die Schrift, durch die Natur „und durch das sittliche Gefühl. — Die Schrift ist Got- „tes, die Natur ist Gottes, das sittliche Gefühl ist Gottes. „Was diesen entgegen ist, das ist nicht göttlich. „Ist die Schrift ungewiß, so ist die Natur deutlich; — „ist die Natur zweifelhaft, so zeigt das sittliche Gefühl, „was Gott gefalle.“

Arnobius (gegen die Heiden im 2. B.): „Unsre „Sache, die wir führen (die Religion), ist neu; aber sie „wird einst alt werden; die eurige ist alt, aber als sie be- „gann, war sie auch neu und ungewöhnlich. Die Gültig-

„heit einer Religion ist nicht nach ihrem Alter, sondern „nach ihrem Gotte (numine) zu schätzen; und man muß „darauf sehen, was man verehrt, nicht, wenn man ange„fangen hat, es zu verehren.“

Lactantius (der Unterricht über die göttlichen Dinge, 2. B. 8. Kap.): „Da allen Menschen das Streben „nach Wahrheit angeboren ist, so entäußern sich die selbst „der Liebe zur Weisheit, die ohne alles eigene Urtheil die „Einfälle der Vorfahren billigen, und sich von Andern, „gleich vernunftlosen Thieren, führen lassen. Was hindert „uns also, das Beispiel unsrer (heidnischen) Vorfahren „selbst zu befolgen, nämlich daß, so wie sie das von ihnen „gefundene Falsche den Nachkommen überlieferten, wir die „gefundene Wahrheit, als das Bessere, unsern Nachkom„men überliefern?“

Cyprian in seinem 31. Briefe: „Einige, die unsern „Gründen nachgeben müssen, setzen uns vergeblich das „Herkommen entgegen; gleich als ob das Herkommen mehr „Gewicht habe als die Wahrheit, oder nicht in geistlichen „Dingen dem Bessern, das der heilige Geist offenbaret, „zu folgen sey.“ Und im 74. Briefe: „Das Herkommen „darf nicht hindern, daß die Wahrheit siege. Denn ein „Herkommen, das nicht wahr ist, ist ein alter „Irrthum.“

III.[b]

Zu S. 101.

Der Kaiser Constantin der Große schrieb (etwa im Jahre 314) an seinen Statthalter in Afrika, wegen eines Streites, der über den Bischoff Cäcilian in Karthago entstanden war (s. die Conciliensammlung von Mansi, Vol. II., S. 463), Folgendes: „Um den Streit zu schlich-

„ten, hatte ich befohlen, daß sich sowohl Cäcilian, als „auch einige seiner Gegner persönlich in Rom einfinden „sollten. Denn ich hatte auch verordnet, daß sich einige „Bischöffe aus beiden Gallien in meine Stadt Rom (ad „urbem nostram Romam) begeben sollten, damit sowohl „diese, als auch der Bischof der Stadt Rom der „Sache ein gebührliches Ende geben möchten. Diese nun „haben alles, was in ihrer Gegenwart verhandelt worden „ist, mit Beilegung der Acten, zu meiner Kenntniß ge„bracht, und überdieses mündlich versichert, daß sie nach „Billigkeit der Sachen geurtheilt hätten u. s. w." — Derselbe Kaiser schreibt in derselben Sache an den Bischoff Chrestus zu Syrakus (bei Mansi, S. 466): „Um die „Streitigkeiten zu beendigen, hatte ich befohlen, daß einige „Bischöffe aus Gallien, und zugleich die Gegner aus „Afrika herbeikämen (nach Rom), damit, zugleich in Ge„genwart des römischen Bischoffs (praesente *insuper* Ro„mano episcopo), alles in ihrer Gegenwart durch eine ge„naue Untersuchung beigelegt werden möchte, was in Be„wegung gekommen war." (Constantin der Große berief nicht nur das Concilium zu Arles, sondern auch eines wegen der Donatisten zu Rom, und dann die erste allgemeine Kirchenversammlung (Reichssynode) zu Nicäa im J. 325. Er betrug sich überall als Herr der Bischöffe und des Bischoffs von Rom.)

IV.

Zu S. 100: Die römischen Bischöffe standen andern Bischöffen gleich, die auch den Titel: *papa*, führten.

In den „Apostolischen Verordnungen" werden im 7. B. im 46. Kap. die Bischöffe namentlich angeführt,

welche die Apostel selbst eingesetzt hätten, und da stehen die beiden ersten Bischöffe zu Rom, Linus und Clemens, ohne alle Auszeichnung unter den Bischöffen andrer Städte. Ebendaselbst im 8. B. 10. Kap. wird verordnet: „Die „Christen sollen Fürbitte thun für die ganze heilige apostolische Kirche; für alle Bischöffe; für Jakobus (Bischoff „zu Jerusalem), für Clemens (Bischoff von Rom), für „Evodius u. s. w.", wo also der Bischoff von Rom in der Reihe anderer Bischöffe steht, und dem von Jerusalem nachgesetzt wird. —

Die Bischöffe auf dem Concilium zu Arles (J. 314) gaben dem römischen Bischoff, der nicht auf der Synode gewesen war, von ihren Beschlüssen in einem Briefe Nachricht (bei Mansi, Vol. II., p. 469), worin sie sagen: „Treu anhängend dem gemeinschaftlichen Bande der Bruderliebe, und der Einheit der Mutter, der Reichskirche, „grüßen wir, die auf Befehl des Kaisers in der „Stadt Arles Versammelten, dich, ruhmwürdiger Vater „(papa), mit schuldiger Ehrfurcht. — Denn es däuchte „uns gut (placuit), daß auch von dir, der du einen „größern Sprengel hast, und durch dich alle unterrichtet würden (von unsern Beschlüssen)."

Vorzüglich wichtig sind die Briefe Cyprians, Bischoffs von Karthago, und sein Briefwechsel mit den römischen Bischöffen. Der römische Klerus gibt Cyprian den Titel papa (z. B. im 30. und 31. Briefe), und sagt in einem Briefe an den Klerus zu Karthago (2. Br.): „Wir haben vernommen, daß der gesegnete papa (Papst) „Cyprian gestorben ist." Cyprian nennt in seinen Briefen an den Bischoff zu Rom diesen nicht nur seinen Collegen (3. Br. 52. Br.), sondern behandelt ihn auch durchaus nur als Collegen, nie als Vorgesetzten. Das Wichtigste aus seinem Briefwechsel mit Rom, dessen

Aechtheit unzweifelhaft ist, dürfte Folgendes seyn. Er schreibt im 29. Brief an den Klerus zu Rom: „Sowohl „die gegenseitige Liebe als unser Verhältniß fordert, euerer „Mitwissenschaft nichts von dem, was wir vornehmen, zu „entziehen, damit wir, was den Nutzen der Kirche betrifft, „gemeinsame Beschlüsse fassen.“ Der römische Klerus antwortet hierauf (13. Br.): „Du hast nach deiner Ge„wohnheit gehandelt, indem du uns von einer Sache, „welche Sorge erregt, in Kenntniß hast setzen wollen. „Uns allen liegt es nämlich ob, für den Körper der „ganzen Kirche, deren Glieder durch so verschiedene Pro„vinzen zerstreut sind, zu sorgen.“ — Der römische Klerus schreibt ferner im 31. Br. an Cyprian: „Obgleich ein „redliches Gemüth — — mit dem Beifall Gottes zufrieden „ist, und weder das Lob Anderer sucht, noch ihren Tadel „fürchtet, so sind doch diejenigen doppelten Lobes werth, „die, indem sie wissen, daß sie bloß dem Urtheile „Gottes verantwortlich sind, doch ihre Handlun„gen auch von ihren Brüdern gebilligt zu sehen wün„schen. Daß du, lieber Bruder Cyprian, dieses thust, ist „nicht zu verwundern, indem du nach deiner angebornen „Bescheidenheit und Sorgfalt uns nicht sowohl zu „Richtern, als vielmehr zu Theilnehmern deiner „Beschlüsse haben willst, damit wir durch die Billi„gung dessen, was du thust, Lob gewinnen, „und deiner guten Rathschläge Erben werden „können, weil wir ihnen beitreten. Denn man „wird das als unser gemeinschaftliches Werk betrachten, „worin wir durch Einstimmigkeit des Urtheils und der „Kirchenzucht verbunden gefunden werden.“ — Cyprian im 52. Briefe, nachdem er gesagt hat, daß er eine Synode der Afrikanischen Bischöffe, um den Streit über die Gefallenen zu schlichten, versammelt habe, führt fort: „Sollte

„die Anzahl der Afrikanischen Bischöffe nicht ausreichend „scheinen, so habe ich auch über die Sache an Cornelius „(Bischoff in Rom), meinen Collegen, geschrieben, „der auch selbst mit mehrern Mitbischöffen auf einer ge„haltenen Synode unsrer Meinung beigetreten ist." — Indem er den römischen Bischoff Stephanus einlud, dem Beschlusse der Afrikanischen Bischöffe über die Ketzertaufe beizutreten, schreibt er an ihn im 72. Briefe:

„Dieses habe ich zu deiner Kenntniß gebracht, „geliebter Bruder, theils wegen unsers gemein„schaftlichen Amtes (pro honore communi), „theils aus aufrichtiger Liebe, indem ich „glaube, daß auch dir, nach der Wahrheit deiner „Frömmigkeit und deines Glaubens, das genehm „seyn werde, was eben so fromm als wahr ist. „Uebrigens, da ich weiß, daß manche auf ihrer Mei„nung beharren, und, ohne jedoch das Band des „Friedens und der Eintracht unter Collegen zu lösen, „bei der Gewohnheit ihrer Kirchen bleiben wollen; „so will ich hierin niemand Gewalt anthun, oder eine „Vorschrift geben, indem jeder Bischoff in der „Verwaltung der Kirche seinem freien „Urtheile folgen darf, da er dem Herrn „über seine Handlungen Rechenschaft ge„ben muß."

Auf der Kirchenversammlung zu Karthago im J. 256, wo die Bischöffe der Provinz Afrika, Numidiens und Mauritaniens versammelt waren, sagt Cyprian, der die Synode leitete: er wolle niemand seine Meinung aufdringen, und setzt hinzu: „denn keiner von uns macht sich ja selbst zum „Bischoff der Bischöffe, oder dringt durch tyrannisches „Schrecken seine Collegen zu einem gezwungenen Gehor„sam, da jeder Bischoff nach seiner Freiheit und Gewalt

„seinen Entschluß frei hat, und eben so wenig von einem „andern Vorschrift anzunehmen hat (judicari possit), als „er selbst andern Vorschrift geben kann. Vielmehr erwarten wir alle den Urtheilsspruch unsers Herrn Jesu Christi, „der einzig und allein die Macht hat, sowohl uns das „Regiment in seiner Kirche zu übertragen, als auch unsre „Handlungen zu richten."

V.

Zu S. 103. Ueber Matth. 16, 18., Joh. 20, 23.

Origenes (Commentar über Matth. Tom. XII, 10. f.) macht zu den Worten: „du bist Petrus 2c." folgende Bemerkung: „ein Fels ist jeder Schüler Christi, und auf „einen solchen Felsen wird die ganze kirchliche Lehre und „das ihr gemäße gemeine Wesen erbauet. — Wenn du „aber glauben wolltest, die ganze Kirche Gottes sey auf „den einzigen Petrus allein gebauet, was wolltest du „von Johannes oder jedem andern Apostel sagen? Oder „möchte jemand zu behaupten wagen, daß die Pforten der „Hölle nur den Petrus nicht überwältigen konnten, aber stärker seyen als die andern Apostel und die Frommen? Ist „nicht das Wort: die Pforten der Hölle werden sie nicht „überwältigen, zu allen und jeden gesagt? eben so „wie das Wort: auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde „bauen? Sind etwa dem Petrus allein die Schlüssel des „Himmelreichs gegeben worden, so daß keiner der andern „Seligen (Apostel) sie bekommen hätte? Wenn aber das „Wort: „ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben," „auf alle geht (siehe Matth. 18, 18.), warum nicht auch „das Vorhergehende, das nur zu Petro allein gesagt zu „seyn scheint?" — (Er behauptet daher, jeder, der wie

Petrus beschaffen sey, sey ein geistiger Petrus, und das Wort Jesu gelte auch von ihm).

Tertullian, s. die vorhin unter I. angeführte merkwürdige Stelle.

Cyprian bezieht die Worte: du bist Petrus ꝛc. auf die Stiftung der christlichen Bischoffswürde überhaupt, und sagt im 27sten Briefe: „unser Herr, indem er das „bischöffliche Amt und die Ordnung in seiner Kirche „gründet, sagt (Matth. 16, 18. 19.) zu Petrus: „ich sage „dir: du bist Petrus, und auf diesen Felsen ꝛc." Daher schreibt „sich vermittelst der Succession im Laufe der Zeit die Ein„setzung der Bischöffe und die Einrichtung der Kirche, so, „daß die Kirche auf die Bischöffe (super episcopos) „gestellt ist, und alle Verhandlungen in der Kirche durch sie, „als Vorgesetzte, geleitet werden." — In seiner Schrift „über die Einheit der Kirche", wo er besonders zu beweisen sucht, daß der dem Bischoff untergebene Klerus sich von diesem nicht trennen könne, weil das bischöffliche Amt, auf dem die Kirche ruhe, nur eins und dasselbe sey, — sucht er die Einheit des bischöfflichen Amtes auch dadurch zu erweisen, daß es mit Einem, nämlich Petrus, begonnen habe; denn obgleich Jesus hernach allen Aposteln dasselbe Amt ertheilt habe, so sey doch dieses bei Petrus zuerst geschehen, so daß die bischöffliche Auctorität gleich ursprünglich von einer Einheit angefangen habe. Die merkwürdigen, oft mißgedeuteten Worte Cyprians sind:

„Der Herr spricht zu Petrus (Matth. 16, 18. 19.): „„ich sage dir, du bist Petrus, und auf die„„sen Felsen ꝛc." Deßgleichen sagt er zu ihm nach „seiner Auferstehung (Joh. 21, 15—17.): weide „meine Lämmer. Auf diesen einen (super illum „unum) bauet er seine Kirche, und ihm trägt er auf, „seine Lämmer zu weiden. Und ob er gleich nach sei-

„ner Auferstehung allen Aposteln eine gleiche „Gewalt ertheilt, und sagt (Joh. 20.): „wie „„mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch; „„nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr die „„Sünde erlasset ꝛc.", so hat er doch, um die Ein„heit (des Bischoffsamtes) anzuzeigen, seiner Macht „gemäß bestimmt, daß der Ursprung dieser Einheit „mit Einem beginnen sollte (unitatis ejusdem „originem ab uno incipientem sua auctoritate dis„posuit). Das, was Petrus war, waren „allerdings auch die andern Apostel, glei„ches Geschäfts, gleicher Ehre, und glei„cher Macht theilhaft, aber der Anfang be„gann mit Einem, die Ehre des Anfangs wurde „Petro gegeben, um zu zeigen, daß die Kirche Jesu „eine, und das bischöffliche Amt nur eines seyn sollte." (Hoc erant utique et caeteri apostoli quod fuit Petrus, pari consortio praediti et honoris et potestatis, sed exordium ab unitate proficiscitur, et primatus Petro datur, ut una Christi ecclesia, et cathedra una monstretur. — Die Worte: primatus Petro datur, können in diesem Zusammenhange nimmer heißen: Petrus erhielt die Herrschaft über die andern Apostel, sondern nur: er wurde unter ihnen zuerst zum Bischoff ernannt, und die andern später. Dieses zeigt auch die unter Num. VI. angeführte Stelle aus Cyprians 71sten Briefe unwidersprechlich.)

VI.

Zu S. 105. Daß Petrus nicht der Oberherr er andern Apostel gewesen sey, sagen nicht nur e unter Num. V. angeführten Stellen des Origenes und

Cyprian, sondern es erhellt auch aus andern Aussprüchen der Kirchenväter.

Origenes (Homilien über das 2. B. Mos. Hom. 9, §. 3.) vergleicht die christliche Kirche mit der Stiftshütte, und sagt: „die Säulen der Kirche sind die Lehrer und Die-„ner, von denen Paulus (Galat. 2, 9.) sagt: „**Petrus**, „„**Jakobus und Johannes**, welche die Säulen zu „„seyn schienen.“ — Das **Haupt** der Säulen aber ist „der, von welchem der Apostel (1. Kor. 11, 3.) sagt: das „Haupt des Mannes ist **Christus**.“ — Derselbe nennt in der 3ten Homilie über 4. Mos. den Apostel Paulus, **den größten der Apostel**. —

Clemens, der Alexandriner, sagt (nach Eusebius Kirchengesch. 2tes B. 1. Kap.): **Petrus, Jakobus und Johannes**, so sehr sie auch von dem Herrn vor andern geehrt worden seyen, hätten doch nicht nach der Himmelfahrt Jesu sich über den Ehrenplatz gestritten, sondern Jakobus den Gerechten zum Bischoff von Jerusalem gewählt.

In den „**apostolischen Verordnungen**“ steht Petrus ohne Auszeichnung in der Reihe der andern Apostel, und diese sagen von ihm (7tes B. 2tes Kap.): „unser **Mitapostel**, Petrus.“

Cyprian im 71sten Briefe schreibt: „Auch Petrus, den doch der Herr zuerst erwählte, und auf den er seine Kirche bauete, da Paulus späterhin mit ihm über die Beschneidung in Streit gerieth (s. Galat. 2, 11. ff.), maaßte sich nicht etwa stolz und übermüthig etwas an, so daß er gesagt hätte, er sey **zuerst** berufen worden (se primatum tenere) und die Neulinge und später Berufenen müßten ihm gehorchen.“

VII.

Zu S. 105. Daß man den **Primat in der Kirche nach dem Tode aller Apostel** nicht dem Bischoff von Rom beilegte, zeigen einige Stellen des Kirchenvaters **Eusebius**, die er aus alten Kirchenschriftstellern in seiner Kirchengeschichte anführt, nämlich:

Hegesippus, nach der Mitte des 2ten Jahrh. lebend, schreibt (nach Euseb. II. 23.): „nach den Aposteln überkam die Kirche (διαδέχεται τὴν ἐκκλησίαν μετὰ τῶν ἀποστόλων) Jakobus, der Bruder des Herrn, der von Allen der Gerechte genannt wurde.“ — **Eusebius** erzählt (Kirchengesch. 3, 20.): es gab zur Zeit des Kaisers Domitian noch einige aus der Verwandtschaft Jesu, Enkel des Judas, des leiblichen Bruders Jesu, die Domitian vor sich kommen ließ, aber als unschädliche Männer, ohne Reichthümer, wieder entließ. „**Nach ihrer Entlassung sollen sie den** „**Kirchen vorgestanden** haben, weil sie zugleich Märtyrer und Verwandte Jesu waren.“ Von denselben Verwandten Jesu heißt es bei Eusebius (III. 32.): „**sie stehen** „**der ganzen Kirche vor** (προηγοῦνται πάσης ἐκκλη-„σίας) als Märtyrer und weil sie vom Geschlecht des Herrn „sind.“ — (Wie hätte man die Verwandten Jesu so berücksichtigen können, wenn Petrus Oberster der Apostel gewesen wäre, und seine Oberherrschaft, wie die römische Kirche behauptet, den Bischöffen von Rom übertragen hätte?)

VIII.

Zu S. 110. Kein Zwang in Sachen des Glaubens.

Tertullian (an Scapula): „Nach menschlichem „Recht und natürlicher Freiheit darf jeder, was er (für

„göttlich) hält, verehren; die Religion des einen fördert „oder hindert ja den andern nicht. Aber es ist der Religion „nicht angemessen, Religion erzwingen wollen, die vielmehr „freiwillig, nicht durch Gewalt, angenommen werden „muß."

Lactantius (Unterricht von den göttlichen Dingen, 5. B. 20. Kap.): „es bedarf keiner Gewalt und keines Un„rechts, weil die Religion nicht erzwungen werden kann. „Mit Worten, nicht mit Schlägen ist die Sache zu „treiben, damit sie freiwillig geschehe. Sie (die Heiden) „mögen lieber die Schärfe ihres Verstandes anwenden, und „wenn sie richtige Gründe haben, dieselben vorbringen. „Wenn sie lehren wollen, so sind wir bereit zu hören; wenn „sie stumm bleiben, glauben wir ihnen nichts, und wenn sie „wüthen, weichen wir nicht. Sie mögen uns nachahmen, „und die Gründe der ganzen Sache vortragen."

IX.

Zu S. 117. Priester sollen keine Herren seyn.

Origenes in der 16ten Homilie über das 1. B. Mosis Kap. 5. sagt bei Erklärung der Stelle 1. Mos. 47, 21. f.: „Willst „du wissen, was für ein Unterschied ist zwischen den Prie„stern Pharao's und den Priestern Gottes? Pharao gab „seinen Priestern Land, der Herr aber gab seinen Prie„stern kein Land zum Antheil, sondern sagte: ich selbst will „euer Theil seyn (4. Mos. 18, 20.). Beherzigt daher, alle „ihr Priester des Herrn, diesen Unterschied, damit ihr nicht „etwa mehr Priester Pharao's, als Priester des Herrn zu „seyn scheint, wenn ihr Land besitzt und irdischen Geschäf„ten obliegt. Pharao will, daß seine Priester Land besi„tzen, und mehr der Ackersorge als der Seelsorge, mehr „dem Felde als dem Gesetze obliegen. Christus aber gebie-

„thet seinen Priestern (Luk. 14, 33.): „wer nicht alles ver„läßt was er hat, kann mein Schüler nicht seyn.“ — Derselbe in der 6. Homil. über Jesaias §. 1.: „nicht zur „Herrschaft, sondern zum Dienst der Kirche wird berufen, „wer zum Bischoff berufen wird.“ — Derselbe im Commentar über den Matthäus §. 61.: „jeder Bischoff, der „nicht als Diener seinen Mitbrüdern dient, sondern gleich „als ein Herr, der sündigt gegen Gott.“ — Derselbe im Commentar über den Brief an die Römer, 9. B. 3. Kap.: „wer seinen Brüdern oder der Kirche vorgesetzt ist, der darf „nicht mit der Sorge menschlicher Streitsachen und irdischer „Dinge beladen seyn.“

X.

Zu S. 127. Der freie Gebrauch der heiligen Schrift.

Origenes (Homil. über Jeremias, IV, 6.) ermahnt zum Lesen der Schrift als des wirksamsten Mittels der sittlichen Besserung: „die wahre Besserung ist das (d. i. ge„schieht durch das) Lesen des alten Testaments, das Be„trachten und Nachahmen der Gerechten, — das Lesen der „Schriften des neuen Testaments und der Worte der Apo„stel, die man nach dem Lesen sich in's Herz schreiben und darnach leben muß 2c.“

Cyprian (über die Schauspiele) ermahnt statt der heidnischen Schauspiele lieber die großen Schauspiele Gottes zu betrachten; — „besonders muß der gläubige Christ immer über den heiligen Schriften liegen, wo er würdige Schauspiele des Glaubens findet.“

Pamphilus (der Freund und Zeitgenosse des Eusebius) wird von Hieronymus (Apol. 1. gegen Ruffin) gelobt, „daß er auch die heiligen Schriften nicht nur Män-

nern, sondern auch Frauen, die er eifrig sah zu lesen, sehr bereitwillig ausgetheilt habe, nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Behalten."

Der Kaiser Julian, der vom Christenthum abfiel, machte es (nach Cyrillus Alexandr. VI, 9.) den Christen zum Vorwurf, „daß sie den Weibern und Knaben verstatteten, die heiligen Schriften zu lesen."

XI.

Zu S. 143. Die Erblehre, oder mündliche Ueberlieferung (Tradition).

Die ältesten Kirchenväter legten allerdings einen Werth auf das, was die Apostel mündlich in den ersten Gemeinden gelehrt hatten, weil die Schriften derselben nur nach und nach geschrieben wurden, und in der ersten Zeit, theils wegen der Entfernung der Gemeinden, theils wegen des hohen Preises der Abschriften, nicht überall gleich zu haben waren. So wie aber die Schriften der Evangelisten und Apostel im 2ten Jahrh. mehr und mehr verbreitet und gesammelt wurden, und sich die Sammlung dieser Schriften, die wir noch jetzt unter dem Namen des neuen Testaments kennen, bildete: so legten sie auf diese, als die zuverlässigste Quelle der Erkenntniß der Lehre Jesu und der Apostel, den höchsten Werth, und waren weit entfernt von dem Gedanken, daß die Tradition etwas anderes enthalten könne, als was die Schriften der Evangelisten und Apostel darbiethen. Wir sehen aus ihren Aeußerungen, daß nicht nur die Tradition im Laufe der Zeit ungewiß geworden war, und daß sich auch Ketzer für ihre Irrthümer auf die Tradition beriefen, sondern daß die Kirchenlehrer auch die Wahrheit der Tradition nach der Schrift, als dem sichersten Probierstein, beurtheilten.

Papias, Bischoff zu Hierapolis im Anfange des 2ten Jahrh., schrieb 5 Bücher über die Erklärung der Aussprüche Jesu, die verloren gegangen sind. Eusebius aber erzählt, daß Papias darin sage: alles, was er niedergeschrieben habe, das habe er aus dem mündlichen Unterricht apostolischer Männer, indem er immer nur gefragt habe, was ein Johannes, Petrus, Philippus, Thomas, Jakobus, Matthäus, gelehrt hätten. Dieses war also der älteste Zeuge der Tradition. Gleichwohl sagt Eusebius (Kirchengesch. III. im letzten Kapitel) von Papias: „dieser Zusammenschreiber trägt auch manches andere vor, als sey es aus mündlicher Ueberlieferung an ihn gekommen, etliche befremdende Gleichnißreden und Lehraussprüche des Erlösers, und einiges, was allzufabelhaft ist."

Nach Irenäus (adv. haer. 5.) war ein Streit zwischen der römischen und der asiatischen Kirche über die Dauer der Fasten, wobei jene sich auf die von Petrus und Paulus, diese sich auf die von Johannes erhaltene Tradition beruften. Irenäus legte zwar einen großen Werth auf die mündliche Ueberlieferung, sagt aber doch (gegen die Ketzer 3. B. 1. Kap. §. 1.): „wir haben durch keinen andern „die Ordnung unsers Heils kennen gelernt, als durch die„jenigen, durch welche das Evangelium zu uns gekommen „ist, die es zwar damals (zu Anfang) als Herolde münd„lich verkündigten, hernach aber dasselbe nach Gottes Wil„len in Schriften für uns (nobis) niederlegten, damit „es Grund und Säule unsers Glaubens seyn „sollte". — Er erzählt nun die Abfassung unserer 4 Evangelien, und fährt fort: „Wer diesen Schriften nicht bei„stimmt, der verachtet die Theilnehmer des Lebens des „Herrn (participes domini), verachtet Christum — wel„ches alle Ketzer thun." — Und ebendaselbst Kap. 4, §. 1. sagt er: „Wenn über eine, obgleich geringfügige Frage

„Streit entsteht, müßte man da nicht zurückgehen zu den ältesten Kirchen, in welchen sich die Apostel aufhielten, und „von ihnen das in der Sache Wahre entnehmen? Wie nun „aber, wenn uns die Apostel nicht einmal Schriften hinterlassen hätten, müßte man dann nicht der „mündlichen Ueberlieferung folgen, welche sie den Kirchen, „wo sie lehrten, übergaben?" (Irenäus zieht also hier offenbar die Schrift der Tradition vor.)

Origenes (2te Homil. über Ezech. §. 2.): „Höre „die Ketzer, wie sie behaupten, die Lehre (traditio„nem) der Apostel zu haben. — — Wenn aber tausend „Menschen meine Reden für wahr halten, und sie wären „nach einem Ausspruch Gottes (in der Schrift) falsch, was „könnte es mir helfen? — Das ist es, wonach man „fragen muß, daß der Herr als Zeuge meiner Leh„ren bei mir stehe, daß er selbst, was ich vorbringe, „bestätige in Zeugnissen der heiligen Schrif„ten."

Cyprian, Bischoff von Karthago, hatte mit den afrikanischen Bischöffen auf einer Synode festgesetzt, daß die von ketzerischen Partheien getauften Christen, wenn sie sich zu der allgemeinen Kirche wendeten, noch einmal getauft werden müßten, weil die Taufe der Ketzer ungültig sey. Er theilte diese Beschlüsse dem römischen Bischoffe Stephanus mit, der ihnen aber nicht beitrat, die Gültigkeit der Ketzertaufe behauptete, und sich dabei auf die Tradition berief. Er hatte gegen Cyprian den Grundsatz ausgesprochen: nichts neues dürfe aufkommen, wenn es nicht in der Tradition enthalten sey (nihil innovetur, nisi quod traditum est). Darüber äußert sich nun Cyprian im 74sten Briefe: „Woher stammt denn jene Tradition? etwa aus „dem Ansehen des Herrn und der Evangelien, oder aus

„den Befehlen und Briefen der Apostel? denn Gott selbst „bezeugt (Jos. 1,8.), nur das, was geschrieben sey, „solle geschehen. — Wenn also entweder in den Evange„lien, oder in den Briefen der Apostel oder der Apostelge„schichte befohlen wird oder enthalten ist, die von Ketzerpar„theien kommenden nicht zu taufen, sondern ihnen bloß die „Hand aufzulegen, so wäre eine solche göttliche und heilige „Tradition zu beobachten. — Es ist aber Hartnäckigkeit „und Vorurtheil, eine menschliche Tradition dem göttlichen „Befehle vorzuziehen. — — Wenn wir zu dem Haupt „und Ursprung der göttlichen Tradition (d. i. zu der Schrift) „zurückkehren, so weicht der menschliche Irrthum. Wenn „ein Anfangs reichlich fließender Wasserkanal plötzlich ver„siegt, wendet man sich da nicht zur Quelle, um den Grund „des Versiegens aufzufinden? das müssen auch jetzt (in „diesem Streite) die Priester thun, nämlich wenn die Wahr„heit in einem Stücke ungewiß und schwankend ist, daß wir „zu dem Ursprung, der vom Herrn stammt (ad originem „dominicam), und zu der (schriftlichen) Lehre der Evange„listen und Apostel zurückkehren." — In derselben Sache schreibt Firmilian über Stephanus (75. Br.): „was das „Vorgeben des Stephanus betrifft, als hätten die Apostel „mündlich das Verboth gegeben, die von den Ketzern kom„menden nicht zu taufen, so antwortet ihr ganz recht, daß „ihr sagt, niemand sey so thöricht dieses zu glau„ben. Daß die zu Rom nicht alles beobachten, was ur„sprünglich gelehrt worden sey, und sich vergeblich auf „das Ansehen der Apostel berufen, kann man auch daraus „abnehmen, daß sie über die Feier des Passahfestes und „viele andere Geheimnisse der Religion ab„weichende Meinungen haben, und nicht alles „auf gleiche Weise beobachten, was zu Jerusalem ge„schieht."

XII.

Zu S. 189.: Alle fromme Christen sind Priester.

Clemens, der Alexandriner (Strom. IV., 25), sagt: „nur allein die rein lebenden sind die wahren Priester Gottes." — Derselbe (Strom. VII., 7), wo er von dem Weisen und Frommen (dem Gnostiker) spricht, setzt hinzu: „Dieser ist allein der wahrhaft königliche Mensch; „er ist der heilige Priester Gottes."

Tertullian (Ermahnung zur Keuschheit, 7. Kapitel): „wir würden weit irren, wenn wir glauben woll„ten, das, was dem Priester nicht ziemt, sey dem Laien „erlaubt. Sind nicht auch die Laien Priester? „Es stehet geschrieben (Offenb. 1): „er hat uns zu Kö„„nigen und Priestern Gotte, seinem Vater, gemacht." „Den Unterschied zwischen dem Priesterstande „und dem Volke hat die Kirche aufgestellt. — „Wo drei beisammen sind, ist eine Kirche; mögen es auch „Laien seyn. Denn jeder lebt seines Glaubens. Wenn du „also in dir, wo du es nothwendig haben mußt, das „Recht des Priesters hast, so muß das priesterliche Recht „auch eine priesterliche Aufführung nothwendig machen."

Origenes in der 9. Homilie über das 3. B. M. §. 9.: „Alle, die (bei der Taufe) mit dem heiligen Oele „gesalbt worden sind, sind Priester, wie auch Petrus „(1. Br. 2, 9) zu der ganzen Kirche sagte: „ihr seyd „ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priester„thum, ein heiliges Volk. — Auch hat jeder von uns „sein (priesterliches) Opfer in sich selbst. Wenn ich mich „daher meiner Güter entäußere, mein Kreuz auf mich „nehme und Christo nachfolge, — wenn ich meine Brü„der liebe, so, daß ich auch das Leben für sie lasse, wenn „ich für Gerechtigkeit und Wahrheit bis zum Tode

„kämpfe; wenn ich die Begierden des Fleisches in mir „tödte, wenn mir die Welt gekreuzigt ist, und ich der „Welt; dann habe ich ein Opfer dargebracht auf dem Al„tare Gottes, dann werde ich selbst der Priester meines „Opfers.»

XII.b

Zu S. 243.: Die Entziehung des Kelchs.

Es findet sich in der ältern Kirche durchaus keine Spur davon, daß man Bedenken gefunden habe, den Kelch mit auszutheilen; vielmehr wird der Austheilung desselben überall gedacht. Die sogenannten „apostolischen Verordnungen", die doch spätern Ursprungs sind, bestimmen vielmehr die Liturgie des Abendmahls im 8. B. 13. Kapitel ausdrücklich also: „der Bischoff reiche das Opfer (das „Brod) dar und spreche: der Leib Christi! und der Em„pfangende sage: Amen! der Diakonus aber ergreife den „Kelch, und, indem er ihn darreicht, spreche er: das „Blut Christi, der Kelch des Lebens! und der „Trinkende sage: Amen!»

Die Ehrfurcht vor der Einsetzung Christi war bei den Kirchenvätern so groß, daß sie es schon für höchst unerlaubt erklärten, daß Einige nicht Wein mit Wasser vermischt, sondern bloß Wasser im Kelche darreichten. Cyprian schreibt darüber im 63. Briefe: „du weißt, daß wir verbun„den sind, bei Darreichung des Kelchs die Vorschrift des „Herrn zu beobachten, und nichts anders zu thun, als was „Christus zuerst gethan hat, nämlich Wein mit Wasser ver„mischt darzureichen. — Daß aber von den evangelischen Vor„schriften schlechterdings nicht abzuweichen sey, „und daß auch die Schüler thun und beobachten müssen, was

„der Meister lehrte und that, das schärft uns Paulus an
„einem andern Orte (Galat. 1, 6—8) sehr nachdrücklich
„ein. Da also weder der Apostel selbst, noch ein Engel
„vom Himmel etwas anderes verkündigen und lehren darf,
„als was Christus und die Apostel einmal verkündiget ha-
„ben, so befremdet es mich sehr, daß an einigen Orten
„gegen die evangelische und apostolische Anordnung Wasser
„im Kelch des Herrn dargereicht wird. — — Denn wenn
„bei dem von Christo dargebrachten Opfer Christo allein zu
„folgen ist, so müssen wir auch das beobachten und thun,
„was Jesus gethan und zu beobachten gebothen hat.
„Denn der göttlichen Wahrheit muß man fol-
„gen, nicht der Gewohnheit eines Menschen.
„Wenn es nach Matth. 5, 19. nicht erlaubt ist,
„das geringste göttliche Gebot aufzulösen,
„wie wie viel mehr wird es Pflicht seyn, das,
„was zu einem so großen, und auf das Leiden
„des Herrn und unsre Erlösung Bezug haben-
„den Geheimniß gehört, nicht zu brechen, oder
„in etwas anderes, als die göttliche Ein-
„setzung ist, aus menschlicher Tradition zu
„verwandeln."

XIII.

Zu S. 271.

Der Kardinal Bellarmin zählt selbst 18 Päpste an, welche die Entthronung weltlicher Fürsten versucht haben. — In den Glossen zu den päpstlichen Decretalien werden die übertriebensten Vorstellungen von der päpstlichen Macht vorgetragen. Glossa in cap. 2. c. 15. quaest. 6. heißt es: „Der Papst kann gegen das Evangelium, die Apostel und das Naturrecht dispensiren." Die Glosse

zu canon. 3. tit. 7. lib. 1. decret. Gregor. IX. sagt: „die einzige Ursache, die man von allem, was der Papst thut, zu geben hat, ist: weil es sein Wille ist. Und wer sollte kühn genug seyn, sich zu erfrechen, ihm zu sagen: warum handelst du also? da er über alles Recht erhaben ist, so kann er auch von Allem dispensiren. Die Ungerechtigkeit selbst kann er gerade machen; alle Reichsverfügungen kann er nach Belieben ändern und umstoßen." — Die Glossa ad cap. 4. Extravag. Joann. XXII. de verbor. signific. sagt: „wer sich erkühnen wird zu behaupten, daß der Herr, unser Gott, der Papst, der Urheber dieser Decretale, nicht also habe verordnen können, der müßte als Ketzer betrachtet werden." (Man schämte sich späterhin der gotteslästerlichen Worte: „der Herr unser Gott", und ließ sie weg; sie finden sich aber noch in mehrern alten Ausgaben, z. B. der zu Lyon im Jahre 1584 und 1606 erschienenen, deßgleichen in der Pariser von 1585. 1601. 1612.) — Der Papst Gregor der 7te erklärte den deutschen Kaiser, Heinrich den 4ten, für abgesetzt, und dieser mußte als ein Büßender vor dem Papste erscheinen. Der Papst Innocenz der 4te sprach auf der Kirchenversammlung zu Lyon (1245) „als Statthalter Gottes" den Bann über den Kaiser Friedrich den 2ten aus, erklärte ihn für abgesetzt, und sprach alle seine Unterthanen von dem geleisteten Huldigungseide los. Der Papst Hadrian der 4te gab dem König Heinrich dem 2ten von England die Erlaubniß, Irland zu erobern, unter dem Versprechen, daß der König von jedem Hause einen jährlichen Zins nach Rom schicke. Der Papst Innocenz der dritte entband die Engländer des Eides der Treue gegen den König Johann, und verschenkte England an Frankreich, und Johann mußte des Papstes Gnade durch das Versprechen erkaufen, jährlich 1000 Mark als Lehns-

zins für England und Irland nach Rom zu senden. — Den von den Päpsten aufgestellten Grundsatz: „daß der Papst der einzige Bischoff der Christenheit, mithin das ganze Kirchenguth sein Eigenthum sey“, benutzten sie, um alle Länder des Abendlandes auf vielfältige Art zu besteuern. Sie entzogen die Klöster der Aufsicht der Bischöffe und nahmen sie gegen ein bedeutendes Schutzgeld in ihren Schutz; sie behaupteten nun, das Recht allein zu haben, Bischöffe einzusetzen, und ließen sich dafür von den neu anzustellenden Bischöffen, besonders in Deutschland, große Summen (die sogenannten Palliengelder) bezahlen. Dabei blieb es aber nicht. Der Papst Johann der 22ste sprach den Päpsten den einjährigen Ertrag jeder zur Erledigung gekommenen geistlichen Stelle zu (Annaten). Ein andrer, Paul der 2te, befahl (1470), daß der Ertrag jeder geistlichen Stelle in jedem funfzehnten Jahre an die päpstliche Kammer abgeliefert werden müßte, was man Quindenien nannte. Ferner sprachen sie sich zu den Ertrag aller geistlichen Stellen während einer Vakanz, und das Recht, alle verstorbene Geistliche zu beerben. Den wichtigsten Erwerb gewährte der Sündenablaß für Geld. Nicht zufrieden mit dem, was bei ihnen gesucht wurde, sandten sie oft auch Ablaßzeddel bald in dieses oder jenes Reich, besonders nach Deutschland zum besondern Vertrieb. Sehr einträglich wurde auch das von dem Papst Bonifazius dem 8ten im Jahre 1301 erfundene Jubeljahr (wozu er die Veranlassung aus 3. Mos. Kap. 25. nahm), wobei allen nach Rom Pilgernden vollkommener Ablaß bewilligt wurde. Es sollte nur alle 100 Jahre gefeiert werden, war aber so einträglich gewesen, daß man diese Zeit viel zu lang fand. Der Papst Clemens der 6te (1350) verordnete daher, es alle funfzig Jahre zu feiern; der Papst Urban der 6te, daß es auch im dreiunddreißigsten Jahre jedes Jahrhunderts

(weil Christus dreiunddreißig Jahre gelebt habe), Paul der zweite aber, daß es alle fünfundzwanzig Jahre gefeiert werden sollte, wozu Bonifazius der 9te (1390) noch verordnete, daß man allen Ablaß erhalten solle, wenn man nur das Geld, das die Pilgerreise nach Rom kosten würde, nach Rom sende. — Niemand war dieser endlosen Erpressungen müder als die deutschen Fürsten. Sie hörten nicht auf, ihre Beschwerden (die gravamina nationis germanicae) zur Sprache zu bringen, und auf Abstellung zu bringen; doch ganz vergeblich. Sie mußten diese Erpressungen dulden, bis die Reformation denselben ein Ende machte.

Anzeige.

Von dem Herrn Verfasser dieser Schrift ist bei Justus Perthes in Gotha erschienen:

Aphorismen über die Union der beiden evangelischen Kirchen in Deutschland, ihre gemeinschaftliche Abendmahlsfeier, und den Unterschied ihrer Lehre. XVI u. 128 S. gr. 8. 1819. Geh. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)

Die Frömmigkeit, zwar nicht eine wunderthätige Helferin in Krankheiten, aber doch eine kräftige Beschützerin der Gesundheit und des Lebens. — Eine Predigt, gehalten am 14. Sonnt. n. Trinit. in der Hofkirche zu Gotha. Nebst einem erläuternden Vorworte über die Wunderkuren des Hrn. Fürsten von Hohenlohe. 40 S. 8. 1821. Geh. 3 Gr. (14 Kr.)

Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestantischen Deutschlande. Den Gebildeten der protestantischen Kirche gewidmet. Zweite verm. Auflage. VI u. 208 S. gr. 8. 1822. Geh. 21 Gr. (1 Fl. 34 Kr.)

Lehrbuch der Religion und der Geschichte der christlichen Kirche, für die obern Klassen der Gymnasien und für die gebildeten Stände überhaupt. X u. 306 S. gr. 8. 1824. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

